Princeton University Library
32101 069154589

Gierleute

3488
.755
.P1

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

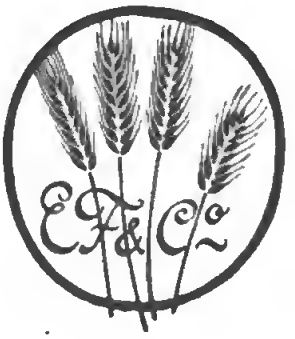
Uferleute

Uferleute

Geſchichten vom untern Rhein

von

Wilhelm Schmidt-Bonn



Egon Fleiſchel & Co.
Berlin
1903

Alle Rechte
beſonders das der Überſetzung
vorbehalten

Digitized by Google

Meiner Mutter

(RECAP)

3488
.755
.391

550122

Inhalt

	Seite
Die Sünde im Wasser	1
Nur noch drei	87
Eltern	121
Der Schmied	137
Die dumme Großmutter	151
Alte Männer	167
Eine rheinische Bäuerin	181
Aschermittwoch	195
Salve tandem	211
Die rote Schürze	233
Die geküßte Frau	247
Der neue Ohm	269
Eisgang	333
Die Hand	355

Die Sünde im Waſſer.

Nicht die Wellen haben es geſungen —
Was wiſſen die Wellen von der Liebe?
Nicht die Vögel haben es gepfiffen —
Was wiſſen die Vögel von den Menſchen?
Es geſchah in der Stadt und ſtand in jeder Zeitung —
Aber was weiß auch die Zeitung?
Nur der Dichter verſteht, der allen freund iſt.

Auf eine Stunde weit hatte der Rhein die Felder überflutet. Ohne Regung und ſonnenbeſchienen, wie eine Metallſcheibe, lag das Waſſer da.

Ein weitäſtiger Baum ſtand einſam mitten darin. In ſeinem Zweigwerk ſprangen an allen Ecken und Enden die ſchmalen Blätter aus den braunen Knoſpenknoten, und über ihm und immer um ihn her lärmte ein tauſendſtimmiges Vogelvolk.

Auf den Baum zu kam ein junger Mann. Das Waſſer ging ihm bis an die Hüften, und er ſchob die Flut mit den Schenkeln vor ſich her. Oft hielt er die Hand an die Augen und ſah nach dem Baum hin. Mit vorgebeugten Schultern und weitgeſetzten Beinen kam er ſchnell näher. Um das Gleichgewicht zu wahren, machte er ſonderbare Bewegungen mit den Armen. Dann ſtand

er still, hielt die Hände, zu einem Kreis gebogen, vor den Mund und rief: „He, Grete! Bist du da?“

Aus dem Baum kam keine Antwort, aber um so kräftiger, in wachsender Angst und Erregung schritt er aus, und als er unter den breitgebogenen Ästen stand, rief er laut auf in freudigem Schreck.

Über zwei Äste gestreckt lag das junge Mädchen da, ihre Arme hielten den dicken Stamm umfaßt, und ihre Beine hingen weit aus dem Kleid hervor.

Der junge Mann stand und sah zu ihr hinauf. Er wollte jubeln, aber nur ganz leise: „Grete —“ kam es aus seinem Mund. Dann griff er schnell und entschlossen in die noch regennassen Äste und zog sich hinauf. Bald war er mit dem Kopf bei ihr, während seine Füße auf dem Ast darunter standen. Er beugte sich ganz über ihr Gesicht, in dem die Augen müd geschlossen waren, horchte auf ihren Atem und legte die Hand auf ihre Brust — ja, die bewegte sich.

Er betrachtete sie: ihr weißes Kleid war schmutzig und naß und zerrissen, ihre Schuhe und Strümpfe waren mit nasser Erde bedeckt und ihr roter Strohhut verfärbt und verbogen. Aber darunter atmete ihr Gesicht still und fröhlich.

Er nahm ihre Hände: sie waren warm. Er

fühlte mit den Fingern an ihren Armen hinauf, so weit er konnte: auch sie waren warm, so kalt und naß auch das Kleid daran klebte. Er zitterte in den Armen vor innerem Jubel, beugte seinen Mund und küßte sie auf die Stirn, wie eine Schwester, nahm ihr Gesicht zwischen seine Hände und betrachtete es und lachte es an, bis sie, wie durch die Gewalt seiner Blicke, endlich die Augen auftat.

Sie lachte schon vorher, noch im Schlaf. Dann, als sie in das Gesicht über dem ihren sah, war sie erstaunt, war sie erschreckt, stammelte sie, indem ihr die Tränen aus den Augen brachen.

Sie wollte in die Höhe in ihrer Freude, aber er drückte ihren Leib hinunter auf die Äste. Sie faßte nach seinen Händen, um ihn zu fühlen, aber er hielt ihr die Arme fest, zog seine Beine auf ihren Ast hinauf und setzte sich neben sie.

„Sei still und iß!“ sagte er, holte ein Butterbrot aus der Tasche und hielt ihr das an den Mund. Aber sie wollte sprechen und sich freuen, und er mußte ihre beiden Hände mit seiner einen zusammenhalten und ihr mit der andern das Brot zwischen die Zähne stecken. Da biß sie hinein und aß langsam, während ihr ganzes Mädchengesicht leuchtete. Sie hatte Hunger, sie aß das ganze, männerhandgroße Brot und noch ein zweites.

Aber dann lachte sie und atmete mit sattem

Magen auf, und er ließ ſie los. Gleich faßte ſie ihn. „Hein, du," ſagte ſie leiſe und legte ihre Stirn in ſeine Hände.

Er ſah auf ſie hinunter und war glücklich. „Iſt dir kalt?" fragte er.

„So warm iſt mir," ſagte ſie und nahm ſeine Hände und jeden einzelnen Finger und drückte ſie mit den ihren.

„Du liegſt wohl nicht ſehr weich auf dem Holz da, was?"

„Sehr nicht," ſagte ſie, „mein Rücken tut mir weh genug."

Er zog ſeine Jacke aus, brach kleine Äſte ab und legte ſie über die großen hin. Er breitete die Jacke darüber aus und legte die Freundin darauf nieder.

Sie ſah ihm fröhlich und dankbar in die Augen. „Daß du gekommen biſt! Was wäre mit mir nun ohne dich?"

„Haſt du gezweifelt, daß ich zu dir komme? daß ich dich finden und nach Haus bringen würde? Nein du! Sieh, ich war noch keine Minute in eurem Haus, als dein Verlobter lachte: ‚Ja, die Grete iſt ſeit zwei Stunden weg, die iſt dir entgegen, die konnte ja nicht erwarten, ihren lieben Vetter endlich zu begrüßen — haſt du ſie nicht getroffen unterwegs? Ich aber ſchnell den Hut auf und wieder zum Haus hinaus, wieder den Weg

zurück. Und da war mir bald klar: die hat abkürzen wollen, ist über den Hügel, hat plötzlich das Wasser gesehen, ging zurück, sah nun auch da Wasser, versuchte doch durchzukommen und kletterte schließlich auf den Baum — es ist ja nichts andres da als der Baum."

Sie schmiegte sich an ihn. „Was tun Vater und Mutter?"

„Sie stehen am Gartenzaun und halten Ausschau nach uns."

„Laß uns fort von hier," sagte sie hastig.

„Ach was, sei jetzt nur nicht mehr bang. In einer Stunde, in zwei Stunden hast du wieder trocken Land unter den Schuhen."

„Kann ich nicht durch das Wasser so gut wie du?"

„Und wenn das Wasser steigt — was dann?"

Er legte sich und streckte sich neben sie aus. Die Äste beugten sich ein wenig, und die Blätter an den Enden raschelten. Sie taten Arm in Arm, er erzählte ihr, und sie hörte mit großen Augen zu. Sie sah ihm in das sonnenverbrannte Studentengesicht, das eine breite Narbe auf der Backe verwegen machte, und bewunderte ihn und drückte seinen Arm an sich.

„Dein Verlobter ist nach einem Boot und nach Leuten aus. Wir müssen auf ihn achten und ihm ein Zeichen geben," sagte er mit gleichgültiger

Stimme. „Sei nur ruhig. Wenn man einen Bürgermeister, so einen kleinen Herrscher, zum Vater hat, wie du, und einen Professor zum Bräutigam, dann kann man schon unbesorgt sein. Dann wird schon geschehen, was nötig ist. Herrgott, wie ich mich auf die paar Wochen bei euch freue! Sag', sind solche Ferien nicht eine wohltätige Einrichtung?"

— — — — — — — — — —

Nach langer Zeit richtete er sich auf, bog die Zweige auseinander und sah nach allen Seiten auf das Wasser hinaus. Die Sonne fing an unterzugehen. „Na, jetzt werden sie bald kommen," sagte er.

Ihr war es gleichgültig. Jetzt hatte sie den Vetter bei sich und war ruhig.

Er sah unter sich: wie das Wasser stieg! Vor weniger Zeit noch sahen die Arme des hölzernen Kreuzes da über der Flut hervor und schon waren sie verschwunden. Er legte sich wieder neben sie, und sie sahen schweigend in das noch kärgliche grüne Laubdach über ihnen, in die kommende und gehende Vogelschar. Er hielt sich die beiden Ohren zu, und sie tat es ihm nach: an der plötzlichen Stille merkten sie erst, welch ein Lärm da über ihnen trillerte und zwitscherte, pfiff und kreischte. Aber dann lauschten sie wieder, und es klang ihnen wie Frühlingsjauchzen. Sie fühlten sich eins mit

den herzſchlagenden Tieren, die das Waſſer mit ihnen auf den Baum getrieben hatte.

„Woran denkſt du?“ fragte er.

„Ich denke an Pudel — lache nicht.“

„Hatteſt du ihn mitgenommen?“

Sie nickte mit dem Kopf. „Er war hinter einem Haſen her. Ich pfiff und rief eine halbe Stunde und wollte zurück, aber nun war überall Waſſer vor mir, und ich watete bis zu dem Baum her.“

„Und dann biſt du eingeſchlafen?“ fragte er mit gutmütigem Spott.

„Ja — denke: ich habe die ganze vorige Nacht getanzt — und dann kam's — ich weiß nicht wie. Ich weiß nur, daß ich wieder wach geworden bin, als du da warſt.“

Er ſprach nichts weiter, und als ſie die Augen wieder eine Weile zumachte, bog er von neuem heimlich die Äſte auseinander und ſah hinaus, ohne den Kopf zu heben. Aber es war nichts zu ſehen, als der Rand der fernen Berge ringsum und über den Obſtbäumen hinten der ſpitze Kirchturm der Stadt. Ebenſo heimlich zog er ſeine Uhr aus der Weſte. Aber ſie merkte es und fragte ihn.

„Sechs Uhr,“ ſagte er, obwohl die Uhr ſtill ſtand und die Sonne ſchon mit ihrem untern Rand an den Bergrücken rührte.

Sie rückte mit den Schultern hin und her,

leiſe, damit er es nicht gewahr wurde. Aber er ſpürte es dennoch. „Liegſt du noch hart?“ fragte er.

„Nein,“ ſagte ſie und lag ganz ruhig.

Er glaubte ihr nicht und zog ſeine Weſte aus, um ihr die unterzulegen. Sie wollte ſich nicht aufrichten, und er ſchob ſie ihr mit Gewalt unter den Rücken. Sie konnte ſich nicht wehren gegen ihn: er hatte ſo viel Kraft in ſeiner einen linken Hand, daß ſie mit ihrem ganzen Leib nicht dagegen ankam.

So lagen ſie, und wieder eine Stunde verging.

Ein jedes fühlte, wie in ſeinem Magen ein Gefühl der Angſt anfing zu zittern. Aber keines ſagte davon dem andern.

— — — — — — — — — —

Durch den Spalt ſeines Hemdes lugte ſeine nackte Bruſt. Sie rührte mit dem Finger daran und lachte ihn an. Dann ſtreifte ſie ſeine Hemdsärmel auf und beſah und befühlte voll Staunen ſeine ſehnigen Arme. Er ließ ſeine Muskeln ſpielen und weidete ſich an ihrer Verwunderung. Nun wollte ſie ſich auch mit ihren Muskeln rühmen. Sie beugte ihren Arm, und er befühlte ihn mit zwei Fingern. Sie biß ſich auf die Zähne, um alle ihre Kraft hineinzulegen. Dann fühlte ſie ſelber, und beide lachten.

So warteten ſie und warteten ſie. Der Schmutz der Vögel fiel auf ſie herab; ſie bauten ein Dach von abgeriſſenen Zweigen über ihren Köpfen, um ſich dagegen zu ſchützen. Auch Scharen von Mücken und Fliegen ſchwärmten ihnen um Hände und Geſicht und ſchienen ſich mit dem ſteigenden Abend zu mehren, als ob das dunkle, ſonnenwarme Waſſer ſie ausbrüte.

Schon ſah von der Seite her der Himmel rot durch die Zweige, und das Grün der Blätter wurde dunkler. Er gab ihr wieder zu eſſen, aber er mußte mit ihr teilen, ſonſt wollte ſie nicht. Er ſchöpfte Waſſer in ſeinen Hut, und ſie tranken zuſammen daraus — es ſchmeckte warm und nach Erde.

Die Vögel ſahen das Brot und flatterten dicht um ſie herum. Grete warf ihnen Brocken zu, und mit ohrenbetäubendem Gezwitſcher ſtürzten ſie ſich darauf. Einem ſetzten die andern ſo mit Schnabelhieben zu, daß er blutend durchs Gezweig ins Waſſer fiel. „Iß deine paar Brocken ſelber," ſagte Hein, und ſie warf nur noch heimlich.

Ihre Kleider, von der Flucht durch Weiden und Geſtrüpp, vom Ausgleiten und Hinfallen naß geworden, waren ſchon wieder trocken und warm. Aber die Schuhe waren von dem Waſſer ſteif und drückten. Sie zogen beide ihre Schuhe aus und hingen ſie an einen Zweig über ſich. —

Sie lagen, und jedes ging ſeinen Gedanken nach.

„Sieh doch, wie nah das Waſſer iſt,“ rief ſie mit einem Male, ſtreckte ein Bein aus und erreichte das Waſſer mit den Zehen.

Sie ſpritzte ihm dicke Tropfen ins Geſicht, während er vor ſich hinſtarrte. „Du,“ ſagte er, „wir wollen höher hinauf klettern.“

Sie ſann, und auf ihr Geſicht legte ſich großäugige Angſt: „Müſſen wir die Nacht hierbleiben — was, du?“

„Ja,“ ſagte er leiſe, „ſie werden erſt morgen kommen und uns holen.“

Sie überlegte. „Können wir nicht auf einen Balken klimmen, der im Waſſer treibt?“

Er ſchüttelte mit dem Kopf. „Dummes Zeug,“ ſagte er, „alles andere als Hierbleiben iſt der Tod.“

Sie lachte, aber dann ſchwieg ſie, atmete ſchneller und drückte ſich an ihn. Ein kalter Schauer lief ihr unter dem Kleid über den Leib. „Daß du bei mir biſt,“ ſagte ſie.

„Es wird eine ſchöne Nacht werden, eine Nacht wie im Märchen, freu' dich doch darüber. — du haſt dein ganzes Leben davon zu erzählen.“

„Ja,“ ſagte ſie mit weiten Augen.

Nun kletterte er hinauf, und ſie reichte ihm Jacke und Weſte mit ausgeſtreckten Armen. Er

nahm die Schuhe dazu und legte alles über ſich, ſo hoch er reichen konnte. Dann kletterte er weiter und ſuchte den beſten Platz aus. Wie ein Affe kroch er auf Händen und Füßen auf die andere Seite des Stammes, breitete die Kleider aus und legte von dem jungen Laub darauf, was er erreichen und abreißen konnte.

„Komm hinauf," rief er zu ihr hinunter.

Sie kam, geſchickt wie ein Junge, zog ſich an ſeiner hingehaltenen Hand hinauf und war voller Freude über das ſchöne Neſt, das er gebaut.

So legten ſie ſich behutſam hin und ſtreckten Glied für Glied aus. Die Äſte hier waren nicht mehr ſo dick und ſchnitten noch mehr in die Knochen. Sie legten Bruſt an Bruſt, ſchlangen die Arme umeinander, und die dunkle Nacht ſchlug langſam ihre Decke über den Baum. Auch das Vogelvolk, jetzt nahe über ihnen, war ruhig und ſchlief. Nur hin und wieder kreiſchte ein kurzer Zank auf.

Grete begann leiſe ein Lied zu ſingen, ein ſtilles, wie es die jungen Mädchen abends in der kleinen Stadt an den Türen ſangen. Es klang ſo ſonderbar in der lautloſen Nacht, in der nur das Waſſer leiſe ſchluckte und gurgelte. Hein ſummte die tiefe Stimme dazu, dann kam ihnen die Luſt, und ſie ſangen laut mit weiter Bruſt. Es klang innig und ſelig wie ein Märchen, eine Nachtigall

löſte ſich von den Zweigen oben und vermiſchte ihr Lied, das ihnen den Atem nahm und Tränen in die Augen lockte, mit dem Menſchenſingen. Nicht lange, dann verhallte es draußen, den Bergen zu, und dann war auch ihr Lied zu Ende. Es ſchauerte ſie beide in der plötzlichen Stille, und ſie ſchmiegten ſich enger aneinander.

„Tu deine Augen zu," ſagte er, „und ſchlafe nur. Habe keine Furcht: ich bleibe wach."

„Ich bin nicht müde," ſagte ſie.

„Tu deine Augen zu," befahl er und taſtete nach ihren Lidern. Sie hatte die Augen zu und atmete bald leiſe und regelmäßig.

Er lauſchte. „Grete?" fragte er. Sie war ſtill, ſie ſchlief. Er lag lange und träumte. Als ſie im Schlafe ſonderbar aufſeufzte, drückte er in einem aufwallenden Gefühle der Gemeinſamkeit ihrer Lage ſeinen Mund auf ihre Backe und auf ihre Stirn und legte ſeine Arme nun feſt um ihren Leib: o, er wollte wach bleiben und ſie hüten! Ihm fielen ihre guten, alten Eltern zu Hauſe in der kleinen, enggaſſigen Stadt ein, er ſtellte ſich vor, was ſie tun und reden mochten — nun, morgen hielten ſie ihr Kind ja wieder in ihren Armen und ſtreichelten ihr mit den weißen, alten Händen über das Haar.

Er ertappte ſich darüber, daß ihm die Augen zugefallen waren, und um ſie offen zu halten,

begann er Verſe vor ſich her zu ſagen. Aber bald hörte er nur noch den Klang, und der Sinn ſchwand ſeinem Bewußtſein. Stundenlang lag er und zwang ſich, wach zu bleiben. Er ſetzte ſich und lauſchte auf die unbeſtimmten Töne, die aus der Welt da draußen faſt unhörbar herüberhallten — wie ein Schlag an Holz, dann wie ein Schleifen und Klirren.

Die Augen taten ihm weh und brannten. Er entſchloß ſich, ſie zuzumachen, ohne zu ſchlafen. Er fing an, Reime zu machen — ein ſchönes, edles Gedicht auf das Mädchen neben ihm, das er ihr morgen, wenn die Sonne ſchien, ſagen wollte. Das Wort „weiß" kam zweimal darin vor: das war die Farbe, die er vor ſich ſah, wenn er an ihren Namen dachte.

Sie atmete laut und tief. Wenn ihre Bruſt ſich hob, fühlte er ſie an der ſeinen. Er ſog ihren Atem ein und dachte, wie duftig der war, und dann dachte er noch, daß er ja nun doch eingeſchlafen war, und dann ſchlief er wirklich. Bald miſchten ſich ſeine vollen, breitbrüſtigen Atemzüge mit den ihren.

— — — — — — — — — —

Früh am andern Morgen war ſie wach.

Über ihr tollten ſchon die Vögel. Gleich drehte ſie den Kopf nach dem Vetter, und als ſie ihn noch ſchlafen ſah, war ſie ganz ſtill. Sie rieb ſich die

Augen und gähnte, und erſt nach einer Weile fiel ihr ganz ihrer beider Lage ein. Aber ſie war nicht mehr bange bei dem hellen, ſteigenden Tag: heute kam ja ihr Verlobter mit den Leuten, und Hein war ja bei ihr.

Sie richtete ſich leiſe auf. Wie tat ihr der Rücken weh! Sie war wie gelähmt, wie mit Stöcken geſchlagen an allen Gliedern. Sie bewegte die Arme und drehte ſich in den Schultern und in den Hüften. Sie ſchob die Zweige über ſich auseinander, und ein blendender Sonnenſtrahl blitzte ihr in die Augen.

Dann wollte ſie zum Waſſer hinunterklettern und trinken und ſich waſchen — aber da erſchrak ſie. Das Waſſer ſtand dicht unter ihr. Ihre Schuhe ſchwammen darauf, und die Sonne erleuchtete es, ſo daß ſie die Äſte, auf denen ſie geſtern geſeſſen, tief unten ſchimmern ſah. Und wenn ſie ihren Aſt mit den aufgeſtemmten Armen hinabdrückte, berührten die Enden die Oberfläche.

Im erſten Schreck wollte ſie ihn wecken. Aber dann zögerte ſie und hielt es für beſſer, ihn in ſeinem Schlaf zu laſſen. Sie legte ihm eine Handvoll Blätter über die Augen, daß er ſie nicht ſah, und ſchichtete ein Handvoll um ſeine Ohren auf, daß er ſie nicht hörte. Dann bückte ſie ſich hinunter und ſtreckte die Hände ins Waſſer. Sie wuſch ſich Hals und Geſicht und die Arme und trocknete ſich

mit ihrem Kleide ab. Wo die Sonne nicht hinfiel und das Waſſer dunkel war, da ſpiegelte ſie ſich und ſteckte ſich das Haar auf. Dann legte ſie ſich wieder ſtill neben ihn und ſann mit offenen Augen und hörte den Vögeln zu.

Aber mit einem Male entſetzte ſie ſich vor der Einſamkeit und beugte ſich über Heins Geſicht. Sie rief ihn. Sie rührte mit dem Finger an ſeine Stirn, an ſeine Naſe, an ſeinen Mund. Sie griff ihn bei den Schultern. Sie zog ſeine Hände auseinander, die unter dem Kopf gefaltet waren, und ſchüttelte ſeine Arme. Sie riß an jedem einzelnen ſeiner Finger.

Ihre Angſt ſtieg, auch der Eigenſinn, der in ihren zuſammengewachſenen Brauen mädchenhaft verſteckt lag. Sie nahm ſeinen Kopf und ſchlug ihn leiſe auf das Holz, ſie zog endlich ſeine Augenlider an den Wimpern, die ſie mit zwei Fingern faßte, in die Höhe. Seine Augäpfel drehten ſich nach unten, ein Netz von roten Adern zeigte ſich. Und er erwachte.

Schnell hob er ſich in den Hüften und ſaß und ſah ſie mit großen, fremden Augen an. Wie ein Blitz kam ihm dann die Erinnerung, während Grete leiſe, mit ſonderbaren Tönen jubelte und ſich an ihn drückte. Er bog das Laub auseinander und ſah nach allen Seiten — er fing den Tag damit an, womit er ihn geſtern aufgehört hatte.

überall blendete die grelle, ſonnenglänzende Fläche ſeine ſchlafmüden Augen. Er wollte unter ſich nach dem Waſſer ſehen und prallte faſt zurück, als es dicht unter ſeinen Augen ſtand. Aber er bezwang ſich, und keine Muskel zuckte in ſeinem Geſicht.

„Guten Morgen, Hein," flüſterte ſie ihm ins Ohr, „habe ich dich endlich lebendig?"

„Morgen, Grete," ſagte er und gab ihr die Hand und lachte ſie von der Seite an. „Wie fühlſt du dich?"

„Du, wenn dir ſo wohl und ſo froh iſt!" rief ſie.

Aber er konnte eine leiſe Unruhe auf ſeinem Geſicht doch nicht verbergen. Sie ſah es. „Du, wie hoch das Waſſer ſteht," ſagte ſie und ſah ihn erwartend an.

„Was macht das? So klettern wir wieder ein Stockwerk höher in den Himmel."

„Ich bin kein Kind, Hein. Sag' mir, wir ſind in Gefahr?"

„Ach was, jede Stunde müſſen ſie jetzt kommen: die laſſen uns doch nicht ſitzen und verhungern."

„Ich weiß wohl, wie es mit uns ſteht. Ich ſehe es ſo gut wie du, wie ſchnell das Waſſer geſtiegen iſt. Zu Haus ſitzen ſie ſelber bis über die Fenſter im Waſſer."

„Dummes Zeug, ſei doch nicht kindiſch.“ Sein Geſicht hatte ſich ernſt, faſt düſter überzogen.

„Das wird ein ſchöner Tag heute, was?“ ſagte ſie, „ſieh nur, wie die Sonne ſcheint.“ Sie ſtreckte die Hand aus, und ein Sonnenſtrahl blitzte in dem Brautring an ihrem Finger. Dann bog ſie einen Aſt herab, daß die warme Sonne auf ihr Geſicht fiel. Wie ein Kind verſuchte ſie hineinzuſehen. Schließlich brach ſie den Aſt mit ihrer ganzen Kraft ab und ließ ſich das volle Gold über den Leib rieſeln. Durch die Wärme glücklich gemacht, pfiff ſie mit ſpitzen, ungeſchickten Lippen ein Frühlingslied, während ſie die Blätter von dem Aſt pflückte, ſie in ihren Schoß häufte und mit den weißen, kurzen und kräftigen Fingern Blatt an Blatt zu einem Kranz fügte. Sie muſterte ihn und ſetzte ihn dann ſchnell dem Vetter aufs Haar.

„Wie ſchön du biſt,“ ſagte ſie, und nach einer Weile fügte ſie hinzu, indem ſie ihn mit einem lächelnden Seitenblick anſah, „ich wollte, du wärſt jetzt mein Bräutigam, und ich ſäße mit dir auf dem Baum. Dann wollte ich nicht aufhören, dich zu küſſen.“

Er nahm ſich den Kranz vom Kopf und zerpflückte ihn langſam und ließ ein Blatt ums andere ins Waſſer fallen.

„Du,“ fing ſie plötzlich an, „haſt du denn noch

keine, die du lieb haſt?“ Sie fragte es leiſe und legte den Kopf dabei nach hinten und ſah den Vögeln zu.

„Ich?“ ſagte er und wurde ein wenig rot. „Nein.“

„O,“ ſagte ſie und rückte näher an ihn, „ich kenne euch Studenten wohl. Ihr habt immer eine, die ihr eure Flamme nennt. Meiſtens iſt es die Tochter eurer Hauswirtin.“

„Nein. Ich nicht,“ ſagte er ernſt und einfach wie ein kleines Mädchen.

„Möchteſt du eine haben?“ fragte ſie nach einigen Augenblicken.

„Sei doch ſtill,“ ſagte er, „was iſt das für dummes Zeug?“

— — — — — — — — — —

Sie lagen beide und ſahen über ſich. Die Sonne kam höher und höher herauf. Überall ſtrahlte der blaue Himmel, an dem keine weiße Wolke hing, durch die Zweige.

Aus dem ganzen breiten Wipfel um ſie quirlte und ſtrömte ein betäubender Duft. Der Baum hatte den ganzen vollen Waſſertrunk mit allen Wurzelfaſern in ſich geſogen und über Nacht ein ganzes grünes Sommerwunder ausgebreitet. Eine einſame Biene flog und ſurrte, und dazu ſtiegen die Vögel in Scharen in die goldne Luft und lärmten mit tauſend Schnäbeln, flogen weg und

kamen wieder, flogen weg und blieben. Es wollte ein Tag werden voll Glück und Sonnenjubel.

Aber den beiden sank trotz der Sonne ihr Mut und ihre Zuversicht schon ein wenig. Sie warteten und horchten. Aber schon fing ihr Warten an, keine Freude mehr zu enthalten und machte ihre Herzen klopfen. —

„Du," begann er, „eine gibt es doch, die mir lieber ist als die andern."

Sie hielt den Atem an. „Ist sie schön?" kam es fast unhörbar von ihren Lippen.

Er nickte mit dem Kopf.

„Was hat sie für Haare?"

„Blonde, goldene," sagte er.

„Und ich habe braune, dunkle," sagte sie. —

Sie schwiegen und sahen in den Himmel. Sie machten die Augen zu, und ihr Atem wurde laut und regelmäßig.

Sie hob den Kopf und sah nach ihm. „Schläfst du?" fragte sie.

„Nein, ich träume nur," sagte er.

Sie ließ den Kopf sinken und horchte auf ihn, dann führte sie langsam ihre Hand an seinen Fuß, von dem er den beschmutzten Strumpf gezogen hatte, und berührte leise seine Zehen. Sie befühlte — wie Kinder, die spielen — eine nach der andern. Sie schob ihre Nägel in seine Nägel. Sie strich mit den Fingerspitzen über seine Ferse

und den ganzen Fuß. Dann rückte ſie an ihn und zog ſeine beiden Füße in ihren Schoß und faltete die Hände darüber.

Ohne die Augen zu öffnen, legte er ſeine Hände auf die ihren. „Haſt du Hunger?“ fragte er nach einer Weile.

„Ja du, gib noch etwas zu eſſen her.“

„Ich habe nichts mehr, arme Grete.“

Sie lachte, holte den kleinen Kamm, den ſie in ihrer Taſche trug, heraus, und ordnete ihm das ſchlafverdrückte Haar. —

Die Sonne ſtand im Mittag.

Die beiden waren ſtill. Immer mehr begann nur noch das eine Gefühl in ihnen zu zittern: die Angſt — kommt keiner? Iſt kein Boot zu ſehen? Iſt keine Stimme, kein Ruderſchlag zu hören?

So ſaßen ſie eine Stunde nach der anderen. Er hatte ſeine Uhr aufs Ungefähre geſtellt, aber er ſah nicht darnach, wenn ſie ihn bat, um nicht über das Jagen der Stunden — bei aller Langſamkeit — zu erſchrecken. —

„Du,“ ſagte ſie, „mein linkes Bein iſt eingeſchlafen.“

Sie zog ſich die Strümpfe ab, die der Schmutz geſteift hatte, und bewegte das hängende Bein wie einen Pendel hin und her. Dann hielt ſie den nackten Fuß bis über die Knöchel ins Waſſer. „Nun

will ich zuſehn, wie's an meinem Bein in die Höhe ſteigt," ſagte ſie.

Er antwortete nicht, kroch auf ſeinem Aſt bis ans Ende, daß er ins Waſſer hing, und hielt Umſchau. Er ſetzte die Hände an den Mund und rief über das Waſſer hin, das bis an die flimmernden Berge hin eine einzige blitzende Fläche bildete — langgedehnte Rufe, ſteigend, von unten nach oben, wie die Rufe der Schiffer auf dem Rhein. Und jedesmal wartete er eine Weile und horchte. Aber alles blieb ſtill, und immer wieder ſah er und immer wieder rief er.

„Komm zu mir," ſagte ſie, „ich fürchte mich allein."

Und er kehrte langſam zu ihr zurück. —

Wieder ſaßen ſie und warteten.

Sie ſtellte ihren Fuß auf ſeinen. Sie betrachteten den Mädchenfuß und den Jünglingsfuß und wunderten ſich über die Andersartung.

„Haſt du Hunger?" fragte er wieder.

„Nein. Gar keinen."

„Doch. Ich höre deinen Magen bis hierher." Er nahm ihre Hände in ſeine. „Du arme Grete," ſagte er, „komm auf meinen Schoß."

Ein Lachen und ein Schämen ging über ihre braunen Augen, die ein wenig tief in den Backenknochen lagen, wie oft bei den rheiniſchen Mädchen. Er zog ſie an ſich, ſie tat die Arme um

ſeinen Hals und legte den Kopf an ſeine Schulter.

„Wie ſchön das iſt,“ ſagte ſie leiſe.

Er ſchwieg.

Sie ſaßen lange und träumten und redeten nicht.

Schon ſank die Sonne hinter ihnen. Aber die Wärme und der Duft um ſie nahmen immer noch zu. —

Sie hatte die Augen geſchloſſen. Und er ſah vor ſich in das grüne Gezweig und lauſchte nicht mehr und wartete nicht mehr. Eine Traurigkeit ſank langſam auf beide nieder.

„Wir müſſen ſterben,“ ſagte ſie mit einem Male.

Er lachte nicht, er ſah ſie nicht an und war ſtill.

Plötzlich trug es der Wind ganz von fern wie den Schall eines Kapellenglöckchens zu ihnen. Beide waren wie erſtarrt. Sie hielten den Atem an und lauſchten mit offenem Mund. Es war eine fremde Glocke, die ſie nie gehört hatten. Er bog die Zweige auseinander, als ob er's ſehen wollte. Er ſchüttelte den Wipfel über ſich, um das Vogelgeſchrei verſtummen zu machen. Aber ſie hörten nichts mehr.

Ein Zittern war in beide gekommen. Keines ſprach. —

Die Vögel über ihnen lärmten mehr als je.

Sie jubelten noch einmal auf, ehe sie schlafen gingen.

Hein suchte mit den Augen in dem Wipfel über sich.

„Was willst du?“ fragte sie.

„Nach oben will ich und Umschau halten.“

„Weißt du — du solltest eine Fahne machen und sie hoch oben an die Spitze stecken.“

Er stimmte ihr bei und kletterte hinauf.

Sie sah ihm zu. Die Vögel flogen scharenweise auf und kreischten und umflatterten den Baum.

Er kletterte höher, die rote Sonne schlug auf ihn, der dünne Stamm beugte sich wie eine Weide und schaukelte mit ihm im Winde. Er machte seine Augen klein und schützte sie mit der Hand gegen die blendende Lichtüberfülle der im Horizont stehenden Sonne und blickte wie ein Adler nach allen Seiten. Aber nichts war zu sehen, als immer nur der Waldrand mit dem Kirchturm und der niedere Rücken der Berge.

Er brach einen Ast ab und säuberte ihn von seinen Blättern, machte mit seinem Taschentuch ein Fahne daraus und befestigte ihn, so hoch er reichen konnte.

Er sah zu ihr hinunter.

Sie sah zu ihm hinauf.

„Komm herab,“ sagte sie.

„Komm herauf,“ sagte er, „du glaubst nicht,

wie ſchön es hier oben iſt. Die Sonne iſt eine Scheibe aus goldenem Feuer und rieſengroß, und vom Baum bis zu ihr geht ein Streifen, rot wie Blut und breit wie ein Wagen. Du, man muß die Hand vor die Augen halten, wenn man lange hineinſieht.“

Es drängte ſie zu ihm. Heimlich erhob ſie ſich und achtete nicht darauf, daß alle Glieder ſie ſchmerzten, und kletterte zu ihm hinauf. Sie war ängſtlich, und ein Aſt brach unter ihrer Hand — da ſah er ſie und lachte ihr entgegen und half ihr mit beiden Händen.

Nun ſtanden ſie beide oben auf den dünnen Äſten. Sie ſtand vor ihm und hielt ſich mit beiden Händen an dem wiegenden Stamm, und er hatte einen Arm um ſie und den Stamm geſchlungen und ſeine geſpreizten Beine von beiden Seiten an ſie geſtellt.

Die Vögel flatterten zu Hunderten mit Geſchrei und Flügelſchlagen um ſie her, ſetzten ſich und flogen bei jeder Bewegung wieder auf.

Sie ſtanden da und ſahen in das Abendrot. Nach und nach ging das ganze Blau des weiten Himmels in ein einziges leuchtendes Rot über, deſſen Widerſchein in der ſchmutzigen Flut ein tiefdunkles Rot war. Von oben und unten ſchlugen die Flammen zuſammen. Und in der Ferne hob ſich ſchwarz der lange und vielbucklige Rücken der Berge

in den Feuerſchein des Himmels hinein. Sonſt nichts als Waſſer und Waſſer, in dem hier und da die Spitzen der Weiden, wie in lichtes Blut getaucht, herausragten.

„Wir ſind wie auf dem Meer," ſagte er.

„Ja," flüſterte ſie und wagte nicht zu ſprechen, kaum mit dem Kopf zu nicken vor der Stille und der Größe um ſie her.

Ein ganzer Wald trieb langſam und ſich drehend vorüber — ein Dutzend junger Birken, die ſich aneinander gehängt hatten, an denen das junge grüne Laub noch blühte, und deren weiße Stämme, ſowie ſie in den Abendſonnenſtreifen kamen, rot aufleuchteten.

„Was iſt das?" ſagte er ſchnell, „das Weiße, das da an dem Aſt hängt?"

Sie ſah ihn an und er ſie; beide hatten denſelben Gedanken. Beide warteten, ohne ein Wort zu ſprechen, bis das Getriebe nahe an ihnen war.

„Es iſt dein Pudel," ſagte er.

Sie ſprach kein Wort und ſtarrte hin.

„Pudel!" rief er.

Aber der Hund war tot, ſeine vier Pfoten hingen ins Waſſer hinab, und langſam trieb er in ſeinem blühenden Frühlingsbett vorüber.

Gretes Augen ſahen groß und ſtarr, ihre Lippen lagen feſt aufeinander. Hein ſah ſie verſtohlen an und war ganz ſtill. Auch auf ihn ſenkte

ſich eine wortloſe Trauer tiefer herab, wie ein großer Vogel, der auf ſeinen Schultern ſaß und ſeine ſchweren Flügel langſam über ihm zuſammenlegte. Ihm kam ein wehes Denken an ein Sterben im jubelnden Frühling.

Eine Weile ſahen ſie noch in den Abend hinaus. Die Sonne war hinter einem ſchwarzen, zackigen Wolkenſtrich verſchwunden, der wie eine zweite, höhere Bergkette über der erſten hing und deſſen Enden noch golden leuchteten. Dann wurde der Himmel dunkler.

Er rührte die Schweſter an die Schulter. „Komm," ſagte er, „du wirſt müde."

Sie kletterten nicht mehr auf ihren Sitz zurück; auch an den ſpülte das Waſſer jetzt heran. Der Widerſpruch, der in dem wolkenloſen Frühlingstag und der immer noch ſteigenden Waſſermaſſe lag, erhöhte ihnen das Unheimliche dieſer endloſen, plötzlich gekommenen Flut.

Er holte die flachgedrückten Kleider und den Blätterhaufen herauf und breitete ſie von neuem aus, ſo daß ſie nun ein ſchöneres Bett wie vorher hatten.

„Jetzt wollen wir ſchlafen gehen," ſagte er.

Sie legte ſich über zwei Äſte und drückte ſich an den Stamm, damit er Platz hatte. Sie ſchlang ihre Arme um ſeinen Rücken und er ſeine Arme um ihren Rücken, ſie zog ihn dicht an ſich, ſo daß-

ſie jede ſeiner Rippen ſpürte. Sie nahm ſein Geſicht und ſuchte ſeinen Mund und küßte den, und er küßte gegen ihren Kuß. Wie Bruder und Schweſter. Es war aber, als ob ſie ſich darüber wunderten, und ſie küßten ſich noch einmal. Der Wipfel über ihnen ſchwankte mit jeder Bewegung.

Er hörte wieder ihren Magen, er fühlte, wie ſie ſich wand vor Schmerzen. Er faßte über ſich und riß eine Handvoll Blätter ab.

„Da, iß das," flüſterte er und ſchob es ihr zwiſchen die Zähne. Sie aß es, aber gleich darauf brach ſie's wieder aus. Er ſchlang in überſtrömendem Mitgefühl ſeine Arme inniger um ſie.

„Schlafe," flüſterte er.

„Ja. Gute Nacht, Hein." —

„Schläfſt du?" fragte er.

„Ich kann nicht. Wir wollen wach bleiben."

„Ja, wir wollen ſprechen."

Aber ſie lagen ſtill und ſprachen nicht. Aus der ſchwarzen Tiefe unter ihnen, die die Flut in ſich barg, dunſtete noch die Tageswärme zu ihnen herauf.

Ihm war heiß bei der engen Umarmung, ſeine Stirn war feucht und hing voll Tropfen. Er legte ſeine Hand auf ihre Stirn und fühlte auch bei ihr Glut und Fieber. Und doch lief bei jedem Luftzug ein Nachtfröſteln von einem zum andern. —

„Sterben," flüſterte ſie wieder.

„Verſaufen wie zwei alte Gäule," ſagte er.

Sie drückte ſich enger an ihn. „Wir ſterben nicht," ſagte ſie, „wir ſind zu jung zum Sterben, Hein, wir ſind zu froh zum Sterben."

Er ſchüttelte traurig mit dem Kopf. „Komm ganz in mich," ſagte er.

Eine Nadel an ihr ritzte ihm die Wange. Er fühlte mit der Hand über ihr Haar und ſuchte darnach. Er nahm ihr alle Nadeln heraus, und ſie duldete es.

Die ganze dicke Flut ihrer langen Haare wogte in ſeinen Händen. Er fühlte darüber und wagte kaum, es zu berühren. Er verſuchte, wie lang es war und war voll Bewunderung und kindlichen Staunens, als es bis über ihre Kniee reichte. Sie ſchüttelte mit dem Kopf, daß ihm das ganze, dichte Haar über Mund und Augen fiel, und er ſog den Duft davon mit begierigen Naſenflügeln in ſich und wühlte den Kopf ganz hinein. Er ſuchte unter der duftenden Decke nach ihrem Mund und wollte ihn küſſen, wie ein Bruder die Schweſter, wie er ihn oft vor ihren Eltern und ihrem Verlobten geküßt hatte. Aber er küßte nur ihre Stirn und zog dann ſchnell den Kopf zurück und hielt ihn weit von ihr ab. Er ſog die reine Nachtluft ein und ließ ſich den friſchen Windzug über die Stirn rinnen.

„Wir wollen ſchlafen," ſagte er wieder.

„Ja, ſchlafen.“ —

Sie horchte: ja, er ſchlief, er atmete tief und unruhig. Sie tat die Augen zu, um auch zu ſchlafen. Allmählich wurde das Schlagen ihres Herzens ſtiller, aber ihre Augen wollten nicht zu bleiben. Sie hielt ſich die Lider mit den Fingern feſt und begann ſo zu ſchlummern. Noch einmal nur regte ſie ſich — ſie hatte ihr Abendgebet vergeſſen. Sie faltete die Hände und betete.

Dann ſenkte es ſich über ihr Bewußtſein. Sie ſah ſich und die Eltern und Hein um den Mittagtiſch ſitzen, in der hellen, grünen Laube, und Hein war ihr Verlobter. Und dann ſchlief ſie ein.

— — — — — — — — — —

Mitten in der Nacht machte er die Augen auf. Aber er tat ſie gleich wieder zu. Er wollte nicht wach ſein, er wollte nicht denken, er wollte ſchlafen. Er legte den Kopf von einer Seite zur andern. Alles ſchmerzte ihn, über ſeinen Augen lag ein dumpfer Druck. Er rieb mit der Hand über die Stirn, ſeine Pulſe an den Handgelenken klopften ſchnell, und mit jedem Klopfen ſtach es ihn in den Schläfen. Jetzt ſprang ein heftiger Schmerz in ſeinem Hinterkopf auf, und als er mit der flachen Hand über ſein Haar fuhr, kam es ihm vor, als ſei es hart und ſpröde und ſtehe aufrecht. Es rieſelte ihm kalt über die ganze Kopfhaut.

Endlich tat er die Augen auf. Alles war

ſchwarz um ihn, auch der Himmel war nicht zu ſehen, kein Stern flimmerte durch die Blätter. Er ſtöhnte und drehte ſich um. Es war ſo finſter, daß er Grete kaum ſah. Er taſtete nach ihr. Er wollte etwas Lebendes fühlen, er wollte nicht allein ſein.

Ihr Kopf lag in ihren Händen gebettet. Er beugte ſich über ihr Geſicht und ſuchte hineinzuſehen und horchte auf ihren Atem. Wie ſonderbar ihn das anrührte, daß ſie ſchlief und er wach war!

Seine Augen fingen an, ſich an das Dunkel zu gewöhnen, und er unterſchied ſchon die Linien ihres Geſichtes. Sie ſeufzte und wimmerte im Traum, wie ein junger Hund an der Kette wimmert, und es drängte ihn zu ihr. Er ſtrich ihr gut und liebevoll mit der Hand über die Backe, die glühend und weich wie der Sammet auf ſeinem Sofa war.

Er zog ihr Haar langſam durch ſeine Hände und es lockte ihn, es ihr rund ums Geſicht und auseinandergebreitet über die Bruſt zu legen. Er nahm ihre Hände und legte ihre Finger zuſammen, er drückte auf ihre Kniee und ſtreckte ſie, bis ſie lang auf dem Rücken dalag, etwas nach unten gebogen, nur von den Äſten gehalten, mit gefalteten Händen, in ihrer Reinheit, in ihrem Schlafe, wie eine Heilige.

Das ganze Weh ihrer Lage kam über ihn. Er

verſteckte ſeine Stirn an die ihre, um nicht denken und denken zu müſſen. Aber er mußte ſitzen und denken.

Wieder kam es über ihn, daß er ſterben ſollte in ſeiner Jugend, in ſeiner Kraft, in ſeinem Leben voller Freunde und Hoffnungen. Und nicht zur Klage — zum Troſt und Nichtduldenwollen wurde dieſes Gefühl bei ihm.

Und plötzlich war der Gedanke an das Weib da, vor dem er ſich lange gefürchtet hatte. Hätte er ein andres Mädchen da neben ſich auf den Äſten liegen, wahrhaftig! er würde die Liebe bei ihr ſuchen — hätte er doch ein andres da liegen!

Sein Atem ging ſchneller. Er ſetzte ſich anders.

Wie vom Blitz erhellt, ſtanden die klugen, blauen Augen ſeiner Mutter vor ihm. Aber der Gedanke, daß er ſterben mußte, hatte ſein erſchöpftes Gehirn wie im Taumel erfaßt. Er taſtete nach ihren Augen, um zu ſehen, ob ſie ſchlief.

Da plötzlich fühlte er ihre Kniee an den ſeinen zittern, und da lief ein Schauder über das ganze Mädchen, von dem Nacken abwärts bis in die Füße, ſo ſtark, daß er ſelber ihn fühlte, und da ſchlug ſie beide Hände vors Geſicht.

Er beugte ſich zu ihr und wollte ihre Hände wegziehen und in ihr Geſicht ſehen. Sie wehrte ihm nicht, ſie regte ſich nicht. Aber er fühlte, wie

eine Träne zwiſchen ihren Fingern hervortrat. Er wiſchte ſie mit ſeinem zitternden Finger weg, er zog ihr die Hände auseinander und küßte ihr die naſſen Augen, die geſchloſſen waren. Er küßte ihre Lippen, die zuckten. Sie nahmen ſeinen Kuß willenlos, aber ſie gaben ihn nicht wieder.

„Du biſt ſo ſchön," hauchte er ihr ins Geſicht.

Wie zum Schutze kreuzte ſie die Arme über ſich. Große Tränen kamen, eine nach der andern, aus ihren geſchloſſenen Lidern. Er küßte ſie weg und wieder weg, er nahm ſanft ihre Arme fort und zog ihren ganzen Leib an den ſeinen.

„Weine doch nicht," flüſterte er, „ich tu dir keine Sünde. Ich will dich ja doch nur küſſen, deinen Mund küſſen, weil du ſo ſchön biſt. Es iſt ja nur ein Spiel. Siehſt du, morgen ſind wir müd und können den Rücken nicht mehr von den Äſten heben, und wieder morgen ſind wir tot, ſind wir beide tot."

Aber da kam plötzlich Leben in ſie. Wie ein Aal wand ſie ſich in ſeiner Umarmung und drängte von ihm weg. Sie ſtieß ihn mit beiden Händen ins Geſicht und wehrte ſeinen Kopf von ſich ab.

Er nahm ihre ausgeſtreckten Arme, beugte ſie in den Ellenbogen und bog ſie auseinander, und zwiſchen ihnen ſenkte er ſeinen Kopf hindurch und ſuchte ihre Lippen.

Sie machte ſich los mit aller ihrer Kraft, hob

ſich auf die Kniee, griff in die Zweige über ſich und ſtand oben, über ihm.

Er lag und regte ſich nicht, hörte, wie ſie ſich leiſe ſetzte, und wagte nicht, den Kopf zu heben und zu ihr hinaufzuſehen. Das Herz ſchlug ihm ſo laut, daß er das Fleiſch ſeiner Arme darüber legte. Er ſtellte ſich ſchlafend, er zwang ſich zu ſteinerner Unbeweglichkeit — dabei horchte er mit tauſend Ohren auf das junge Mädchen über ihm. — —

Eine Stunde verging.

Oft dachte er, jetzt iſt der Schlaf über ſie gekommen, und hielt den Atem an, aber gleich hörte er, wie ſie ſich anders ſetzte.

Da! da, da! Was war das?

Ihm ſtand der Atem, er hob den Kopf — ein Wimmern und Winſeln drang durch die Blätterwand zu ihm. Es ſchien nicht nahe zu ſein, und doch hörte er es deutlich über das weite ſchwarze Waſſer herkommen. Ein Menſch trieb da einſam und ohne Hilfe auf der Flut — und da! ein Schreien, wie wenn einer aus dem Schlaf erwacht und den Mörder vor ſeinem Bett ſieht, entſetzt und flehend, ein Heulen voll Wut und Verzweiflung, voll haarſträubender Todesangſt, die Stimme eines Mannes, die aber hoch wie eine Frauenſtimme gellte.

Hein fühlte, wie ſein Herz zu ſchlagen aufhörte.

Er fühlte Gretes Füße auf ſeinen Leib treten, ſie ließ ſich entſetzt und zitternd zu ihm herabfallen. Er tat ſeine Arme auf und zog ſie hinein. Eins kroch in das andere, um ſich zu bergen.

Eine Minute dauerte das gellende Schreien, das ihnen das Blut erſtarren machte und Arme und Beine lähmte. Er hatte die Lippen geöffnet und wollte rufen, aber kein Ton kam darüber. Jetzt hörten ſie einen Strudel ſchlucken und ſchlingen, aufziſchen und brauſen, und mit einem Male war es ſtill.

Die beiden ſprachen kein Wort. Er faßte ſie feſter und legte ihr die Hand auf den Kopf, um ſie zu ſchützen. Sie fühlten die Nähe des Todes, der da draußen in der Waſſernacht ein Menſchenherz hatte ausſchlagen machen. Sie glaubten ihn langſchrittig über das Waſſer zu ihnen herkommen zu ſehen.

Sie bückten ſich ganz in ſich zuſammen, wie zwei Katzen, die ſich klein vor dem Hund machen. Sie klammerten ſich enger an den Stamm, als ob die Blättermauer ſie ſchützen könne vor der Knochenhand, die aus dem Dunkel heraus weiß und mit langen Fingern nach ihnen zu greifen ſchien.

So hockten ſie lange. Sie fürchteten ſich, ein Wort zu ſprechen. Nur hin und wieder drückte ſich eins feſter ans andere, wie um zu ſagen: ‚Ich lebe noch, lebſt du noch?‘.

Sie redeten nicht mehr davon, daß ſie ſterben mußten — ſie wußten es, ſie fühlten es wie ein Schwarzes und Schweres auf ſich liegen.

— — — — — — — — — —

Schliefen ſie, oder waren ſie wach? Sie wußten es nicht mehr, ſie hatten keine Kraft mehr, darüber nachzudenken. Nur das Bewußtſein von etwas Überglücklichem, von etwas Wunderſeligem, etwas geheimnisvoll Stummem, das ſich nicht ſagen ließ, und das doch in ihnen jauchzte und jauchzte, das Gefühl, dieſes Seligſte gelebt zu haben, eine Minute oder eine Ewigkeit — lag dämmernd auf ihren Stirnen. Und keine quälende Sehnſucht, nur noch Stille und Friede waren in ihnen.

Sie hatten Arm in Arm geſchlungen, wie zwei, zwiſchen denen alles, was ſie getrennt hatte, gefallen war, die ſich gehörten, ganz, für immer.

So lagen ſie und warteten auf den Tod.

„Mein Fuß hängt im Waſſer," ſagte er noch einmal.

Sie antwortete nicht. Sie träumte. Sie hörte die Orgel in der Kirche brauſen, durch die großen Fenſter flutete das goldene Sonnenlicht auf die vielen weißen Kleider der Mädchen und die ernſten Geſichter der Männer. Ihre Mutter, die kleine Frau, drehte den Kopf nach ihr und lachte ihr zu.

— — — — — — — — — —

Der junge, goldene Tag ſtieg auf.

Ruderſchläge und Stimmen kamen näher — das Leben kam.

Hein ſchrie auf. Er ſchlug mit den Fäuſten auf das Mädchen, um ſie wach zu machen.

Mit großen, verſtändnisloſen Augen ſah ſie ihn an. Sie ließ es geſchehen, daß er ihr Strümpfe und Schuhe anzog, ſie ließ ſich den Hut von ihm aufſetzen, in den er das lange Haar ungeordnet und ungeflochten hineinſteckte.

Als die Stimme ihres Verlobten an ihr Ohr ſchlug, faßte ſie in die Äſte und wollte fliehen, wollte ins Waſſer hinein.

Hein packte ſie mit eiſernem Arm, ſchwenkte ſeinen Hut und rief und ſchrie.

Und von dem Baum weg warfen ſich die Vögel mit jauchzenden Kehlen den Kommenden entgegen.

II.

Es war ein Tag im Mai, voll phantaſtiſcher, weißer Wolken am blauen Himmel und goldener, wechſelnder Schatten überall.

Das über die Ufer geflutete Waſſer war ſeit Wochen verlaufen, und aus der ſatten Erde war wunderbare Sommerpracht hervorgeſchoſſen. Alles wogte von Duft und Farbe. An allen Hecken, an

allen Fenſtern leuchtete ein Roſenglück aus grünen Blättern, das noch dem hemdärmeligen Schiffer weit im Rhein mit ſeinem ſüßen Geruch die Bruſt eng machte.

In den Wipfeln lärmte ein Heer von tauſend Kehlen gegen das andere, ſo voll Sang hing der Himmel, daß die Sonne kaum durchzudringen ſchien. Und an den Bächen, die zwiſchen den Weiden dahinſchäumten, im Gras der weiten Wieſen, auf den Sonnenflecken im Buchenwald kroch und flog und ſurrte und ſummte alles von Ameiſen und Käfern und Fliegen und Bienen. In den Ställen brüllten die Kühe, ſcharrten die Pferde mit den Hufen. An den Ketten weinten die Hunde und gingen im Bogen umher, ſo weit die Kette reichte.

Und die Menſchen!

Sie taten alle Fenſter auf. Sie ließen die Bettler ſich in die Laube ſetzen und machten ihnen die Suppe vom vorigen Tage warm. Sie gaben allen die Hand, an denen ſie ſonſt vorübergingen. Die jungen Frauen fühlten ihr Kind unter dem Herzen und waren ganz ſtill vor verſchwiegenem Glück. Die Mädchen und Burſchen ſtreiften mit den Ellenbogen aneinander und ſahen ſich eins nach dem andern um, ehe ſie ins Haus gingen. Und die alten Leute ſaßen mit gebogenen Rücken und altmodiſchen Jacken auf den Bänken am Ufer und

ſahen die Schiffe mit ſchwarzen Schornſteinen und weißen Segeln an ſich vorüberziehen.

Alle, die ſonſt ernſt und bedächtig waren und die Hände auf dem Rücken hielten, gingen nun mit einem leiſen Lied und mit ſchwingenden Armen durch die Straßen. Eine unerklärliche Freude am Leben war über alle gekommen. Jede zwei Augen waren der Spiegel eines Menſchenherzens voll Liebe und geheimnisvoller Seligkeit. —

Die beiden Freunde, Hein und Georg, der Verlobte Gretes, waren wie immer beiſammen, an ihrem alten trauten Platz hinter dem Haus. Das Haus war auf den Reſten einer alten Kirche gebaut, und in der hinteren Baſaltwand war eine Niſche ausgehauen, die wohl einmal ein Muttergottesbild und brennende Kerzen, eine Betbank und ſtille gefaltete Hände umfaßt hatte. Jetzt ſtand ein weißgedeckter Tiſch, eine Bank und hell geſtrichene Stühle da.

Der ſchlichthaarige Georg hatte eine Zeitung über den Tiſch gebreitet und ſtand darauf und ſtellte mit leiſen Händen einen blühenden Wieſenſtrauß vor das geſchloſſene Fenſter oben.

Hein ſaß auf der Bank und ließ ſich die Sonne auf die geſunden Backen brennen. Seine breite Bruſt atmete tief, wie die eines Schlafenden. Er hatte ſeinen Rock neben ſich gelegt und das Hemd an den ſtarken Armen in die Höhe

geſtreift. Voller Luſt putzte er über das Metall der Flinte, die auf ſeinen Schenkeln lag, und hielt ſie von ſich, daß die Sonne darin blitzte.

Dann ſaßen ſie nebeneinander.

Georg blätterte in ſeinem Buche, legte dann den Kopf zurück und ſah in den blauen Himmel über ſich. „Kerl," ſagte er einfach und mit leiſer Stimme, „ich bin glücklich — ehe dn gehſt heute, will ich dir das noch ſagen." Und das Glück ſah durch die goldne Brille aus ſeinen ſchönen, blauen Kinderaugen, die ſo groß waren, als hätte das lange Ausſchauen nach dem Glück ſie weit gemacht.

Dann horchten ſie beide: über ihnen ging das Fenſter auf. Sie legten ſich ganz an die Wand zurück, um nicht geſehen zu werden. Sie hörten Gretes Atemzug, der tief und lang die Sommerherrlichkeit in ſich zu trinken ſchien. Sie hörten, wie das duftende Blumenglas ins Zimmer genommen wurde.

Und jetzt kam die Mutter aus dem Haus, mit Lachen und Singen. Sie war klein und zart und glich von weitem einem Mädchen von ſechzehn Jahren, aber das Haar, das hoch und dicht ihr frohes, leuchtendes, geſundes Geſicht einfaßte, war ſilberweiß. Sie brachte den Morgentrunk, der aus der großen Zinnkanne dampfte, und war ausgelaſſen wie ein Mädchen, das noch kurze Röcke trägt. Ihre

Augen lachten, ihre Brüſte bildeten kleine und runde, lebendige Hügel unter dem Kleid, und die Burſchen in den Straßen ſahen gern darnach.

Sie ſetzte geſchwind das ſchwere Brett auf den Tiſch und doch ſo geſchickt, daß kein Teller an den andern klirrte. Und dann ſaß ſie ſchon auf den Knieen ihres großen Neffen und hob ſeinen Kopf mit ihren beiden Händen in die Höhe, bis ſie in ſeine Augen ſah.

Voll Glück und Liebe nahm Hein den ſchmalen Frauenkopf zwiſchen ſeine beiden großen Hände und küßte ſie mitten auf den Mund. Wie zwei Liebende küßten ſie ſich. Sie wiſchte ſich den Mund mit dem Handrücken ab, und ihre Augen glänzten ſtolz, wie wenn eine Zwanzigjährige ihren langbeinigen Burſchen geküßt hat.

„Mutter, was macht ſie?“ fragte der junge Gelehrte und ſtand auf.

„Ei, Herr Bräutigam, frag' ſie ſelber.“ Sie ſah ihn an, wie er es leiſe und mit zitternder Stimme fragte, und gerührt zog ſie ihn zu ſich, ſchloß ihn in ihre Arme und flüſterte ihm ins Ohr: „Geh ſie dir holen, ſie iſt aufgeſtanden heute und will mit uns hier draußen ſitzen.“

Mit einem Glückaufleuchten über das ganze Geſicht machte er ſich los und wollte ins Haus, aber nach zwei Schritten blieb er ſtehen.

Der alte Bürgermeiſter kam aus der Tür. Er

war klein und ſchmal wie ſeine Frau, aber ſein Kopf war groß, und ſeine Augen ſtanden dick und breit unter kräftigen Brauen hervor. Sie ſtrahlten wie Edelſteine in der Sonne und machten jeden verſtummen und den Hut ziehen, der hineinſah.

Als Georg ihm die Hand gab, ſah er plötzlich Grete hinter ihm ſtehen. Grete war krank geweſen und lag zu Bett ſeit dem Tage, wo ſie vom Baum gerettet worden war. Jetzt ſtand ſie da und hielt die Hand an die Augen, um ſie vor der Sonne zu ſchützen. Ihr Kleid war über den Hüften von einem Ledergürtel gehalten, und in dem Gürtel ſteckte ein Zweig junger Heckenroſen. Stumm ſtand ſie da, ohne daß ein Freudenſchein über ihr verblaßtes Geſicht flog — wie das grüne Tal in den Bergen, in das die wärmende Sonne nicht hinabkommt und in dem die Vögel nicht ſingen.

Georg ſtand mit weiten Augen wie vor einer Heiligen.

Die Mutter faßte ſie um den Leib und zog ſie ſanft zu der Bank hin, auf die ſie ein Kiſſen gelegt hatte. Die Fröhlichkeit der Mutter war eine ſtille geworden, ſeit die Tochter da war.

„Guten Morgen, meine Grete," ſagte Georg, hielt ihr ſeine Hand hin und ſah in drängender Liebe zu ihr auf. Sie nahm ſeine Hand und

wollte auch ihn anſehen, aber vor ſeinen großen, guten, ehrlichen Augen ſchlug ſie die ihren ſonderbar plötzlich nieder.. Hein kam hinzu und gab ihr einfach die Hand. Ihm ſah ſie für einen Augenblick in das offene, fröhliche Geſicht.

Alle ſetzten ſich, und ein unausgeſprochenes Glückjauchzen ſaß mit in der Reihe. Sie ſprachen von allem, über das Obſt, über den Krieg, über die Ereigniſſe im Städtchen. Alle waren bemüht, Grete fröhlich zu machen. Sie nahm das Tuch von ihren Schultern und rückte auf ihrem Platz, bis ſie in der vollen Sonne ſaß. Sie badete ſich tiefatmend in der goldenen Flut, aber mitten in dem ſchönen Morgen lachte ihr Mund nicht und blieben ihre Augen ſtill.

Die Sonne kam höher herauf.

Der Vater aß nicht. Er zog an ſeiner Pfeife und wendete jedesmal den Kopf, um den Dampf zur Seite zu blaſen. Er ſprach nicht viel, hing ſeinen Gedanken nach mit weiten Augen und ſah hin und wieder verſtohlen nach Grete hin.

Die Mutter lachte und erzählte für alle. Ihre luſtigen, braunen Augen, die tief lagen wie die Augen der Tochter, ſtanden nicht ſtill. Oft mußte ſie mit der Hand das weiße Haar zurückſtreifen, das die ſchnellen Bewegungen, die der Kopf machte, immer wieder über die Stirn herein warfen. Aber ſie ſorgte für alle, goß dem die Taſſe voll und hielt

dem das Brot hin. Nur zur Tochter war ſie ſtill und weich wie eine Krankenſchweſter. Sie wehrte ihr die Mücken ab, ſchnitt ihr das Brot klein, legte ihr das Kiſſen am Rücken immer wieder zurecht.

Georg ſaß da und ſprach kein Wort. Man ſah ihm ſeine Überglückſeligkeit an, ſeine Hand lag auf der Hand der Verlobten und zitterte da leiſe.

Hein ſprach vom Gehen. Aber die Tante bereitete ihm ein neues Brot, und er aß es nicht ſchnell. Grete, als ſie vom Gehen hörte, hielt den Löffel ſtill, der an die Taſſe geklirrt hatte. Sie lächelte ein wenig, doch als ſie ſicher war, daß ihr niemand aufs Geſicht ſah, da lief das wenige Blut mit einem Male vollends aus ihren Backen.

Dann ſtand der Vater auf und ging ins Haus, um dem Neffen ein paar Bücher in den Ranzen zu packen. Die andern ſaßen noch, fröhlich, bis plötzlich ein Zweig vom Kirſchbaum fiel.

Schnell ſprang die Mutter hin, um ihn an ſich zu nehmen, aber Hein war ſo ſchnell wie ſie, und beide bückten ſich zu gleicher Zeit. Die alte Frau faßte den Zweig mit den halbreifen Früchten und lief über den Weg davon, Hein machte nur ein paar lange Schritte durch die morgennaſſe Wieſe und ſtand vor ihr. Sie wollte mit ihm ringen wie ein Junge. Ihre Augen und ihre Backen leuchteten. Sie war ganz voll Eifer, verſteckte den

Zweig an ihrer Bruſt und kreuzte die Arme darüber, drehte ihm den Rücken und beugte ſich zur Erde. Aber Hein war ſtärker, er hielt ihre beiden Arme mit ſeiner einen Hand und nahm ihr mit ſeiner andern den Zweig weg.

„Du," ſagte ſie und eilte ihm mit ihren kürzeren Beinen nach, „wir wollen die da eine halbe Stunde allein laſſen. So zwei Verliebte haben allerlei Zeug zu reden, was andere nicht hören dürfen."

So ſchritten ſie Arm in Arm durch den Garten, zum Rhein hinab. Um ſie her lag der frühe Sommer gebreitet. Sie ſtanden hier und ſtanden da. Sie ſuchten den Vogel, der tief in den Zweigen pfiff, und bogen einen Aſt beiſeite und ſahen voll Staunen in die Fülle des reif werdenden Obſtes. Sie näherten ſich den Knoſpen und Blumen, an denen der Tau glitzerte, und zogen den morgenreinen Duft in ſich.

Die alte Frau fühlt Jugendluſt in ihren Gliedern. Sie ſang ein Lied, wie es die Burſchen abends auf der Mauer am Waſſer ſangen, und griff mit der Hand, um einen Sonnenſtrahl zu fangen. Dann ſtanden ſie an der hochgeſchichteten Baſaltmauer, die ſteil in den Rhein fiel, und ſuchten mit den Augen nach den Spuren, die das hohe Waſſer gelaſſen hatte.

Sie ſahen auf die goldene Flut hinaus. Am

andern Ufer blitzte die Sonne aus einem Turmfenſter, daß ſie die Augen zumachen mußten. Und hoch über ihnen ſtrahlte der blaue Himmel, an dem ſich weiße, leuchtende Wolkengebirge übereinander ſchoben. Klein wie ein Punkt ſtand ein einſamer Vogel daran, und dicht über ihren Köpfen kreiſten flatternd Gretes Tauben, deren weiße Leiber hin und wieder in der Sonne aufblitzten.

Wie in einem blühenden, klingenden Dom ſtanden ſie, in dem ſie nicht zu atmen wagten und in dem es ihnen in den Händen zuckte, die ſich von ſelber zuſammentun wollten. Die Linien der ſieben Berge, die ſchön wie Frauenhüften und Brüſte gezogen waren, begrenzten lachend ihre ſchweifenden Augen und ließen kein Sehnen in die Weite aufkommen.

Sie wendeten ſich und gingen über den weißen Kies zu den Beerenſträuchern hin. Da ſah die lebhafte Frau fremde Hühner mitten darin. Sie rief laut, wie der Wind war ſie davon und hinterher. Sie klatſchte in die Hände, aber als ſie alle bis an den Zaun gejagt hatte, gackerte hinter ihr eins, das zurückgeblieben war. Und als ſie auf dieſes zueilte, liefen die andern den Zaun entlang und in das Gemüſe hinein.

Hein ſtand und ſah ihr zu und lachte — da hörte er einen Schritt hinter ſich. Er drehte ſich um und ſah Grete den Weg daherkommen, lang-

ſam, mit ungleichen Schritten. Er ſah nach dem Tiſch hin und ſah, wie Georg ſein Buch nahm und glücklich ſinnend ins Haus ging. Die Tante hörte er hinter den Bäumen mit den Nachbarn ſprechen und lachen.

Grete blieb vor dem Taubenhaus ſtehen und ſah mit zurückgebeugtem Kopf hinauf. Es war ein kleines Schloß, ſchneeweiß mit goldenen Kanten, mit Zinnen, Erkern und Türmen, und ſteckte wie ein dicker Fahnenknauf oben auf einer langen Stange. Aber die Tauben waren ausgeflogen, und Grete ging weiter.

Hein ſtand und erwartete ſie. Seine Augen hingen wie feſtgebannt an dem ſonnenbeſchienenen Bild. „Was das ein Wundertag heute iſt," ſagte er.

Sie ſahen ſich in die Augen.

„Bleib doch noch hier — eine Woche," ſagte ſie.

Er ſchüttelte den Kopf und ſah in die Zweige über ſich. „Wie das alles von Frucht und Knoſpen überquillt," ſagte er, „ihr lebt in einem Paradieſe hier."

Sie bog einen Zweig herunter und pflückte mit den Lippen eine einzelne Kirſche davon, die faſt reif war. „Bleib noch einen Tag," ſagte ſie, ohne ihn anzuſehen. Dann faßte ſie plötzlich ſeine Hand mit ihren beiden Händen und ſagte,

wie in Angſt und Zu-ihm-drängen: „Geh nicht, geh noch nicht.“

Da kam die Mutter wieder. Sie ging durch den Weißkohl und den Salat und hob den Rock hoch, und ſtand dann lachend zwiſchen ihnen und ſah von einem zum andern. Sie hing ſich beiden in den Arm, daß ſie, die Kleine, zwiſchen den beiden Großen ging, und ſo ſchritten ſie zuſammen über den glitzernden Kies dem Hauſe zu, aus deſſen Epheuwand die Fenſter mit den weißen Gardinen wie freundliche Augen herausſahen.

Hein zählte auf, was er im Ranzen mitnehmen wollte, und die Tante gab fleißig acht, damit ſie nichts liegen ließ.

In der Tür kam ihnen Georg entgegen. Er hatte den Hut auf dem Kopf, und aus dem blaſſen Geſicht darunter leuchtete ſein ganzes Glück. Er wollte Grete fortführen, ſie wollten den erſten kleinen Gang in die Wieſen und den Wald verſuchen. Es war faſt, als ob er das Mädchen keinem der andren gönnen wollte, und er war daher ein wenig ungeduldig.

Die Mutter ſah Grete an: waren ihre Backen nicht ſchon ein wenig rot geworden in der einen Stunde Sonnenſchein?

Hein ſagte ihr Lebewohl. Sie wendete ſich nach ihm und gab ihm die Hand.

„Küßt euch doch!“ rief die Mutter.

Und Georg legte einen Arm um den Freund und einen Arm um die Braut und ſchob ſie gegeneinander.

Hein beugte ſeinen Kopf und wollte ſie auf die Stirn küſſen.

„Nein, auf den Mund!“ rief Georg.

Aber Hein küßte ſie doch auf die Stirn.

„Es wird Zeit, daß du dir auch eine Braut zulegſt,“ ſagte der andere, „ich will dir zeigen, wie man küßt.“ Er nahm Gretes Kopf und drückte ſeine Lippen auf ihre Lippen.

Hein gab ihm die Hand und ging, ohne ein Wort zu ſagen, mit ſeinen langen Schritten ins Haus.

— — — — — — — — — —

Eine Stunde ſpäter ging er durch den Wald, auf dem grasgetretenen Pfad hin. Sein Ranzen hing ihm auf dem Rücken. Er ging ſtill, nur die Äſte brachen unter ſeinen breiten Schuhen. Er ging nicht ſchneller, nicht langſamer. Seine Füße hoben ſich von ſelber und wichen den Wurzeln und Baumſtümpfen aus, während ſeine Augen oben in den Zweigen hingen und ſein Stock den Boden in gleichmäßigem Takte ſchlug.

Er kam an den Platz, wo das Gezweig wie ein langes Kirchenfenſter auseinanderſtand und wo man in der weißen Lichtung die Kuppen der ſieben Berge und das Sonnenzittern über dem

Rhein ſah. Er blieb ſtehen und ſah hinaus, aus dem ſchweigſamen Dunkel der Buchen in die ſchimmernde, laute Welt. Er nahm den Hut ab und ſtreifte das lange Haar von der Stirn, daß der kühle Schatten daran konnte. Er löſte ſich den Ranzen von den Schultern, warf ihn ins Gras und ſetzte ſich daneben.

Er ſah ſtarr auf einen Punkt und öffnete wie im Selbſtgeſpräch hin und wieder halb den Mund, während er unwillkürlich um ſich ſah, ob ihn jemand beobachte. Er brach einen Zweig ab von dem Strauch, der neben ihm blühte und duftete, zog ſein Meſſer und fing an, zu klopfen und zu ſchneiden. Aber ſeine Augen ſahen immer über ſeine Hände weg auf den einen Punkt. Er höhlte das Holz aus und ſchnitt oben ein Mundſtück daran. Als er aber die Pfeife an den Mund ſetzte, klang ſie zu hart. Er warf ſie weit in den Wald und lachte über ſich, daß ein Sommermorgen im Wald ſo ſchnell wieder ein Kind aus ihm machte. Dann legte er ſich der Länge nach in das kniehohe Gras. Er zog den würzigen Duft mit weiter Naſe in ſich und ſchüttelte die Gräſer mit den Händen, damit ihm der fallende Tau das warme Geſicht kühlte. Er legte die Arme unter den Kopf und ſah in das grüne Blättermeer über ſich. Kein blauer Punkt war darin, kein Luftzug regte ſich da oben, kein Vogel ſaß und pfiff, alles war ſtill und einſam.

Aber er hatte keine Ruhe. Er drehte ſich auf die Seite und legte ſeine Stirn ins Gras. Dann nahm er ſein Meſſer, hob die großen Farnblätter auf, die neben ihm hoch aufgeſchoſſen ſtanden, und ſchnitt, in einen flirrenden Sonnenflecken hinein, in hartes Wurzelholz gradgezogene Buchſtaben: Grete — Hein. Und rund herum zog er in großem Bogen ein Herz. Er war ganz vertieft in ſeine Arbeit, und ein glückverträumtes Lachen hing an ſeinen Lippen. Plötzlich und ſchnell deckte er dann das heimliche Wunder wieder mit den Blättern zu, daß es ſelbſt vor der Sonne verdeckt war.

Aber da — was hörte er denn da?

Die gefallenen Äſte im Wald knackten: es kam wer. Er war wie aus dem Traum geriſſen, wie durch einen Mißton war das ſchöne Lied, das in ihm klang, unterbrochen. Er unterſchied das Geräuſch der Zweige, die zur Seite gebogen wurden und wieder zuſammenſchlugen. Schnell machte er ein leeres, gleichgültiges Geſicht und drehte dann ruhig den Kopf darnach hin, um nicht gedankenverſunken zu erſcheinen: da ſah er ein weißes Kleid durch die Äſte leuchten — nur einen Augenblick, dann wendete er raſch den Kopf zurück. Das Blut ſtockte ihm, er öffnete den Mund. Grete war's.

Er wollte ſich einreden, daß es eine andere war. Aber mit einem Male ſprang er auf und griff nach Hut und Stock und eilte in den Wald

hinein, ſeinen Weg weiter, indem er ſeinen Ranzen an dem Riemen mit ſich ſchleppte.

Nach einigen langen Schritten ging er langſam und trat mit den Zehen auf, um das Holz unter ſeinen Schuhen nicht zum Verräter werden zu laſſen. Er bückte ſich und ſchlich ſich von Baum zu Baum.

Aber ſie ſah ihn, ſie kam hinter ihm her. Er hörte ſie eilen. Jetzt nützte ihm das Verſtecken nichts mehr, er ſetzte ſeinen Hut auf und ging mit gleichgültigen, geſetzten Schritten weiter. Er ſchlug mit dem Stock in die Zweige und pfiff ein Lied dazu, als ob er ſo ganz voll Waldluſt und Waldſinnen ſtecke. Aber das Lied kam zitternd heraus, und ſeine Beine liefen ihm davon.

Ängſtlich und aufjubelnd rief es hinter ihm her. Er ſchritt weiter, ſchneller, und ſein Lied ſtockte einen Augenblick. Er fiel über einen Eichenſtumpf, an dem noch die Blätter wucherten. Er ſprang wieder auf die Füße, ſchon hörte er ihren Atem hinter ſich. Sein Pfeifen verſtummte, er kämpfte mit ſeinem Stolz, als Zwanzigjähriger lief er nicht gern davon. Aber dann fing er an zu eilen.

Sie blieb zurück, er hörte ſie nicht mehr und eilte weiter. Er hielt den Arm vors Geſicht, um ſich vor dem Schlag der Zweige zu ſchützen. Jetzt kam er in den Tannenwald. Der Pfad wurde ſteiler, das Moos und die Nadeln, auf die er trat,

waren schlüpfrig und gaben seinen Sohlen wenig Halt.

Aber vor ihm flimmerte das Licht. Und dann stand er oben und schöpfte Atem. Er hielt sich mit der Hand an dem Drahtzaun, der neben ihm von Pfahl zu Pfahl gezogen war. Und er sah in den Steinbruch hinab, der dahinter mit gelben, in der Sonne brennenden Wänden tiefer und tiefer hinunterstürzte.

Er lauschte da hinein. Nur das Geröll der Steine klang aus der sonnendunstigen Tiefe herauf und die Stimmen der Arbeiter. Er zauderte, sah noch einmal hinab. Dann schwang er sich über den Draht und trat mit dem Fuß auf den ersten vorspringenden Stein unter ihm, trat weiter, mit dem Drang zu eilen, und doch langsam und mit prüfenden Augen. Er nahm den Stock zwischen die Zähne und drehte sich gegen die Wand hin, er kniete nieder und suchte mit den Fingern einen Halt, er ließ seine Beine hinab und tastete unter sich. Aber es brach ab unter ihm und polterte in die Tiefe. Er konnte nicht weiter hinunter.

Da! Er hörte Gretes Schritte, er hörte sie oben stehen und fühlte ihre Augen wie ein greifbares Gewicht auf sich ruhen. Er sah hinauf und sah gerade hinein. Sie stand über den Draht gebeugt, ihre Brust war vom Lauf erregt. „Hein —" sagte sie bittend.

Er ſuchte von neuem mit Händen und Füßen nach einem Halt unter ſich — da ſchlug ſein Stock hinab. Beide ſahen ihm nach, wie er mit der Krücke nach unten aufſchlug, die Spitze nach vorne drehte und wieder aufſchlug. Sie ſahen ihn noch fallen, als ſie ihn nicht mehr hörten.

Die Arbeiter, die tief unten ſchwarz an dem gelben Stein hingen, wie Fliegen auf einem hellen Brot, riefen Flüche herauf und lachten. Es klang wie Mäuſewiſpern. Hin und wieder blitzte etwas in der Sonne, das waren ihre Hacken. Und einer hatte etwas Rotes an.

Endlich ſprach Hein. „Grete, was tuſt du denn? Du wirſt wieder krank.“

„Komm herauf,“ ſagte ſie.

„Was willſt du denn nun?“

„Ich bin ſo daher gegangen — da habe ich dich mit einem Male geſehen.“

Er ſchwieg eine Weile. „Wo haſt du Georg gelaſſen?“

„Weshalb willſt du nicht heraufkommen?“ fragte ſie, ohne ihm zu antworten.

Er wendete ſich und ſetzte ſich. Seine Beine hingen herab, aber um nicht zu fallen, mußte er den Rücken dicht an die Wand hinter ſich legen und die Hände neben ſich aufſtützen.

„Weshalb biſt du vor mir weggelaufen?“ fragte ſie.

„Was willſt du von mir?“ fragte er wieder.

Sie riß Gräſer und Blumen aus und warf ſie auf ihn hinab. Sie fielen auf ſeinen Kopf und ſeinen Leib und fielen an ihm vorbei die Steinwand hinab. Sie hüllten ihn in Duft und Farbenſchein ein.

„Ich komme zu dir,“ ſagte ſie mit einem Male.

„Tu's nur,“ ſagte er und lachte ſpöttiſch.

Aber wirklich — ſie kroch auf Händen und Füßen unter dem Draht her. Ihr Fuß ſtreckte ſich weit aus dem Rock heraus und taſtete. Die bröckelnde Erde fiel ihm in die Augen. Wie ein Kind, das die Gefahr im Blumenſpiel nicht ſieht, wollte ſie weiter hinab.

„Bleib' oben, ich komme,“ rief er.

Sie richtete ſich auf und war voll Freude. Erſt innen, dann ging's in ihre Glieder über. Wie der Hund an der Kette war ſie, der ſeinen Herrn kommen ſieht und ihm mit Bellen und Wedeln entgegenſtrebt.

Sie ſuchte nach etwas, was ſie ihm hinhalten und woran ſie ihn hochziehen konnte. Sie ſtreckte ihm ihre Hand entgegen, während ſie ſich mit der andern an einem Pfahl hielt.

Aber er kam ohne ihre Hilfe hinauf, ſtand da und befeſtigte ſeinen Ranzen auf dem Rücken. Dann wendete er ſich dem Berg zu und wollte gehen.

„Warte, du biſt voll Schmutz,“ ſagte ſie, fuhr

ihm mit der flachen Hand über den Rücken und pflückte ihm das Gras von den Schultern.

Er schritt aus, aber sie hielt ihn hinten an seiner Jacke. „Laß mich ein Stück mit dir gehen."

„Nein, ich habe keine Zeit mehr, du weißt es doch."

Sie kam hinter ihm her. „Laß uns doch ein wenig im Gras sitzen."

Sie war immer dicht an seinen Fersen, und er schritt immer schneller aus.

Plötzlich stieß sie einen leisen Schrei aus. „Ich kann nicht mehr gehen," sagte sie.

Er hielt nicht ein.

Sie hinkte hinter ihm her. „Ich kann nicht auftreten, sieh doch nur."

Er drehte den Kopf. „Ist es wahr?"

„Nein. Es ist nicht wahr," sagte sie, sah an ihm vorbei und sah ihn dann an.

Ohne ein Wort machte er längere Schritte.

Da war sie plötzlich wie der Wind hinter ihm und neben ihm und stand vor ihm und sperrte ihm den Weg. „Laß mich doch nicht wie einen Hund hinter dir herlaufen," sagte sie und senkte den Kopf.

Er sah flüchtig auf ihr Gesicht und wollte an ihr vorüber, aber sie stand entschlossen vor ihm.

„Hilf mir," flüsterte sie plötzlich, ohne ihn anzusehen.

Er zögerte, er war erschreckt. Ohne, daß sie es

ausſprach, wußte er, was ſie wollte, ſeit langem hatte er ſich davor gefürchtet. Er wollte ſie beiſeite ſchieben, faſt rauh.

Aber ſie umklammerte mit beiden Armen ſeinen Arm. „Sag du es ihm, ich kann es ihm nicht ſagen."

„Was?" fragte er unwillig und ungeduldig und wußte es doch, ehe ſie es ausſprach.

„Ich kann nicht länger ſeine Verlobte ſein, ich kann nicht ſeine Frau werden."

Da war es ausgeſprochen. Sie ſah mit ihren großen, flehenden Augen zu den ſeinen auf, ſie ſuchte nach ſeiner Hand.

In ihm zitterte alles. Er war entſetzt, dann war er zornig und wollte ſie rauh an die Schulter faſſen mit ſeiner Fauſt.

Sie ſah ihn an, als könne ſie nicht glauben, daß er anders als gut mit ihr ſei. „Ich kann ihm nicht in ſeine Augen ſehn, ich kann nicht ſeine Hand nehmen, ich kann nicht mehr mit ihm reden," ſagte ſie. „Wenn er mich küßt, ſteht mir das Herz ſtill."

Er ſchämte ſich ſeines Davonlaufens. Er ſah, daß er bleiben und helfen mußte. „Was ſagſt du für dummes Zeug da?" kam es rauher, als er wollte, aus ſeinem Mund. „Zwinge dich, dann kannſt du es. Sag mir nur: was willſt du ſonſt tun?"

Sie ſchüttelte den Kopf. „Ich bin nicht rein.“

Er wich ihr aus mit ſeinem Blick.

„Und ich habe ihn nicht mehr lieb,“ ſagte ſie weiter.

Er ſchwieg lange. Dann ſagte er, leiſe, immer ohne ſie anzuſehn: „Grete du, denke doch an deine Eltern, an die Leute alle, denke an ihn: du machſt ihn unglücklich.“

Sie hielt den Kopf geſenkt.

Und wie er auf ihr Geſicht herabſah, kam ihm das Mitleid mit ihr. Er nahm ihre beiden Hände und ward ſelber traurig. „Grete — was tuſt du denn? Warte, laß dir Zeit, denke nach, kämpfe mit dir, du weißt nicht, was du da tuſt.“

Sie ſchüttelte immer mit dem Kopf. „Du willſt Zeit gewinnen. Du denkſt, wenn du weg biſt, dann werde ich ruhig ſein. Aber glaube das nicht. Ich werde immer denken wie heute, wie jetzt, wo du bei mir biſt.“

Sie ſtand vor ihm und drängte ſich an ihn.

„Adieu,“ ſagte er kurz und ließ ihre Hände fahren.

Schnell hielt ſie ihn mit beiden Fäuſten an ſeinen Schultern feſt. Sie ſtand regungslos, mit geſenkten Augen. Sie wollte die Augen heben und zu ihm aufſehen, aber ſie vermochte es nicht.

Seine Augen hingen mit wachſender Angſt an ihrem Mädchengeſicht, ſie überflogen die Linien

ihrer niederen Stirn, das Fleisch an ihrem Kinn, die trotzigen Lippen, die blaß und rein, fest aufeinanderlagen, und er wollte weg von ihr. Er fühlte ihre Hände auf seinen Schultern zittern und schwer werden. Er sah, wie sie ihren Mund auseinandertat, um zu sprechen, und es zog ihn wieder zu ihr hin.

Und dann flüsterte sie so leise, daß es kaum bis zu seinen Ohren hinauf kam, und tat die Augen dabei zu und neigte den Kopf ganz zur Erde, daß Hein auf das rote Stroh ihres Hutes sah: „Ich habe dich lieb, Hein."

Es war so still, daß die Hämmer aus dem Steinbruch wie klingende Messer herauftönten.

Sie hob die Augen zu ihm auf und sah ihm fest in die seinen und sagte noch einmal leise und ruhig: „Ich habe dich lieb."

Und da schlug er seine Augen nieder, nieder vor diesen frommen, reinen Mädchenaugen, die sich keiner Schuld bewußt waren und die Antwort von ihm forderten. „Bist du verrückt?" fragte er leise.

Sie drängte sich näher an ihn. „Hast du mich lieb?" fragte sie flehend. Sie umfaßte ihn mit beiden Armen und sah ihn mit angstgroßen Augen an. „Hast du mich nicht lieb?"

Er machte sich heftig los. „Jetzt höre! Jetzt laß mich gehen, halte mich nicht länger auf. Grete,

Grete, was tuſt du? Du biſt ſein ganzes Glück, weißt du das nicht? Er hat nichts auf der Welt als dich — denk dir das doch! Und nun denk dir weiter: mich willſt du liebhaben, mich, der ich ſein Freund bin, ſein Freund von der erſten Schulbank an, mich, der einzige, an dem er hängt, hängt wie an einem Bruder? Denkſt du denn das? Grete, meine gute Grete, denk doch nur ein wenig."

„Ich denke an dich," ſagte ſie und ſtand vor ihm und breitete die Arme aus, „da Hein! Nimm mich, laß mich dein Hund ſein, mache mit mir, was du willſt."

Er wurde ruhiger. „Gut denn — ſo denke an mich. Gehöre ihm und denke daneben an mich und ſage ihm nicht und mir nicht, ſage keinem Menſchen ein Wort davon."

Sie ſenkte den Kopf wieder und ſchüttelte ihn traurig. „Das Denken an dich, das läßt für nichts anderes Platz in mir. Ich denke Tag und Nacht an dich, an deine zwei guten braunen Augen, an dein linkes Auge, Hein, mit deiner Narbe darüber — an deine langen Haare denke ich, wie ſie übereinander liegen und auf deine Stirn herabhängen und wie ich ſie dir ordnen möchte — immer, wenn die Sonne ſcheint und abends, wenn wir um den Tiſch bei der Lampe ſitzen — immer ſehe ich deine langen Schritte, hör' ich dich mit deiner tiefen Stimme lachen und Grete rufen. Ich kann nicht

mehr ſchlafen, ich weiß wohl, warum ich krank bin, ich ziehe mir die Decke über die Ohren, und doch höre ich dich und doch immer ſehe ich dich. Hein, ſiehſt du? Ich möchte mir ja all das Denken aus dem Kopf reißen, ich möchte ein Kind ſein und wieder morgens zur Schule gehen, ich möchte eine alte Frau ſein und mit einem Schoß voll Strümpfen am Fenſter ſitzen, ich möchte in irgend einer Stadt über dem Meer wohnen und dich nie geſehen haben — aber, ſei mir nicht böſe, nun kenne ich dich und nun kann ich nicht mehr anders. Ich kann nichts dafür. Ich habe es nicht gerufen, und es iſt da — was iſt es nur, das in mir iſt? Glaube mir, ich will nicht, ich muß — ich muß mit allem, was ich denke und was ich gehe und was ich tue, immer bei dir ſein, immer bei meinem großen, ſtarken Hein ſein. Und es iſt ſolch ein Glück in mir! Ich wollte, du ſteckteſt mich wie einen Stein in deine Taſche und trügeſt mich mit dir, wo du durch die Straßen gingſt und wo du an den Läden ſtändeſt. Siehſt du wohl, Hein, daß ich dich liebhabe?"

Jedes dieſer Worte fiel wie ein glühender Hammerſchlag über ihn, er zwang die Lippen aufeinander, um nicht ſprechen zu müſſen, er hielt ſich die Hände an die Ohren und wollte nichts hören. Aber dennoch drang jedes der Worte in ſeinen Leib ein und hämmerte ſein Herz heiß und wach.

Er warf ſich ins Gras, er war unfähig, im Anſturm ſeiner Gefühle reden und handeln zu können.

Sie ſetzte ſich neben ihn. Wie neues Glück, neues ſeligſtes Leben war es über ſie gekommen. Ihr Geſicht hatte ſich mit einer feinen, dunklen Röte überdeckt. Sie ſaß ruhig da, aber in allen ihren Gliedern ſprang ein heimliches Klingen und Jauchzen.

Sie zog langſam die Nadel aus ihrem Hut und legte ihn neben ſich ins Gras. „Weshalb haſt du mich nicht lieb?“ fragte ſie leiſe.

Er gab keine Antwort und ſah in die Tannen über ſich.

„Nimm mich mit dir,“ bat ſie, „ich habe über alles nachgedacht. Ich will zu Kindern gehen, oder an eine Schule gehen, oder in einem Laden hinter dem Tiſch ſtehen — nur laß mich nicht zu Hauſe bleiben!“

Sie ſah ihn an, wie er ſtumm war. „Sag' doch Ja! Ich will ja dann alles tun, was du willſt. O Hein, ſieh mal, dann komme ich jeden Morgen und klopfe an deine Tür, und du tuſt mir auf, und ich mache die Fenſter weit auf und laſſe die Sonne herein und wiſche den Staub von den Stühlen und ſtelle deine Bücher in den Schrank und nähe dir deine Kleider — Hein du!“

Er ſagte nichts, er verzog keine Miene. Nur

ſeine Bruſt atmete ſo ſchnell, daß er es nicht verbergen konnte.

„Oder alles, wie du willſt," flehte ſie weiter, „ich will dich auch nur alle Sonntage ſehen, ich will nur hin und wieder auf der Straße ſtehen und dich von fern mit deinen Freunden lachen ſehen — nur laß mich in einer Stadt, in einem Sonnenſchein mit dir ſein, laß mich nicht ſo über die Berge weit von dir leben. Sag, weshalb haſt du mich nicht lieb? Weshalb willſt du nicht, daß ich mein Glück nehmen und haben ſoll? Sage mir, daß du mich lieb haſt, dann will ich nichts mehr von dir."

Er drehte den Kopf. „Du arme Grete," ſagte er.

„Ich weiß, daß du mich verachteſt. Ich weiß, daß ich ſchlecht bin. Aber ich kann nicht anders ſein."

Sie ſchwiegen, lange. Sie flocht einen Kranz und hing den um ſeinen Hut, der im Gras lag. Dann ſah ſie auf ihren Ring am Finger, drehte ihn rund herum und zog ihn ab. Sie wog ihn in ihrer offenen Hand, und plötzlich warf ſie ihn mit einer ſchnellen Bewegung den Grashang hinunter, in das dichte Gebüſch, und machte ihre Augen zu, um nicht zu ſehen, wo er hinfiel.

Er ließ ſie gewähren. Eine immer größere Traurigkeit kam über ihn, während ſie ſinnend ihr Kleid vom Graſe ſäuberte und heimlich nach ihm hinüberſchielte.

Da ſtieg ein Ruf ganz in der Nähe auf, und ein Vogel, dadurch aufgeſchreckt, brach über ihnen durch die Wipfel. Georg rief nach ihr, lachend und erwartungsvoll, wie ſich Kinder rufen, die ſich voreinander verſtecken.

Die beiden waren ganz ſtill. Gretes Geſicht war ſonderbar weiß, ſelbſt ihre Lippen waren weiß. Auch in Hein ſtieg, zu ſeiner Verwunderung, ein plötzliches Gefühl des Unwillens auf.

Zum zweiten Male flog der Ruf aus dem Laub heraus. Grete ſaß da, ihre Arme hingen herab, und ihre Augen ſtarrten auf einen Stein, als wenn ſie ihn an die Erde heften wollten.

„Georg!“ rief Hein plötzlich entſchloſſen, „hier iſt ſie!“

Sie hörten das Fallholz unter Georgs Schuhen brechen. Hein ſtand auf und ging ihm mit drei langen Schritten entgegen.

Da war er!

Seine Augen ſuchten ſofort und ein wenig ängſtlich nach der Verlobten, ſeine ſchmalen Backen waren vom Lauf gerötet.

Über Gretes Leib jagte ein Schauder, als er auf ſie zueilte und ihr ſeine beiden Hände hinhielt und ihr ein Jauchzen aus ſeinem ganzen Weſen entgegenſprang.

Hein ſtand abſeits und klopfte den Staub aus

ſeiner Jacke und pfiff ein Lied und ſchien froh und aller Sorgen ledig zu ſein.

Grete ſaß da und ſah zu Boden und gab dem Verlobten ihre Hand nicht. Die Muskeln ihres Geſichtes hatten ſich feſt und nach unten gelegt — das gab ihr bei dem vollen Fleiſch ihres Geſichtes um ſo mehr den Ausdruck finſteren Trotzes.

Georg ſah ſie an und erſchrak. Seine Züge nahmen unwillkürlich den Ausdruck der ihren an. Er ſah ungewiß nach dem Freund hinüber und hielt ihr noch immer ſeine Hände hin.

Jetzt ſtand Grete auf, langſam. Ihr Geſicht und ihre Bruſt waren von Stein. Georg ſuchte ihr gut und bang in die Augen zu ſehen. Er nahm ihre Hand zwiſchen die ſeinen und drückte und ſtreichelte ſie, er legte den Arm um ihren Leib, um ſie zu ſchützen. „Was haſt du? Sag es mir, wenn du mich lieb haſt.“

Da mit einem Mal tat ſie den Mund auf. „Ich habe dich nicht lieb.“

Georg ſah ſie an und wollte lachen, aber er verſtummte vor dem Ausdruck ihres Geſichtes. „Wer hat dir was getan?“ fragte er ein wenig heftig und machte eine drohende Wendung nach dem Freund hin. „Gib mir deinen Arm, komm, wir wollen nach Hauſe.“

„Nein, Georg,“ ſagte ſie, ohne die Augen aufzuſchlagen, „das iſt die letzte Hand, die du von

mir haſt. Ich bin es nicht wert, daß du ſie hältſt.“

Er begriff den Sinn ihrer Worte nicht, und da er ſie von ihrer Hand ſprechen hörte, legte er ſeine andere Hand auf die ihre.

Hein hatte ſich nach ihr umgedreht und ſah ihr entſetzt ins Geſicht. Er ſah ſie an, wie ſie da ſtand: die liebe Grete, das frohe Kind, das ſtarknackige Mädchen, ſo bleich und ernſt. Sie erſchreckte ihn, es war, als ob ſie eine Fremde wäre. Und doch war etwas an ihr, wie ſie da ſtand, ſchmal und mit geſenktem Kopf, wie von der Laſt ihres Schickſals zur Erde gedrückt, das ihm die Tränen in die Augen trieb. Ihm war, als wenn er ſeine Arme auftun müßte und den lieben, armen Leib ganz in ſich ziehen. Er fühlte ſich ratlos, er fühlte ſich ſchwach.

Sie ſchlug die Augen auf, atmete ein wenig ſchneller und ſagte einfach und rein, wie ein Kind, das betet: „Sei mir nicht bös, daß ich dir wehe tun muß — aber ich kann nicht anders; ſieh Georg, ich kann nicht deine Frau ſein.“

Georg öffnete den Mund und wollte ſprechen. Er ſah ſie an, als ob ſie verwandelt, als ob ſie eine andere ſei. Der Ausdruck auf ſeinem Geſicht war höchſtes Entſetzen, dann ein jubelnder Schimmer von Hoffnung, dann ein Verſtehen, ein Zweifeln und dann wieder ein einziges Entſetzen.

Er ſtand eine Weile wie im Traum, ſein Mund ſchloß ſich herb, jeder Tropfen Blut ging aus ſeinen Backen, er ſah plötzlich um zehn Jahre älter aus.

Dann drehte er ſich um und ging mit ſchnellen Schritten, die für immer Abſchied nahmen, den Berg hinab, während ein goldfarbiges Vogelpaar glückzwitſchernd und ſonnenblitzend vor ihm herſtrich.

Hein wollte dem Freund nach. Doch ſeine Füße waren gefeſſelt. Und da ſtand ſie vor ihm. Ihre Augen blitzten, ihre Backen und ihre Stirn leuchteten, und ehe er ſie hindern konnte, hing ſie mit beiden Armen an ſeinem Hals, netzten ihre Lippen und ihre lachenden Tränen ſein ganzes Geſicht. „Du haſt mich lieb, Hein, ich weiß es," jauchzte ſie leiſe.

Aber da packte er ihre Schulter mit beiden Fäuſten. Und als ſie, ſich windend vor Schmerz, die Arme von ſeinem Hals löſte, da ſchlug er ſie. Mit der breiten Hand ſchlug er ſie über Ohr und Backe.

Die Backe wurde dunkelrot und glühte, weit übers Ohr hin ging der flammende Kreis, und die andere war weißer als Wachs. Grete ſenkte den Kopf und ließ die Arme zu beiden Seiten herabhängen, wie das Sklavenmädchen, das ohne Zorn den Peitſchenſchlag ſeines Herrn mit den ſchmalen

Schultern hinnimmt. Und mit einem Mal wurde auch ihre andere Backe rot, und die Stirn, und der Hals, vor Scham. —

Hein ging. Er ſtieg den Pfad hinauf und ſah ſich nicht um, immer weiter, bis er auf der Berghöhe ſtand und in das weite Land ſah, in die ſonnenzitternde Ebene, durch die der Rhein hinzog, breit und weiß wie Milch.

Er atmete tief auf — o, wie doch die Sonne ſchien! Wie alles flutete von Duft und Licht und an die Sinne ſchlug!

Und er ſtand und ſah hinaus und ſah nichts mehr vor Tränen in ſeinen Augen. Und plötzlich umklammerte er mit irren Händen einen dünnen Birkenſtamm und warf die Stirn gegen das Holz und ſchrie laut: „Hör mich nicht! Ich habe dich lieb! Wie ich dich lieb habe!“

III.

Leiſe ging die Tür zu Heins Zimmer auf, und Grete ſchlich ſich auf den Zehen herein.

Es war dunkel, und die zwei offenen Fenſter ſchleuderten den Lärm der Straße in den tiefen, ſchmalen Raum.

Grete ſtand da und wagte nicht näher zu kommen. Nur ihr Geſicht und ihre beiden Hände

ſchimmerten weiß. Dann zog ſie den Schlüſſel draußen aus dem Schloß, legte ihn wieder unter die Matte und klinkte die Tür zu hinter ſich.

Zwei lange Schritte machte ſie über den Holzboden hin bis zum Teppich und erſt auf dem weichen Tuch, das jeden Schall in ſich nahm, trat ſie feſter auf.

Sie ſtand am Tiſch und ſah ſich um. Aber ſie konnte nur wenig erkennen, nur das, worauf die Lichtflecke von der Straße fielen: die Scheibe des langen Spiegels, eine Stuhllehne und die ſchwarze Fläche des Klaviers. Sie legte den Strauß Roſen, der dick wie ein Mannskopf war, und deſſen Duft ſchon aus allen Ecken und Winkeln des Zimmers zu ſtrömen ſchien, auf den Tiſch, taſtete nach dem Feuerzeug, horchte nach der Treppe hin und zündete die niedere Lampe an, die auf dem Schreibtiſch ſtand.

Als ſie den roſafarbenen Schirm wieder aufſetzte, war das ganze Zimmer in ein trauliches Rot getaucht, und ihre Hände, die den Schirm hielten, glühten.

Sie ging und ſchloß die Fenſter und zog die Vorhänge dicht zuſammen: mit einem Mal war's ganz ſtill im Zimmer, als ob ein Windſtoß plötzlich Wagen und Menſchen draußen verſchluckt hätte. Dann drehte ſie ſich um und nahm das Zimmer von vorn bis hinten ganz in ihre Augen auf.

Sie wagte kaum zu atmen, wie in der Kirche war ihr zu Mut. Sie fühlte, daß es Heins Zimmer war — ſie hätte es gefühlt, wenn ſie es nicht gewußt hätte. Wie die Stühle ſtanden, wie die Bücher und Hefte lagen, wie die Säbel an der Wand hingen — aus allem ſahen ihr ſeine breiten Hände und ſeine ehrlichen Augen entgegen.

Sie ſah die rote Decke, die rote Tapete mit den goldenen Blüten, das tiefe Sofa und die Stühle aus dunkelrot leuchtendem Sammet. Dieſes ganze rote Glühen tat ihren Augen wohl und ſtimmte mit der Farbenempfindung ihrer Seele überein.

Ihre Augen waren weit und glänzten wie im Fieber, und obwohl ſie ſich nach Ecken und Wänden drehten, ſtarrten ſie doch nach einem unbeſtimmten Ziel in die Weite, weltverloren und herzglücklich. Sie faltete die Hände in tiefer Erregung vor ihrer Bruſt und ließ die Augen immer wieder über ſeine Bücher, ſeine Bilder, ſeinen Tiſch gehen.

Sie ging auf den Zehen zu ſeinem Schreibtiſch. Da ſtand das Bild ihrer Eltern in einem Kupferrahmen, und die vier zufriedenen Augen ſtrahlten Glück und Freude aus. Sie betrachtete das Bild lange und legte dann mit flinken Händen, von denen ſie die Handſchuhe noch nicht abgezogen hatte, all die Bücher und Papiere in Ordnung, auf- und nebeneinander. Sie wiſchte mit dem Staubtuch über Tiſch und Stuhllehnen: nun war

ſie ſeine Hausfrau, wie ſie ſich's ſo oft, lachend vor Glück, geträumt.

Sie ſtellte ſich vor die beiden Büſten an der Wand: Helios und Klytia, die beiden Märchenkinder aus verſunkenen Jahrtauſenden. Sie betrachtete ſie und neigte dann die beiden Köpfe einander zu, daß ſie ſich beſſer in die Augen ſehen und glücklich ſein konnten. Sie nahm eine Roſe aus ihrem Strauß, der im Purpur der Möbel leuchtete, und legte ſie der ſchönen Nymphe um die Schulter. Und eine ſchöne, große Roſe hängte ſie quer über das Bild der Eltern, damit ihre Augen ganz bedeckt waren, deren Blick ihr überallhin folgte.

Und dann ging ſie dahin und dorthin und ſteckte da eine Roſe an den Spiegel und legte dort eine auf das Waſſer, das in der Schüſſel ſtand. Wo ein leerer Platz war, da ließ ſie Duft und Farbe aufſpringen. Endlich ſah ſie ſich um und betrachtete ihr Werk; wie mitten in einem blühenden Garten ſtand ſie und ſummte ein ſtilles, frohes Lied.

Plötzlich hörte ſie ihn kommen. Sie kannte ſeinen Schritt auf der Treppe. Ein ſchnelles Leuchten ging über ihr Geſicht, ſie legte die Hand auf die ſchneller atmende Bruſt, ſie ſah nach allen Seiten und ging dann in die Ecke, hinter die Tür, und da ſtand ſie und wartete auf ihn.

Sie hörte ihn den Schlüſſel unter der Matte

nehmen, hörte ihn verſuchen, die offene Tür damit zu öffnen. Dann drückte er auf die Klinke, und da war er.

Er war verwundert und ſah nach der Lampe hin, die eine unbekannte Hand angezündet hatte. Er ging dahin und dorthin und ſah die Roſen überall, dann ſah er das ſchmale Mädchen in engem, ſchwarzen Kleid in der Ecke ſtehen, das die Arme zu beiden Seiten hängen ließ und ihn mit großen Augen, die ſonderbar glänzten, anſah.

Er ſprach kein Wort und zuckte mit keiner Muskel im Geſicht. Er ging zum Tiſch und legte Stock und Hut hin. Sein Geſicht ward dabei vom Lichtſchein getroffen — es ſah älter aus, hatte zwei ſcharfe Falten um den Mund, und das Kinn war vorgeſchoben und ſchien gewachſen.

Er ſtand lange an dem Tiſch, ohne eine Bewegung. Dann ſteckte er die Hände in die Taſchen und ging langſam zum Fenſter. Er hob den Vorhang ein wenig und ſah auf die Straße hinaus. Ihr Kleid raſchelte, ſie machte ein paar leiſe, ſchnelle Schritte zu ihm hin, ſie ſtand hinter ihm und nahm von hinten ſeine Hand.

Er regte ſich nicht und ſah ſtarr auf die Straße. Dann entzog er ſich ihr und ging durchs Zimmer, langſam, auf und ab. Vor dem Klavier blieb er ſtehen, ſetzte ſich auf den Stuhl, von ihr abgewandt, legte beide Arme auf und ſtützte den

Kopf in die Hände. Dann machte er den Deckel auf und ſchlug ein paar Töne an, kaum hörbar. Stille, traurige Akkorde ſpielte er, die den Atem anhalten machten, und dann eine Melodie, die ganz oben in den hohen Tönen begann und niederſtieg und ganz unten in den tiefen Tönen ſtarb. Nach einem rauhen, ſchneidenden Akkord, der keine Auflöſung fand, klappte er den Deckel zu und ließ die Arme ſinken.

Sie ſtand hinter ihm und ſtrich ihm über das Haar und lehnte ſich an ſeine Schulter. Sie ſah ihn von der Seite an, drängte ſich an ihn und berührte ſeine Hand mit ihren Lippen. Sie kniete ſich neben ihn und legte ihr Geſicht auf ſeine Hände.

Er wehrte ihr nicht. Er fühlte ſeinen Hals von zwei Armen niedergezogen, fühlte zwei naſſe, warme Lippen über ſein Geſicht gehen und ſich auf die ſeinen legen, fühlte ſein Geſicht naß von ihren Tränen werden.

Er nahm ihren Kopf in ſeine Hände und ſah auf ſie hinunter und lachte traurig. „Biſt du gekommen?" fragte er.

„Ich bin da," flüſterte ſie und ſah zu ihm auf.

Er küßte ihr Haar. „Weißt du, was das bedeutet?" fragte er.

„Ja," ſagte ſie ruhig, ohne ihre Augen zu ſenken.

„Wir ſind Betrüger, wir ſind Diebe," ſagte er, „wir ſtehlen das Glück eines Freundes." Und dann atmete er tief auf, zog ſie zu ſich, zog ihren Mund an ſeinen, und ſie hingen ſinnlos, mit immer neuem Jubel, merkwürdig leiſe und anſchwellend, aneinander. Beider Lippen küßten wie irr über des andern ganzes Geſicht hin. Sie waren zwei Liebende, die nur noch das waren, was da in ihnen war, was da mit tauſend Pferden zu einander ſtrebte.

„Daß du gekommen biſt!" ſagte er und legte ſeinen Kopf an ihre Bruſt.

„Wir wollen in ein ander Land gehen, wir wollen über das Meer gehen," ſagte ſie, „und immer zuſammen bleiben."

Er zog ſie feſter an ſich, ſenkte ſeinen Kopf tiefer und ſagte: „Küſſe mich! Wie lange habe ich darauf gewartet!"

— — — — — — — — — — — —

War es Morgen? War es Mittag?

Sie ſtanden am Fenſter, hoben den Vorhang beiſeite und ſahen auf die Straße. Das ging vorüber da unten, haſtig und träge, mit fröhlichen Augen und krummen Rücken.

Er ſah nach den Fenſtern und Giebeln, um aus dem Stand der Sonne die Zeit zu ſehen. Aber Grete zog ihm den Vorhang vor die Augen und richtete ſich an ihm auf und ſtand auf

den Zehen und berührte ſeinen Mund von unten.

Und er trug ſie auf ſeinen Armen ins Zimmer zurück.

— — — — — — — — — — — —

„Haſt du Hunger?“ fragte er und ſah ihr in die großen, weltentrückten Augen.

„Küſſe mich noch einmal,“ ſagte ſie.

— — — — — — — — — — — —

Sie ſaßen auf dem Tiſch und ſahen auf das Bild ihrer Eltern, von dem die Roſe gefallen war.

„Wie ſchön deine Mutter iſt,“ ſagte er.

„Du biſt ſchön,“ ſagte ſie leiſe und ſelig und küßte ſeine zwei Daumen.

Wie Kinder waren ſie.

— — — — — — — — — — — —

„Wir ſind ehrlos,“ ſagte er, „unſer Glück gehört uns nicht. Unſer Glück kann nicht dauern. Es hat die Kraft der Reinheit nicht, die nötig wäre, damit es leben bliebe.“

Sie deckte ſeine Hände über ihr Geſicht und antwortete nicht.

— — — — — — — — — — — —

Ein Sonnenſtreif fiel ins Zimmer, gerade aufs Sofa hin.

Er nahm ihren Kopf und hielt ihn ſo, daß der Strahl über ihr Geſicht ging. Und ihre Augen leuchteten bis in die Tiefe hinein, und ihre weiße

Haut wurde roſig und blühte und lebte, ihr Haar ſchimmerte wie eine Krone über ihrer Stirn.

Es war ihnen, als ob der goldene Gruß eine Verklärung, die ſegnende Berührung einer Hand vom Himmel ſei.

— — — — — — — — — — — —

„Was ſoll aus uns werden?“ fragte er, ohne ſie anzuſehen. „Was wird das Ende ſein?“

„Wie ſchön deine Stimme klingt,“ ſagte ſie, „ſprich weiter.“

„Gib mir deine Hände,“ ſagte er, „laß mich deine Hände küſſen und nicht aufhören. Iſt es denn wahr, daß du neben mir ſitzt, und daß du mir gehörſt?“

— — — — — — — — — — — —

Sie ſaßen auf dem Sofa und hatten die Arme ineinandergelegt.

Er nahm einen Säbel von der Wand, zog die Schneide prüfend durch ſeine Hände und ſetzte ihr die Klinge auf die weiße Kehle.

Sie ſah es, ohne zu erſchrecken, und hielt den Kopf ganz ſtill.

„Nein,“ ſagte er, „wir wollen leben.“

„Wie du willſt,“ ſagte ſie mit träumenden Augen, „ich gehöre dir.“

— — — — — — — — — — — —

„Biſt du glücklich?“ fragte ſie leiſe.

„Du auch?“ fragte er.

— — — — — — — — — — — —

Als ſie jeden einzelnen ſeiner Finger küßte, klopfte es an die Tür, leiſe, wie fragend.

Die Wirtin war es.

Er antwortete nicht, und Grete rückte enger an ihn.

— — — — — — — — — — — —

„Mein Weib du," ſagte er.

„Mein Gatte und Gebieter," ſagte ſie.

— — — — — — — — — — — —

Sie hatte die Augen geſchloſſen. — Schlief ſie?

Er beugte ſich mit ſeinem Geſicht über das ihre. Er konnte ſeine Augen nicht wegwenden von dem jungen Mädchengeſicht da mit ſeinem unbeſchreiblichen Übererdenſchimmer von Glück.

Sein Herzſchlag ſchlug ihm bis an die Zunge. Es war ein Jubel in ihm, nicht ein Jubel, der ſich ſtürmend auf die Lippen drängte, der die Beine durch das Zimmer jagte und die Arme hob — ein Glückjubel, der tief in ihm ſtrömte, kreiſend, wirbelnd, der in tauſend Rieſeln durch ſeinen ganzen Leib verfloß, der ihm einen Schleier vor die Augen breitete, der ihm in Stirn und Backen glühte und bis ins Braun der Locken zu wehen ſchien — ein Jubel, der nichts mehr ſehnte, der nichts rief, was noch weit war, der in herztiefſter Seligkeit die Lippen geſchloſſen hielt.

— — — — — — — — — — — —

Er nahm ihr langes Haar und zog es durch

die Hände. Er legte es ihr unters Kinn, um den ſtarken Nacken herum, holte es auf der andern Seite wieder hervor und zog es leiſe an.

Schlief ſie?

Er zog die Schlinge immer feſter an. Ihr Geſicht rötete ſich, er hörte ſie ſchlucken. Er atmete nicht und zog feſter an.

Da ſchlug ſie die Augen auf. „Küß mich doch,“ ſagte ſie.

— — — — — — — — — — — —

„Biſt du glücklich?“ fragte er wieder.

„Du biſt's!“

— — — — — — — — — — — —

Sie ſaßen, an die Wand gelehnt, Arm in Arm und ſahen der Nacht zu, die ſich über das Zimmer legte.

Draußen brannten die Laternen. Sie ſahen zur Decke und ſahen, wie da das ganze Leben der Straße in Schattenbildern vorübereilte. Jetzt ein Wagen, dann Kinder, dann zwei, die ſich im Arm hielten, und Hoſen der Männer und Röcke der Frauen. Und alle ſtanden auf dem Kopf.

Und ſie legten ihr Glück in die Schattengeſtalten hinein und träumten ſich einen Hochzeitszug daraus, der ſie beide über teppichbelegtes Gras zu der Kapelle auf dem Hügel führte. Da ſahen ſie Blumen und bekränzte Haare, weiße Kleider und ſonnige Augen. Da hörten ſie plötzlich, wie Harfen

tönten und junge Mädchen ſangen, ſo daß ſie ihn erſchreckt anſah. Und von allen Seiten, von den Schränken, von den Gardinen, von Spiegel und Bildern flatterten jauchzende Kinder dazwiſchen, denen die Haare nachhingen, und die Roſen umherwarfen.

— — — — — — — — — — — —

Er ſchloß ein Fach ſeines Schreibtiſches zweimal ab und warf den Schlüſſel auf die Straße.

„Was tuſt du?“ fragte ſie.

„Da liegt, was gut zum Tod iſt. Es kam über mich, daß ich es dir an die Schläfe ſetzen und losdrücken wollte.“

„Was habe ich dir getan, daß du mich nicht glücklich ſein laſſen willſt?“

„Beide, du und ich,“ murmelte er im Selbſtgeſpräch.

— — — — — — — — — —

Er ſtand auf dem Balkon draußen, und ſeine Arme hielten ſie.

So ſahen ihre vier Augen in die Nacht hinaus: tief unter ihnen die Lichter und die Menſchen und die Wagen, ihnen gegenüber die dunkle Häuſerreihe, in der nur ein Giebelfenſter erleuchtet war, über deſſen weißen Vorhang der Schatten eines Mädchens ging, das ſeine Kleider ablegte.

Und hoch über ihren Köpfen war der Himmel.

Sie hoben ihre Geſichter zu den Sternen auf,

die in unzähligen, goldenen Punkten da oben ſchimmerten. Sie ſprachen nicht, ſie hingen nur mit ſtarrenden Augen an der Höhe. Da oben über ihren Stirnen war die Stille, war die Reinheit, war ihre Welt: die Sterne waren ihre Brüder, denn ſie waren ſo hoch über allem Irdiſchen, wie ihre zwei Seelen.

Sie falteten ihre vier Hände ineinander und ſahen immer hinauf. Und es war ihnen ſo fromm, als ſtänden ſie in der Kirche. Es war ihnen, als ob ein Kuß wie der Kuß der Ewigkeit und der Kraft und der Macht und der Herrlichkeit ihre Scheitel berühre.

— — — — — — — — — —

Da! Wieder klopfte es an die Tür, leiſe und ſchnell. Wieder die Stimme der Hausfrau. Eine andere, flüſternde, lachende Stimme ſprach dazwiſchen.

Sie hielt ihm die Hand auf den Mund, damit er ſtill ſei.

Man ſchlug mit der Fauſt gegen das Holz, man ſteckte Schlüſſel ins Schloß.

Sie hielten den Atem an und horchten.

Er war mit einem Male traurig, und ſeine Augen ſahen ſie nicht mehr an, als ſie ihn ins Geſicht hinauf anlachte. Dann ſtieß er ſie rauh zurück und ſagte: „Schnell, wir müſſen gehen.“

— — — — — — — — — —

Sie gingen auf den Zehen über die braune Matte der Treppe hinunter. Sie gingen über die Straße, deren Läden erleuchtet waren, eins neben dem andern, nicht Arm in Arm, nicht einmal ihre Ellenbogen berührten sich. Sie sprachen nicht, hatten die Hüte tief über die Stirn gezogen und senkten die Köpfe nach dem Steinpflaster hinunter.

Aber es kümmerte sich niemand um sie. Sie gingen mit hastigen Schritten durch die Menschen hindurch, wie nach einem bestimmten Ziel, und als ob sie keine Zeit mehr zu verlieren hätten.

— — — — — — — — — —

Sie saßen in ihrem Nachen mitten auf dem Rhein. Nach allen Seiten von der Finsternis umgeben, die so schwarz war, daß Spitze und Ende des Bootes in ihr verschwanden, und so lautlos, daß man nur das Gurgeln der Wellen an den Brettern hörte, schienen sie auf einem Meer ohne Grenzen dahinzutreiben.

Hin und wieder wuchs am Ufer, in unendlicher Ferne, ein gelbes Licht auf, ein ausstrahlender, handgroßer Kreis, der eine lange Gasse in das Wasser hineinwarf.

Einmal ein schwarzes Schiff, das mit seinen Schaufeln schlug, dicht an ihnen vorbei.

Dann vom Ufer langgezogenes Hundegebell.

— — — — — — — — — —

Er hatte das Steuer angebunden. In gerader Richtung trieb der Nachen weiter, immer weiter.

Ein kühler Nachtwind kam.

Sie ſaßen auf derſelben Bank, und er hatte ſie mit ſeiner Jacke zugedeckt, um ſie warm zu halten.

Vor ihnen, noch fern, zuckende und lodernde Flammen: das Reich der Fabriken fing an. Jetzt nur nicht mehr weiter! Sonſt werden ſie, wenn der Himmel weiß wird, keine anſteigenden Wieſen, keine leiſe bewegten Weiden mehr zur Seite haben, nur noch Mauern und qualmende Schornſteine.

Nein — nicht mehr weiter! Nicht in dieſe Häßlichkeit hinein!

— — — — — — — — — —

Ein lang anhaltendes Schreien.

Sie ſtanden beide im Nachen. Er hielt ſie mit den Fäuſten an den Armen gepackt, rang mit ihr, ſie biß in ſeine Fäuſte hinein, mit ſchnellen, ſcharfen Zähnen, ſchrie und ſchlug mit ihren Fäuſten gegen ſein Geſicht, warf ſich auf die Kniee, wälzte ſich am Boden umher, klammerte ſich mit tauſend Händen und Füßen an das Holz. Nicht in das Waſſer hinein, das ſchwarze, gurgelnde, noch nicht! Noch eine Stunde ſitzen, von ſeinem Arm gehalten, den Kopf in ſeiner Jacke vergraben!

— — — — — — — — — —

Den gekrümmten Kiel oben, trieb der Nachen

mit den wandernden Wellen. Das gelbe Holz war ſchon von der Sonne getrocknet.

Fiſcher am Ufer, mit breiten Hüten und Ringen in den Ohren, ſchoben ein Fahrzeug ins Waſſer und fuhren dem umgeſtürzten Boot mit kurzen Ruderſchlägen entgegen, die Köpfe vorgeſtreckt, mit lachenden, dann ſtreitenden Worten.

Aber ſchon vorher trafen ſie auf einen Mädchenhut, rund, aus rotem Stroh. Wie eine rieſige Roſe ſchwamm er dicht unter der Oberfläche daher.

Einer traf ihn mit dem Ruder und zog ihn ſo hinaus. Die andern griffen mit den Händen darnach, hielten ihn vor ſich hin, lachten und fuhren wieder dem Nachen zu, der unterdes vorbeigetrieben war.

Einer rief nach dem Nachen hin, als ob das ein verſtehendes Weſen ſei: „He! Haal aan!“

Ein andrer zog ſich den Rock aus, um das Brennen der Sonnenſtrahlen weniger zu ſpüren.

Sie banden den Nachen an den ihren und kehrten ans Ufer zurück.

— — — — — — — — — —

Eine einzige Weite und Leere auf dem Strom.

Die beſonnten Wellen treiben und hören nicht auf zu treiben. Kein Geräuſch, als dieſes unbarmherzige, höhniſche, unabläſſige Gurgeln.

Ein einſamer Spaziergänger am Ufer, der den

Kopf auf die Seite gedreht hält und auf das Waſſer hinausſieht.

Weiter im kahlen Feld ein Totenkreuz, das ſich ſchwarz und rieſig gegen den Himmel abhebt. Eine Bäuerin mit weißem Tuch um den Kopf ſteht davor und hat die braunen, mageren Hände vor ihrer Schürze zum Gebet gefaltet. Sie ſteht da, ohne eine Regung, wie zum Erdboden gehörig. Nur ihr Mund öffnet ſich und geht zu.

Kein Vogel irgendwo, der das Lied von den beiden, die da unten im Waſſer von Stein zu Stein treiben, über das weite Gras hin pfeift.

Nur noch drei.

Nur noch drei.

Der Bremſer auf dem erſten Wagen hielt die trillernde Pfeife im Mund, die einen langen Ton von ſich gab, ſo lang als ſein Atem reichte, und ſtieß mit der ganzen Kraft ſeiner großen, ſchweren Hände den eiſernen Griff der Bremſe langſam herum. Dadurch, daß er ſeine mächtige Bruſt, die in dem enganliegenden Uniformmantel viereckig ausſah, dagegen legte, hinderte er die Bremſe, zurückzugehen.

Der Zug hielt. Der erſte Wagen ſtand unerſchütterlich feſt, und die andern ſchoben ſich mit einem kurzen Poltern und Schleifen gegen ihn, prallten ein Stück zurück und ſtanden dann gleichfalls feſt da.

Ein langer, klagender Ton kam dabei aus den Rädern, als ob die Wagen traurig wären, nach der luſtigen Fahrt durch die Weinhänge und die unüberſehbaren Obſtfluren nun hier in dem traurigen

ſchwarzen Schuppen halten zu müſſen. Man hatte die ſchnelle, ſtarke Lokomotive ſchon vorher von ihnen losgekoppelt, die ihren Rädern Leben gegeben hatte und der ſie auf der tollen, knatternden Fahrt in frohem Übermut gefolgt waren — verlaſſen und tot ſtanden ſie nun da.

Um ſo fröhlicher ſprangen, wie jeden Abend um dieſelbe Zeit, die vier Männer von ihren Trittbrettern auf die Erde herunter, die auch die Fahrt mitgemacht hatten und nun, mit dem Staub und dem Ruß fremder Luft auf den Mänteln, wie die Seefahrer das Land, den feſten, aſphaltierten Boden des Schuppens begrüßten. Sie ſpürten plötzlich nicht mehr die ſchmerzhafte Müdigkeit in den Schenkeln, den Oberarmen und dem Rücken.

Doch es waren heute nur drei Männer.

Einer von den dreien ſtand da und hörte noch nach dem klagenden Ton hin, als er ſchon erſtorben war. Das war doch heute ein anderer Ton als ſonſt an den Abenden?

Die andern zwei hatten nicht darauf geachtet, ſtanden da, knöpften die Mäntel auf, wiſchten ſich mit den bunten Taſchentüchern den Schweiß von der Stirn und ſahen nach dem Himmel hinauf, deſſen ſchwere Regenwolken mit der anbrechenden Nacht ein unheimlich ſchwarzes Ausſehen annahmen.

Der Dritte, kleine, kam zu den beiden Großen heran. Alle drei lachten und zeigten die Zähne,

froh wie die Kinder, daß das Tagewerk vorbei, und daß ſie nun zu den Frauen und dem kleinen, ungeduldig wartenden Volk daheim gehen konnten. Sie kehrten ſich auch gleich um, dem Ausgang zu, um keine Zeit zu verlieren.

Da, auf einmal, empfanden ſie alle drei zur ſelben Zeit, daß der vierte von ihnen fehlte.

Der Kleine, der eingefallene Backen hatte, obwohl er nicht viel älter als dreißigjährig ſchien, ſetzte mit einer Schnelligkeit, die die andern überraſchte, ſeine flache Kappe wieder auf und ſteckte ſein Tuch in die Manteltaſche. Er ſah nach den Wagen zurück.

Auch die übrigen blieben ſtehen und wandten ſich mit ihren ſchwerfälligen, breiten Schultern.

„He — Andrees!“ rief der Größte, der einen buſchigen, blonden Schnurrbart unter roten Backen trug.

Und da antwortete wieder derſelbe klagende Ton, von dem aber nun ſicher war, daß er nicht aus den Rädern kam.

Der Kleine lief mit kurzen Schritten nach dem Wagen hin, öffnete die Türen und horchte.

Der Große ſtand und lachte, indem er, da der Dienſt nun aus war, ſeine Pfeife ſtopfte und ein Zündholz an der Rückſeite ſeiner Hoſe anrieb.

Der zweite aber, ein ungeheuer breiter, dickköpfiger und ſchweigſamer Mann mit kurzem,

grauem Bart und gutmütigen Augen, die ſogar in dem Dunkel ihre himmelblaue Farbe zeigten, ging ohne weiteres auf etwas Schwarzes zu, das wie ein Bündel zwiſchen den Rädern des dritten und vierten Wagens lag.

Die andern ſahen ihn eine ſonderbare, halb gebückte Stellung annehmen und ſo ſtehen bleiben, ſtarr, beide Arme gebogen und vor ſich hingehalten. Es war merkwürdig, daß er nicht nach vorne überfiel.

Der Große lachte darüber, brach aber dann ſein Lachen plötzlich ab, der Kleine hielt die Füße zum Gehen voreinandergeſetzt, traute ſich aber nicht, ſie zu bewegen. Mehr als irgend ein Schreien, rief das unheimliche, wortloſe und regungsloſe Gebücktſtehen des Mannes hinten einen Schrecken hervor.

Jetzt richtete er ſich auf, drehte ſich nach den andern um, machte zwei breite, täppiſche Schritte, die laut durch den Schuppen klangen, und ſtand dann wieder ſtill, indem er wortlos nach ihnen hinſah. Die beiden bemerkten, daß er ſeinen Mund weit offen ſtehen hatte, und daß ſich ſeine breite Bruſt, die ſich wie ein ſchwarzes Viereck gegen den grauen Himmel am Ausgang des Schuppens abhob, erweiterte und verengerte, ſchnell und ruckweiſe, wie bei einem, der ſchnell und aufgeregt atmet. Sie ſahen einer dem andern ungewiß und

fragend ins Geſicht, gingen dann zu dem dritten hin, langſam, zögernd, widerwillig, hielten auch ihre Augen nicht auf das Bündel, ſondern auf das Geſicht des Kameraden gerichtet. Sie ſchlenkerten nicht, wie ſonſt beim Gehen, die Arme neben dem Körper her, ſondern ließen ſie komiſch ſteif zu beiden Seiten herunterhängen. Dabei hielten ſie die Köpfe ſchief nach den Schultern hin gelegt, wie bei einem Verhängnis, dem ſie entgegen mußten und das ſie nicht abwehren konnten.

Dann ſtanden ſie alle drei und ſahen nach dem ſchwarzen Bündel hin. Sie atmeten nicht, bewegten ſich nicht. An dem Bündel ſchimmerten goldene Punkte. Es war deutlich zu ſehen, daß es Knöpfe an einem Mantel waren, gerade, wie ſie ſie ſelber an ihren Mänteln trugen.

Der Breite ſtieß einen kurzen, ſtöhnenden Laut aus, der über den hohen Kragen der Uniform nicht hinauskommen konnte und deshalb tonlos und abgebrochen klang, bückte ſich dann ſchnell und entſchloſſen zu den Rädern hinunter und ſtreckte die Arme aus.

Auch die zwei andern bückten ſich und ſtierten in den dunklen Raum da unten hinein, indem ſie beide Hände auf die Erde aufſtützten.

Jener zog, erſt leiſe und vorſichtig, dann feſter und ſchließlich mit ganzer Kraft. Er gurgelte etwas, was nicht zu verſtehen war.

Aber der Kleine hatte es doch verſtanden, bückte den Kopf noch tiefer, ſchob die Hände vor, die Füße vor und kroch unter den Wagen hin. Mit ſchnellen, ſicheren Bewegungen löſte er die ſchweren Eiſen, die die zwei Wagen aneinander kuppelten.

Andere Beamte, in blauen Leinenkitteln, mit Schmierkannen und Zangen, gingen vorüber, lachten und riefen, blieben plötzlich ſtehen, in komiſchen, verdrehten und erſtarrten Stellungen und legten dann beſtürzt und mit irren Augen, aber mit der Sicherheit von Leuten, die ihre täglichen Griffe in den Händen haben, Hand an. Sie ſchoben die zwei Teile des Zuges auseinander.

Endlich war der Verunglückte freigemacht. Die Stirn und die Spitzen ſeiner Schuhe berührten ſich an der Erde, wie bei einer tiefen Verbeugung, der Rücken und die Schenkel bildeten in der Luft darüber einen ſpitzen Winkel. Es war, als ob eine rieſige Fauſt den Körper bei der hintern Schnalle des Mantels gepackt und hochgehoben hätte, ſo daß die beiden Hälften nach den Seiten herabhingen. Einen Augenblick ſtand dieſe ſonderbare, unheimliche Pyramide da, dann fiel ſie mit einem dumpfen Hall auf den Boden zwiſchen den Schienen, ohne daß der Körper ſich ſtreckte. Augen und Mund waren weit aufgeriſſen, wie bei einem, der verdurſtet iſt.

Alle ſtanden in einem Kreis darum her.

Der Große weinte laut, mit meckernden Tönen,

die ſich faſt wie ſein Lachen anhörten, während er mit den Händen nach den Gefährten griff, als ob er ſie auf den, der da lag, und die Entſetzlichkeit dieſes Unglücks aufmerkſam machen wollte. Andere ſtanden etwas zurück, in einem unerklärlichen Grauen, das ihnen die Bruſt zuſammenpreßte, und nahmen die flachen Mützen, wie zum Gebet, vom Kopf.

Nur der Breite zögerte keine Sekunde, legte den Mann auf den Rücken, ſah ihm ins Geſicht, das weiß wie ein Leintuch war, und riß den an den Hüften zerfetzten und in Lappen hängenden Mantel auseinander.

Aber das eine nutzte ſo wenig wie das andere. Der Mann mit ſeinem ſchönen, ſchwarzen Schnurrbart, ſeinen feſten, weißen Zähnen, war tot. Die runden, eiſernen Scheiben, die Puffer, hatten gute Arbeit getan.

Es blieb nichts mehr zu tun, als die Sache dem Vorſtand zu melden. —

Eine Stunde ſpäter gingen die drei nebeneinander her über die Landſtraße, den Lichtern der Stadt zu. Es regnete und es war ſo dunkel wie Pech um ſie her. Sie hatten die Kragen hochgeſchlagen, die Hände tief in die Taſchen geſteckt, hielten die Köpfe geſenkt, wie müde Pferde, gingen ſo nebeneinander her, mit denſelben langſamen, ſchweren Schritten, und ſprachen kein Wort. Hin

und wieder tat einer den Mund auf, um etwas zu ſagen, aber er ſpürte etwas in ſeiner Kehle, das vor dem erſten Wort heraus mußte, und fühlte an den heißen, trockenen Augen, daß beim erſten Wort die Tränen darausſchießen würden, und ſo ſchwieg er.

Ein Bauer ging vorbei, mit einem Korb am Arm und einem Stock, mit dem er laut und regelmäßig in das Regenwaſſer des Bodens ſtieß. Er grüßte und bekam keine Antwort als das Nicken der drei Köpfe, die ſich nicht einmal nach ihm hindrehten.

Sie gingen an der erſten Laterne vorüber, die einen langen, gelben Streifen über die Straße zog. Da machte der Große zum erſtenmal eine andere Bewegung außer dem ewigen, immer gleichen Vorſetzen der Schuhe. Er zog ſein Taſchentuch, ſchneuzte ſich und benutzte das Geräuſch, um heimlich, mit einem ſtoßenden Räuſpern, das, was in ſeiner Kehle ſteckte, hinauszuhuſten. „Er hät zo vil jedrunke," ſagte er dann mit einer Stimme, die in der ſtillen, durch keinen Ton als durch das Fallen der Regentropfen geſtörten Nacht hier draußen lauter herauskam, als er beabſichtigt hatte.

Die beiden antworteten nicht. Erſt nach einer Weile ſagte der Kleine mit ſeiner magern, tonloſen Stimme: „Er es zo fröh eravjeklettert us ſingem

Hüüsche. Er konnt et nie erwaede, bes er naoh Huus kaom. Ich han et im off jeſaaht."

Der dritte, der Breite, ſchwieg immer noch. Aber er ſchlug unwillkürlich ein anderes Schrittmaß ein, langſamer und ſchwerer, ſo daß auch die beiden andern ihre Schrittart darnach einrichten mußten. Endlich aber ſagte er mit einer Stimme, die ganz anders klang als ſonſt, ſonderbar tief und locker, ſo daß ſie ſich alle drei darüber verwunderten: „Wat im paſſiert es, kann ons jeden Dag paſſieren. Wer weeß, wer morje von ons do lihdd on ſich net mieh wääg."

Der Große machte einige zögernde Schritte und blieb dann ſtehen. Seine Straße bog links ab — zwei Reihen trüber Laternen, hier und da ein neugebautes, noch nicht verputztes Haus, mehrſtöckig, mit wenigen erleuchteten Fenſtern, kein klappernder oder ſchleifender Schritt irgendwo, in der Ferne nur Nacht und Regen.

Alle drei ſtanden da. Mit den Schuhen mitten in einem Tümpel, ohne darauf zu achten. Alle drei hielten die Köpfe noch tiefer an die Mäntel gelegt, jeder ſah an der ſchwarzen Geſtalt des andern vorbei.

Keiner ſprach.

„Ming Frau ſteht am Finſter," fing der Große, ohne den Kopf zu heben, zuerſt an. „Ich moß jonn."

Kein Atemzug kam von den drei Männern. Das Waſſer, das ihnen von den Ärmeln lief, fiel hörbar in den Tümpel unten.

Wieder lange kein Wort.

„Wer ſoll et denn ſage?“ Der Kleine rührte ſich nicht, trotzdem ihn in den naſſen Schuhen fror. Er hatte die ſchmächtigen Schultern nach vorne zuſammengedrückt, um ſich wärmer zu halten.

Das war die Frage, die die ganze Straße her, zwiſchen den Bäumen und Laternen, in das Finſtere hinein, wie ein rieſenhaftes, den Atem nehmendes Geſpenſt vor den Männern hergegangen war. Wer von ihnen ſollte daſtehen vor der jungen Frau, die ein halbes Jahr erſt ihren Mann hatte, der Frau mit den ſchmalen Schultern und den ſchief geſchlitzten, ſchwarzen Augen, der Frau, in die ſie alle ein wenig verliebt waren und um die ſie alle den Kameraden ein wenig beneidet hatten? Wer von ihnen ſollte den Mund auftun und die wenigen Worte ſagen, die ein Glück, das noch ſo wenig alt und noch ſo wenig ausgeſchöpft war, in ein paar Stücke brachen? Sie, die älteren, die zehn und zwanzig Jahre mit ihren Frauen lebten, hatten es ja noch in Erinnerung, dieſes Heimlichtun, dieſes Sich-verſtecken und durch das Zimmer Laufen, dieſes Lachen und Singen ſchon in aller Frühe.

„Es iſt das beſte, wenn einer von euch das der Frau ſagt," hatte der Vorſteher gemeint, der, ſonſt ein ſtrenger, jähzorniger Mann, heute weich wie ein Mädchen geweſen war. „Ihr kennt ſie, habt Bier mit ihr zuſammen getrunken. Ihr könnt ganz anders mit ihr ſprechen. Nur nicht zu ſchnell. Wer es ſagt, muß es allmählich machen. Na, das wißt ihr alles ſo gut wie ich. Ihr habt ja den armen Kerl gern gehabt. Aber geht nicht zu zweien oder dreien hin. Nur einer. Sie erſchrickt ſonſt gleich im Anfang. Macht unter euch aus, wer das ſein ſoll. Gute Nacht." Er hatte ihnen die kleine, verſchliſſene Geldtaſche des Toten gegeben, ſein Notizbuch, in dem eine Photographie ſeiner Frau lag, ſeine Uhr, ſein rotes Taſchentuch, den Taſchenſpiegel, die Bartbürſte und die Pomadebüchſe — denn der Tote war ein wenig eitel geweſen. „So. Nehmt das. Sagt ihr, daß wir ihn hier ins Zimmer neben dem meinen gelegt haben, auf eine Bahre, nicht offen, zugedeckt. Sagt ihr nichts davon, wie er ausſieht. Warum braucht ſie das zu wiſſen? Alſo geht. Gute Nacht." Da niemand der andern die Hand hingehalten hatte, hatte der Breite die Sachen genommen und in ſeine Manteltaſche geſteckt.

Jetzt ſtanden ſie auf der Straße. Vor ihnen ſchimmerten ſchon die in einem großen Kreis ſtehenden Laternen des runden Platzes, von dem

die Straße der Frau ausging. Wer von ihnen ſollte nun der eine ſein?

„Jang nur zo," ſagte der Breite, indem er den Kopf ein wenig vom Kragen hob, um Luft zum Sprechen zu haben. „Mir zwei wäeden et ſchon unger ons usmaache."

Der Große ſtand noch eine Weile, ohne zu ſprechen. Dann:

„Joode Naach." Und er ging, nahm nicht die Hände aus den Taſchen, ſah nicht nach den andern hin.

„Joode Naach."

Die zwei gingen weiter. Noch langſamer, noch ſchwerer. Ihre breiten Schuhe drückten den Schmutz der Straße zu beiden Seiten geräuſchvoll auseinander.

„Wat die Schoh ſu ſchwer ſen vom Dreck."

„Jao."

Trotzdem der Breite zur Erde ſah, ſtieß er doch an jeden Stein. Einmal zog er ſein Tuch aus der Taſche und wiſchte ſich das Geſicht ab, das naß vom Regen war.

Rechts kam die Straße, in die der Kleine einbiegen mußte. Wieder zwei Laternenreihen, aber die Häuſer dahinter ſtanden dichter eins am andern — die Stadt war näher.

„Jang," ſagte der Breite, ohne daß der andere zu ſprechen angefangen hatte.

Der Kleine ſah zu einem hellen Fenſter auf, das allein in der Luft hing. Das ganze übrige Haus war von der Nacht verſchluckt. „Ming Frau on ming Kinder han et Finſter op. Sie ſen bang hück, weil ich ſu ſpät komme."

„Adſchüß." Der Breite ging ohne ein Wort mehr weiter.

„Adſchüß, Chriſtian!" Der Kleine ſetzte in einer warmen Regung den Namen hinzu, ſprach aber nicht ſo laut, daß es der Davongegangene noch hören konnte. Er ſtand noch und zögerte, dann ſah er zu dem Fenſter auf und ging langſam, nach einem ſchweren Atemzug, zu ſeiner Frau und ſeinen Kindern.

Der andere ging allein weiter, immer die Hände in den Taſchen, den Kragen hoch und das Kinn tief auf den Mantel herunter gelegt. Er ſetzte die Beine ſo ſchwer und langſam, als ob er hinter einem Sarg herging.

Er kam an den runden Platz, kam an die Straße, wo der Tote in einem dritten Stock ſeine zwei Zimmer hatte. Er kannte die Straße genau, aber er ſah nicht einmal hinunter, blieb auch nicht ſtehen — und ging vorbei. Er hatte ja noch nicht einmal darüber nachgedacht, was er denn eigentlich zu ſagen hatte. Er ging um den Platz herum, dicht an den Häuſern entlang, damit ihm keiner aus den Fenſtern zuſehen konnte. Herrgott, hatte

er da nicht zu viel auf ſich genommen? Wäre doch nicht einer der andern geeigneter dazu geweſen?

Er war ein einfacher Mann von fünfzig Jahren, faſt immer ernſt, früh grau geworden durch allerlei Unglück mit den Kindern, las alle Jahre einmal in einem Buch, das eins der Kinder mitbrachte, und war das Denken nicht gewohnt. Deshalb fiel es ihm jetzt ſchwer, ſein Gehirn, dem das Unglück einen wuchtigen Schlag gegeben und das dadurch in ein dumpfes Brüten verſetzt war, zu den Gedanken anzuregen, die er jetzt nötig hatte. Was war zu ſagen? Wie ſollte er anfangen? Denn das fühlte er wohl, daß alles auf den Anfang ankam. Auf das erſte Wort, das aus ſeinem Mund kam, auf das Geſicht, das er dazu machte, auf den Ausdruck ſeiner Augen, auf die Bewegungen ſeiner Hände.

Sein Mund und ſeine Augenlider hingen herab, als ob ſie von Blei wären. Er verſuchte, ſie zu heben, den ſchweren und traurigen Ausdruck von ſeinem Geſicht zu nehmen. Er verſuchte es wieder und wieder. Schließlich glaubte er, daß es ihm gelungen ſei. Nur die Augen ſelber fürchtete er. Er fühlte, daß da ein ſonderbares Glühen brannte. Er durfte die Frau nicht zu viel anſehen damit.

Die Hände mußte er wohl aus den Taſchen nehmen. Er mußte ihr ja überhaupt die Hand

geben, zur Begrüßung, aber keine ſchwere Hand, ſondern eine leichte, erfreute. Sonſt war ja gleich alles verraten. Er zog die rechte Hand heraus und verſuchte, ſie leicht und ſchnell hinzuhalten. Das ging ganz gut, wenn er nur in dem Augenblick, wo es drauf ankam, darauf achtete und ſich nicht von dem Brüten in ſeinem Kopf beherrſchen ließ.

Aber das erſte Wort? Das erſte ‚Guten Abend'?

Er huſtete und verſuchte ſeine Stimme. Er hatte keinen rechten Atem, weil ihm das Herz bis in den Hals hinauf klopfte. Er löſte die Haken an ſeinem Kragen. Jetzt hatte er mehr Platz. Er verſuchte wieder die beiden Worte zu ſprechen, und es gelang ihm ſchon beſſer.

Jetzt tat er alle drei Sachen zuſammen, hob die Lippen und die Augenlider, gab die Hand und ſagte: „Jooden Aovend." Es gelang. Er war dieſe Art, ſich eine Sache einzuüben, von der Eiſenbahn her gewohnt, wo auch jeder Griff einzeln gelernt werden mußte, ehe ſie ſich vereinen ließen.

Er war rund um den Platz gegangen. Und als er wieder an die Straße kam, machte er wirklich eine Drehung und ging hinein. Es war etwas in ihm, das ihn verleiten wollte, nochmals um den Platz zu gehen. Aber er hörte nicht darauf, drückte es nieder und ging weiter in die Straße hinein.

Zum erſten Male hob er den Kopf und ſah nach dem Haus hin, in das er hinein mußte. Und da entſetzte er ſich. Er zog die Hände aus den Taſchen, ſtand da mit vorgeſtrecktem Kopf und ſtarrte hin: an der Tür da, im gelben Licht der Laterne, ſtand die Frau, ein Tuch um den Kopf, die Hände unter der Schürze, und den Oberkörper weit vorgebeugt, um die Straße hinaufſehen zu können, ohne in den Regen hinaus zu müſſen.

Er machte ſich ganz klein, wie durch einen plötzlichen Schlag zuſammengedrückt, und mit einem Mal drehte er ſich um, ſchnell, vorſichtig, und ging mit kurzen Schritten, nur mit den Zehen auftretend, die Straße wieder zurück, ſo nahe an den Häuſern, daß er mit den Schultern die Wände berührte.

Jetzt war ein Fieber in ihn gekommen, eine Haſt und eine Aufregung. Seine Schläfen klopften, und das Dunkel vor ſeinen Augen nahm eine rote Farbe an und fing an, ſich zu bewegen und im Kreis zu drehen.

Er öffnete den Mund, wider ſeinen Willen, und ein ſtöhnender Laut kam heraus, mißtönend, dem Blöken eines Schafes, das Salz will, ähnlich.

Wieder ging er um den Platz herum, mit haſtigen Schritten. Die Hände waren draußen, waren zu Fäuſten zuſammengedrückt und gingen neben ſeinem Mantel ſchnell hin und her.

Auf der Stirn und der Kopfhaut prickelte und ſtach es ihn. Der Regen, der über ſein Geſicht herablief, war mit Schweiß gemiſcht.

Es war ihm ſo heiß, daß er den Mantel öffnete und den Regen gegen den Rock und die Beine ſchlagen ließ.

Herrgott — was, wenn er guten Abend geſagt hatte? Daran hätte er bald nicht mehr gedacht gehabt, und alles wäre verloren geweſen.

Er zwang jetzt ſeine Gedanken, nur noch auf dieſen einen Punkt hinzulaufen. Er fing ſie ein, wie herumweidende Pferde, und peitſchte ſie nach dieſem Punkt hin. Es war, als ob ſein Gehirn ſich bäumte und knirſchte. Er faltete die Stirn, wie um dieſem Gehirn zu drohen. Er zog die Haare ſeines Bartes mit den Lippen in den Mund und biß mit den Zähnen darauf.

Aber hundert Gedanken ſchoſſen vorbei, kamen zurück, kämpften miteinander. Er dachte an Dinge, an die er ſeit Jahren nicht mehr gedacht, ſah alte Schulkameraden vor ſich und hörte ſie ſprechen. Er hörte plötzlich ganz deutlich, wie ſeine Frau ſagte: „Hück Aovend jitt et jebraodene Kartoffel.“ Er keuchte unter dieſer Qual, die, er wußte nicht woher, über ihn kam.

Ohne daß er darauf geachtet hatte, war er wieder an die Straße gekommen. Und da, ehe er ſich klar machen konnte, was endlich zu tun war,

ſtreckten ſich zwei Arme hinter der Ecke des erſten Hauſes hervor nach ihm aus, ſein Kopf wurde nach der Seite und nach unten gezogen, und über einen Teil ſeines Bartes und ſeiner Backe ging ein weicher, naſſer Mund. „Du Räuber," lachte eine helle, klare Frauenſtimme, als ob über etwas Komiſches zu lachen geweſen wäre, „bes du endlich do?"

So arbeitete ihm ſein Schickſal in die Hand. Er hatte nicht mehr nötig, zu der Frau des Toten hinzugehen — die Frau kam zu ihm.

Und mit einem Male war die Qual und die Verwirrung von ihm genommen. Es war ganz ſonderbar, es war wie ein Wunder. Das Dunkel der Nacht ſchien ihm mit einem Male klar und durchſichtig geworden zu ſein. Die Falten waren von ſeiner Stirn weggeſtrichen. Er hatte das Gefühl, daß ein kalter Luftzug, innen in ſeiner Schädelhöhle, über ſein Gehirn hinblies.

Das Ziel, auf das er hingehen mußte, ſtand nun ganz klar vor ſeinen Augen, und mit der Ruhe und ſichern Kraft, die ihm ſonſt im Leben bei ſeinem Handeln eigen war, ging er daran, zu tun, was ſeine Pflicht erforderte.

Mit ganz leichten Armen entfernte er die fremde, junge Frau von ſeinen Schultern, um die ſie ihre Arme gehängt hatte. Er fühlte, wie auch

ſeine Lider leicht waren und wie ſelbſt der Mund ſeine Schwere verloren hatte.

„Jooden Aovend," ſagte er, ernſt und ruhig, mit der warmen Freundlichkeit, mit der er immer im Leben ſprach, und ging neben ihr her die Straße hinunter, dem Haus wieder zu.

Und nachdem ſie ſchon vorher einen Augenblick eine verwunderte Bewegung mit dem Kopf gemacht hatte, fuhr die Frau nun bei dem fremden Klang der Stimme flink wie eine Eidechſe zurück. Sie wartete, bis der Schein einer Laterne auf ſein bärtiges Geſicht fiel, dann lachte ſie mit ihrer klaren Stimme, nahm die Zipfel ihres Tuches in die Hände und ſteckte die Hände wieder unter die Schürze. Sie wiegte ein wenig mit den Schultern hin und her und ſah ihn an, aus ihren ſchiefgeſchlitzten, ſchwarzen Augen, die in dem Laternenlicht wie Steine funkelten. Sie hatte halb ein Schämen, halb eine unſchuldige Freude über den Vorfall auf ihrem Geſicht, das noch ganz das Geſicht eines jungen Mädchens war. „Ihr?" ſagte ſie. „Sed net bös! Jetzt ſed Ihr doch noch ens ſu breed wie minge Mann, und ich han Üch doch für in jehaale!"

Er ſchüttelte mit dem Kopf, gutmütig wie er ſonſt war, um auszudrücken, daß er gewiß nicht beleidigt war.

Sie drehte ſich um und ſah nach dem Platze

zurück. „Küt er noch net? Wo bliev er? Er es jeweß noch eene drinke jejange?" Sie ſah ihn an, ängſtlich, denn ſie ſorgte ſich um ihren Mann, der vor der Hochzeit ein leichter Vogel geweſen war und die letzte Zeit ſogar wieder angefangen hatte, hin und wieder noch um zehn Uhr des Nachts hinunter in die Wirtſchaft zu gehen, die ſich im ſelben Haus befand.

„Nä," ſagte er ganz ruhig, „er hät noch Deenſt."

„Wat?" ſagte ſie ſchnell und laut und faßte ihn am Ärmel an. „Küt er net? Wie lang hät er noch Deenſt?"

„Zwei Stond vielleech. Er moß noch ene Zog de Rhing erav bejleede. Nur zwei oder drei Stationen." Er zuckte nicht dabei, er log kalt und mit Überlegung und legte einen gleichgültigen Ton in ſeine Stimme. Das war doch keine Sache, die weiter der Rede wert war.

Er ging weiter.

Sie ſtand noch, zögerte, ſah nach dem Platz hinunter und wollte es noch nicht glauben. Dann kam ſie langſam und widerwillig hinter ihm her. „Dä Teufel ſoll üere Deenſt holle. Jetzt hät er doch hück ſchon vierzehn Stond Deenſt jedonn — es dat emmer noch net jenoog? Die Bürjeſetzte, die huhe Hääre do, die blieve net ſu lang do druße, die ſetze längs bei ihrem Wing. Saaht, weshalv

donn denn die keen vierzehn Stond Deenſt on naohher noch ens zwei?“ Sie ſagte das alles mit leiſer, unzufriedener Stimme, wie ein Kind, das zu weinen anfangen will.

Er ſah nicht nach ihr hin, aber er ſah doch ganz deutlich, wie ihr Geſicht traurig geworden war.

„Me hät ſu ſinge Mann nur e paar Stond, on jetz donn ſe do och noch e paar von weg.“

„Et es jo net ſu ſchlemm,“ ſagte er, indem er in ſeiner Taſche mit den Fingern die Gegenſtände des Toten, die er in eine Zeitung gewickelt hatte, befühlte und zählte. „Ihr zwei hat jo noch naohher Zick jenoog, üch zo freue.“ Sein Atem ſtockte nicht, ſein Herz klopfte nicht ſchneller, als er das ſagte. Er freute ſich darüber und war zufrieden mit ſich.

Sie ging nun neben ihm her. Sie war ruhiger und hielt den Kopf nach der Seite, damit er nicht ſehen ſollte, daß ſie ſich bei ſeinen letzten Worten ſchämte. „Nä, et es nur — ich han Riivkooche jemaahd hück Aovend, die hät er ſu jäen. Sie ſen ſchon om Teller, jetz wäeden ſe kalt.“

„Weßt Ihr wat? Ich johnn met üch on helfen üch eſſe.“

„Jao, dood dat.“ Sie machte ſchnellere Schritte in der Freude hierüber. „Blievt bei mir, bes er küt. Ich bin emmer ſu bang, wenn ich alleen em Zemmer bin.“

„Jao, jao.“ Nur Zeit haben, um es ihr allmählich beizubringen — das war das, worauf jetzt alles ankam. Der Vorsteher hatte recht.

Sie gingen zusammen die Treppen herauf, weiße Holztreppen, ohne Teppich, an getünchten Wänden und einfach gestrichenen Türen vorbei. Im Wirtshaus unten war noch großer Lärm. Gläser wurden auf den Tisch geschlagen, bis endlich der, für den das eine Aufforderung war, mit einer trompetenähnlich schmetternden Stimme zu singen anfing.

Oben brannte die Lampe schon im kleinen Zimmer. Zwei Teller warteten auf dem Tisch. Auf dem Sessel lagen die Zeitung und die gestopfte Pfeife, unten an der Erde standen zwei Bierflaschen: das Zimmer war bereit, seinen Herrn zu empfangen, der nach der Arbeit des Tages in ihm die glückliche Behaglichkeit des Abends finden sollte.

Die junge Frau nahm ihr nasses Tuch vom Kopf. Sie hatte eine neue, rote Bluse darunter versteckt, die gut zu ihrem schwarzen Haar paßte und die von den schmalen Schultern eng über die volle Brust gezogen war. Sie stand einen Augenblick verlegen und lachend da und doch stolz, mit einem schnellen Blick, der das Lob des Beamten herausfordern wollte. Dann rückte sie den Tisch vom Sofa. „Setzt Üch doch!“ Er strich mit der Hand über das neue, dunkelgrüne Tuch, das ihm

koſtbar vorkam gegen den alten Lederüberzug ſeines Sofas daheim, und ſetzte ſich. Und während ſie mit kurzen, klappernden Schritten in die Küche ging, ſah er mit ſtarren Augen in die Lampe und überlegte den nächſten Schritt, den er auf ſeinem Weg machen mußte.

Die Schüſſel mit den platten, braunen, glänzenden Kuchen kam. Die Frau legte, dem Gaſt zu Ehren, Meſſer und Gabel neben die Teller. Sie machten beide eine Weile davon Gebrauch, dann legten ſie ſie wieder hin und nahmen, wie ſie es von Kind auf gewohnt waren, die Kuchen mit der Hand.

Sie biß flink mit ihren winzigen, weißen Zähnen in die Kuchen, daß ſie krachten. Sie aß viel ſchneller als er, der mit ſeinen braunen, abgebrochenen Zähnen nicht nachkam. Dann machte ſie eine Pauſe und wartete auf ihn, um nicht unhöflich zu ſein. Dabei ſtützte ſie beide Arme auf den Tiſch und ſah ihm zu. Mit glücklichen Augen. „Schmeck et Üch? Sen ſie jood?“

„Jao, jao.“ Nur nicht zu viel ſprechen! Von vornherein nicht zu große Fröhlichkeit aufkommen laſſen! Allmählich jetzt anfangen, ſie ſchweigſam und nachdenklich zu machen!

Aber das war ſchwer. In dem ganzen Stolz und Glücksgefühl der jungen Frauen ſprach ſie unaufhörlich, ſah ihn an, ſtieß ihn an, wenn er nur

durch ein Kopfnicken antwortete, und lachte laut und ausgelaſſen. Sie ſprudelte über wie eine kochende Suppe.

Sie erzählte von ihrem Mann. Ja, das war einer! Sie kam nicht aus dem Lachen heraus, wenn er abends da im Seſſel ſaß, faſt wie ein altes Männchen, und ſeine Zeitung ſtudierte. Ja, ſeine Zeitung! Er kam ja gar nicht dazu. Er hatte ſo viel zu erzählen: er machte ihr ſeine Vorgeſetzten vor, ſeine Kollegen, wie ſie gingen und ſprachen, wie ſie huſteten und ſich ſchneuzten, auch ihn, den Chriſtian nicht ausgenommen. Und wenn er dann doch endlich einmal ordentlich an die Zeitung wollte, dann wußte ſie es auch wieder einzurichten. Da war nicht mehr nötig, als daß ſie ſich auf ſeine Kniee ſetzte, ihm durch die Haare griff und ihm hin und wieder einen ſchnellen Kuß gab. Erſt ſchimpfte er wohl, aber dann — dann fing er ſelber das Küſſen an. Na, und wenn das erſt einmal anfing, dann hörte das Küſſen ſobald nicht wieder auf.

Zwiſchen dem Erzählen ſah ſie immer nach der Uhr. Die ging ja überhaupt nach! Sie ſtieg auf einen Stuhl und ſtellte die Zeiger um zehn Minuten vor.

„Et kann och leech en Stond länger duere, wer kann dat vürher eſu weſſe?“ ſagte er unvermittelt und ſah mit ſeinen blauen, ſtarren Augen in die Lampe hinein.

Die Frau ſah in dieſe Augen und wunderte ſich, daß ſie ſo blau und leuchtend waren. Sie brannten ganz ſonderbar, als wenn eine Lampe hinter ihnen ſtände. Sie hatte nie ſolche Augen geſehen. Sie lachte aber, denn ſie glaubte nicht, was er ſagte. Und als ſie dann merkte, daß es ihm ernſt war, behielt ſie ihr Lachen bei, damit er ſich bei den übrigen Beamten nicht luſtig über ſie machte: jao die! die kann et net ens en Stond aohne ihre Mann ushaale!

Sie ſchenkte Bier ein und holte dann einen ganzen Haufen Blumen herbei, der auf einem Stuhl in der Küche lag. Sie war am Nachmittag allein durch die Wieſen gegangen, hatte ja im Haushalt noch nicht viel zu tun — ſie erſchrak, als ſie dieſes Noch geſagt hatte, lachte ihn dann aber aus kleinen, ſinnlichen Augen an und wurde rot.

Und während er da ſaß, ohne zu ſprechen, und an ſeiner längſt ausgegangenen Cigarre kaute, legte ſie die Blumen zu einem Strauß zuſammen, der ſo groß wie ein Männerkopf war, und ſtellte ihn in einem grünen Glas auf den Tiſch.

Allmählich wurde ſie aber nun doch ſtiller, ſprach nur noch in Abſätzen, einmal ſprach ſie fünf Minuten lang nicht.

Er ſaß da und rührte ſich nicht. Er wartete. Er wußte genau, daß ſie dachte: ‚Weshalb geht er denn noch nicht? Er hat ja nun gegeſſen und ge-

trunken! Er kann doch nicht die halbe Nacht hier bleiben!' Aber er wartete. Bis ſie ganz ſtill geworden. Bis ſie ſozuſagen reif war und anfing einen Verdacht zu faſſen. Er belauerte ſie und merkte, ohne Furcht, grauſam gegen ſich ſelbſt, mit immer größerer Genugtuung die Fortſchritte, die er auf ſeinem Weg machte. Es war doch nun gut, daß er den Auftrag übernommen hatte. Die andern wären gewiß ſo ſchnell mit der Sache herausgeplatzt, daß die Frau hingeſchlagen wäre.

Und dann ſagte er, ganz plötzlich, wie erſchrocken, laut und beſtimmt, ſtarrte aber immer mit ſeinen Augen in die Lampe: „Wat han ich jeſaht? Er küt jo hück überhaupt net. Er moß jo met dem Zog de janze Rhing erav. Dat hat ich jo janz verjeſſe." Dann, nach einer Pauſe, noch lauter und noch beſtimmter: „Nä, er küt irſch morje fröh." Trotzdem er die Augen ſtarr hielt, ſchielte er dabei nach ihr hin und horchte auf jeden Atemzug von ihr.

Aber ſie war jetzt ganz ſtill. Sie rührte ſich nicht einmal.

‚Jood,' dachte er, ‚jetz fäng ſie an, naohzodenke. Jetz moß ſie bald fraoge. Jetz moß ſie mir entjääjekomme.'

Aber ſie fragte nicht, ſie kam ihm nicht entgegen, ſie fing nicht einmal an nachzudenken. Sie ſtellte nur einen Kaſten mit Flickzeug auf den

Tiſch und begann zu nähen. Sie ſang ſogar ein Lied, nur ſo vor ſich hin, um den Gaſt nicht zu beleidigen.

Aber dann fing ſie doch an zu ſprechen. Als ob das Bewußtſein, ihren Mann ſo lange weg zu wiſſen, eine geheime Traurigkeit und Innigkeit über ſie geblieben hätte, ſah ſie ihn mit größeren Augen, als ſie ſonſt hatte, an. „Jetz moß ich Üch öm jet bedde," ſagte ſie leiſe und hielt ihre Nadel ſtill.

‚Jetz küt et,' dachte er, ‚jetz fraöſch ſie mich. Jetz will ſie Waohrheet han.' Er atmete nicht, kein Knopf ſeiner Uniform hob ſich auf ſeiner Bruſt. Jetzt feſt ſein, wie von Eiſen, wie in ſeinem Bremſerhäuschen, wenn er einen Zug auf denſelben Schienen entgegenkommen ſieht.

Aber ſie kam mit einer ganz andern Bitte. „Ihr weßt et jo och, minge Mann drink jäen. Ich ſpreche nur met Üch dorüvver. Ihr ſed der Älteſte. Saht, er drink ſujar während dem Fahre. Er ſääht et ſelver, wie jefährlich dat für en es. Er kann doch leech ens donevve tredde on falle. On do wollt ich Üch bedde — jedd doch op en aach, red doch ens aödentlich met im. Jao, daot et doch!"

Die Tränen ſtanden ihr in den Augen.

Er ſah es, obwohl er in ſeine Lampe ſtarrte.

Was war jetzt? Jetzt war er auf ſeinem Weg aufgehalten. Es war plötzlich ein Hindernis da,

über das er nicht wegkam. Jetzt, in dem Augenblick, wo ſie da ſaß und von ihm ſprach, mit Tränen in den Augen — „nä, nä, nä! öm Hemmelswelle, nur jetz net! Noch waede, noch waede!“ Er gab ihre ſeine breite, plumpe Hand über den Tiſch hinüber. Er bekam es ſogar fertig, ihr in die Augen zu ſehn.

Aber ſchon veränderte ſich der Ausdruck ihres Geſichtes wieder, ſchnell, wie ſie in allem und wie alles bei ihr war. Mit einer Verſchlagenheit in den Augen, die klein wurden, und in den Mundwinkeln, die ſich zuſammenzogen, ſah ſie ihn an, von der Seite, mit halb auf die Schulter gelegtem Kopf. Und mit einem Male zog ſie, ganz unten aus dem Flickzeug hervor, ein weißes Etwas, breitete es aus, hielt es ihm vors Geſicht — ein Kinderjäckchen, aus Wolle geſtrickt, halb fertig, rührend und lächerlich in ſeiner Kleinheit.

Erſt jauchzte ſie, mit geſchloſſenem Mund, mit leiſen Tönen, die ſie in der Kehle zurückhalten wollte. Dann machte ſie den Mund auf, ließ ein Singen heraus, ein Schreien, ein Lachen — wie ein Kind, das ſich vor Freude nicht mehr zu laſſen weiß. Sie packte mit beiden Händen, ſchnell, ohne das Jäckchen loszulaſſen, nach ſeiner Hand auf dem Tiſch, rieb das Jäckchen an dieſer Hand, ſonderbar flink und feſt, legte den Kopf auf die Hand und das Jäckchen, rieb ihre Backen und ihre

Stirn daran, und ſchluchzte dann laut auf, indem ihre Schultern jedesmal auf das Holz des Tiſches ſchlugen und ihr Oberkörper, durch das Heben der Bruſt ſich jedesmal ein wenig vom Tiſch entfernte. „Ich moß et Üch ſage — Ihr ſed der irſchte — denkt, denkt, er weß noch nix — ich ſagten et im morje fröh — ich ſagen et im —“

Er ſaß da, den Kopf zu ihr vorgeſtreckt, ein ungewiſſes Lächeln auf dem Geſicht — und da, was war das? Er lachte — lachte herzlich, warm, breit, teilnehmend, lachte und drückte ihr die Hand — wie man einer jungen Frau, die ſich Mutter fühlt, die Hand drückt, etwas luſtig, blinzelnd; denn wenn ſie auch weint, es liegen ja ſo viele Gedanken an Freuden und glückliche Stunden dahinter.

Er ſaß noch eine Weile da. Mit demſelben Ausdruck auf dem Geſicht. Ja, in der Tat, nun war er ja ganz von ſeinem Weg weggedrängt. Der Weg lag weit von ihm, er ſah ihn nicht einmal mehr, er war weiter von ſeinem Ziel als am Anfang. Und er kann nicht mehr hinkommen. Er fühlt das, es iſt etwas in ihm, was es ihm ſagt. Jetzt, nach dieſem Lachen, iſt es nicht mehr möglich. Wer hat ihm nur das Lachen eingegeben? Es iſt von ſelber, wider ſeinen Willen gekommen. Und er hat nicht einmal die Kraft, es jetzt von ſeinem Geſicht wegzutun. Es liegt darauf, er fühlt es

genau, ſeine Augenlider ſind hochgehoben und ſein Mund offen und in einem Halbkreis nach oben gebogen.

Und alles, was er jetzt tat, tat er in dieſem merkwürdigen Bann. Das, was in ihm war, und was er bis heute nie kennen gelernt hatte, zwang ihn dazu. Er ſtand auf, wie man aufſteht, um ſo eine junge Frau, die weint und glücklich iſt, nicht zu ſtören. Er ſtreckte die Arme in die Höhe und verkroch ſich in ſeinen Mantel, nahm die Mütze vom Nagel und ging zu der Frau hin. Mit aller Kraft, die er noch hatte, drückte er ſeinen alten, ſtöhnenden Ton, der wieder kommen wollte, in die Bruſt zurück.

Noch war es Zeit. Jetzt war noch ein Augenblick, wo es möglich war, die drei oder vier Worte zu ſagen.

Er machte den Mund dazu auf. Aber es kam etwas ganz anderes heraus. Er wollte ſeine rechte Hand feſt in die Taſche ſtecken, aber ſie ſtreckte ſich von ſelber aus, der Frau über die Schulter, nahm ihre Hand und drückte ſie wieder. Und dazu ſprach der Mund: „Joode Naach.“ Wirklich: „Joode Naach.“

Sie drehte dem Mann den Kopf zu, mit den verweinten und lachenden Augen, ſprang dann auf und rief: „Ich jonn mit Üch, die Huustür es zo.“

Sie gingen zuſammen die Treppen hinunter. Das Wirtszimmer war ſtill. Sie ſtanden noch unten und ſahen nach dem Himmel hinauf.

„Joode Naach," ſagte er zum letzten Male.

„Seht," ſagte ſie, während ſie ſeine Hand hielt und ihn mit ihrem verſchmitzten Ausdruck von unten anſah, „wenn ich och mingen Mann net bei mir han, ſu kann ich doch von im dröömе."

Sie lachte noch leiſe und glücklich hinter ihm her. Dann hörte er, wie ſie die Tür hinter ſich zuzog und verſchloß. Er hörte noch ihre flinken, klappernden Schritte die Treppe hinauf.

Dann ging er langſam die Straße hinunter, ſeinem Hauſe zu. Es regnete nicht mehr. Am Ende der Straße kam ſogar ein fahler, gelber Schein hinter den Wolken her, ſodaß ihre zackigen Umriſſe zu erkennen waren. Und zwiſchen den Lücken der Häuſerreihen hindurch, vom ſchwarzen Feld her, drang grauſam und höhniſch das Poltern eines Zuges zu ihm, das Pfeifen der Lokomotive und das Läuten der wärterloſen Schranken, die ſich ſenkten und hoben.

„Morje well ich et ſage, morje," murmelte er in ſeinen kurzen, grauen Bart hinunter.

Dann ſchloß er ſeine Haustür auf, ſcheu und furchtſam, mit ſchielenden Augen und zuſammengezogenen Schultern, wie ein Verbrecher, der auf der Flucht iſt.

„Morje.“ Er ſtieß es abwehrend und drohend zwiſchen den Zähnen hervor, ſo daß es ſich wie eine Verteidigung anhörte gegen Ankläger, die rechts und links mit ihm die Treppe heraufſtiegen, ihn an den Armen hielten und ihn zu der Frau des Toten zurückreißen wollten. —

Mitten in der Nacht legte er beide Hände über ſein Geſicht und weinte, verzweiflungsvoll, ſich ſelber anklagend, ſich ſchmähend. Er ſpie Schimpfwörter gegen ſich aus, wie er ſie nie in ſeinem Leben in den Mund genommen hatte.

Seine Frau, klein und abgezehrt, mit ihm grau geworden, legte ſich zu ihm in ſein Bett und ſtreichelte ſeine Hände.

Er erzählte ihr alles.

„No jao — no jao,“ ſagte ſie und ſtrich ihm mit ihren mageren, aufgeregt zitternden Fingern das Haar aus der Stirn, „jetz es ſie winigſtens noch en Naach lang jlöcklich.“

Eltern.

Hand in Hand ſchritten das Väterchen und das Mütterchen durch den Lärm der Straße hindurch. Wenn ein Wagen hinter ihnen über das Pflaſter heranraſſelte, blieben ſie ſtehen und drehten ängſtlich die Köpfe danach hin und zwangen ſo die anderen Leute, die in ſchwarzen Scharen, einzeln und mit haſtenden Schritten, hinter ihnen herkamen, in einem Bogen um ſie herumzugehen. Das Väterchen hob und ſetzte den Stock, durch den oben ein kleiner Riemen gezogen war, rüſtig, wie er es von der Landſtraße gewohnt war, wollte immer gradeaus gehen und ſtieß vorn und hinten damit auf fremde Füße. Als ihm einer den Stock mit dem Fuß beiſeite ſchleuderte, blieb er ſtehen und ſah ſich noch lange nach der Urſache des Ereigniſſes um, während der Eilige ſchon lange in den Menſchenwogen untergegangen war.

Sonſt kümmerte ſich niemand um die beiden,

obwohl ſie in dieſer menſchenvollen, großſtädtiſchen, ſtaubigen und ſchreienden Straße eine ebenſo große Merkwürdigkeit waren, als dieſe Straße ihnen, den kleinen, gebückten Alten aus dem Dorfe, eine war. Der alte Mann hatte ſeinen weißen Bart nach komiſcher Altväterweiſe nur rund unter dem ausgedörrten, langnaſigen Geſicht her ſtehen, ſo daß Kinn und Lippen frei waren, und trug ſogar noch kleine, goldene Ringe in den Ohren. Um den nur aus Sehnen beſtehenden Hals hatte er trotz der Hitze ein mächtiges, rotes Tuch mit weißen Punkten geknotet, und die Füße hatte er in breite, viereckige Schuhe geſteckt, deren Sohlen ſo dick wie zwei Finger waren. Und erſt das Mütterchen! Ihm hing ein gelbbraunes, großkariertes Tuch um die Schultern, deſſen Zipfel vorn ihre Schuhe berührten, ein Tuch, wie es dieſe Straße gewiß ſeit jener Zeit nicht mehr geſehen hatte, als noch Gras zwiſchen den runden Pflaſterſteinen wuchs und kleine Bäche an den Seiten vorbeiliefen.

Wenn die Menſchen der Straße nicht alle dieſe ſonderbare Haſt gehabt hätten, die ſie einander ſtoßen und auf die Füße treten ließ, hätten ſie auch den eigenartigen Stolz gemerkt, der außer der Verwunderung über dieſe nie geſehene Welt auf den roten Geſichtern der beiden Alten lag. Und gewiß! wenn man fünf Stunden auf der Bahn

geſeſſen hatte, was doch wohl eine Reiſe zu nennen war, und noch dazu einen Sohn beſuchen kam, der ein Haus hier hatte und ſtudierter Doktor war, durfte man wohl mit dem ganzen Gefühl ſeiner Bedeutung in dieſe eilenden Menſchenmaſſen hineinſehen.

Das Väterchen, das gewohnt war, eben wegen dieſes Sohnes von jedem im Dorf mit Hochachtung gegrüßt zu werden, ſuchte noch immer in allen Geſichtern, ob es da nicht eine Freude, eine Bewunderung, einen Neid leſen könne und fing an, als alles und alles an ihm vorüberging, ohne auch nur nach ihm hinzuſehen, niedergeſchlagen und verwirrt zu werden. Das Mütterchen aber ſetzte tapfer Fuß vor Fuß, zog ihren Mann an der Hand mit ſich, ſah nicht in die Leute, ſondern ſah nur zu den Häuſern hinauf.

Und endlich ſtanden ſie vor einem Haus, das die geſuchte Nummer trug. Erſchreckt blieben ſie ſtehen, rückten ganz nahe eins zum anderen hin, ſahen nur mit den Augen hin, ohne den Kopf in die Richtung zu bringen, wollten plötzlich weitergehen. Dieſes Haus da, dieſes glänzend weiße mit der breiten Treppe und der goldenen Tür, konnte ja das Haus nicht ſein. Doch dann gab Väterchen einen ſonderbaren Laut von ſich, der ſich wie ein Lachen anhörte, und Mütterchen weinte mit einem Male, mit kurzen, unterdrückten Tönen,

die anſcheinend tief unten in ihrer Bruſt bereitet wurden.

„Stell, weshalb weinſt du denn?“ fragte Väterchen und hatte ſelber die großen, blauen Augen voll Tränen. Er hatte nun wieder Mut. Jetzt handelte es ſich darum, den Namen an der Tür zu leſen. Väterchen war zwar ſonſt immer gern ein wenig prahleriſch bei der Hand, um ſeine Fertigkeit im Leſen zu erweiſen, bei einer ſo wichtigen Sache indes wollte er es auf die Meinung nur eines Mannes nicht ankommen laſſen, zumal die Buchſtaben hier lateiniſche waren. Mit dem alten Stolz wieder, aber doch mit einer gewiſſen vertraulichen Miene, die zu erkennen geben ſollte, wie nahe er zu dem Erfragten ſtand, ſtreckte er den knöchernen Arm aus und ſchlug einen vorübergehenden Burſchen auf die Schulter. „Na, wo wonnt denn der Herr Doktor?“

Der Burſche blieb nicht einmal ſtehen und ſah ſich den Mann nur von oben bis unten an, ohne ja zu dieſer Wanderung mit den Augen lange Zeit zu gebrauchen, denn der Alte war bei ſeinem gekrümmten Rücken nur ein Mann, der halb ſo hoch wie andere Männer war. Ein Herr aber, der einen Cylinder und braune Handſchuhe trug, lachte und ſagte: „Ja, da wohnt der Doktor Soundſo.“

Das Väterchen hatte ſchnell die Kappe abgezogen vor dem feinen Herrn, voller Freude, den

Namen ſeines Sohnes aus fremdem Mund zu hören. „Et is minge Herr Sohn nämlich," ſagte er, „ich bin der Vatter und die hier — ſieh her, Frau — es ſing Motter —"

Aber der Herr war ſchon weg.

Das Mütterchen wiſchte ſich die Augen mit einem Zipfel ſeines Tuches. „Komm'," ſagte ſie.

„Jo, komm'. Ob er zo Huus es?"

„Woröm ſollt' er net zo Huus ſen?"

„Na, ſu vil, wie der zo donn hät."

Sie gingen die Stufen der Treppe hinauf.

„Munter, Mutter," ſagte er.

Oben ſtanden ſie und ſuchten, wie die Tür anzufaſſen ſei. Schließlich zog ſie ihr Taſchentuch heraus, um nicht mit der bloßen Hand den ſchweren, goldenen Griff zu berühren. Aber der Griff ließ ſich nicht verſchieben, und die Tür blieb verſchloſſen.

Das Väterchen, in dem Drang, ſeine Bekanntſchaft mit ſolchen ſtädtiſchen Dingen zu zeigen, ſuchte und fingerte überall herum. Schließlich drückte er auf einen weißen Knopf. Es läutete irgendwo, und die Tür öffnete ſich wie durch Geiſterhand ein wenig.

„Na, vorwärts," ſagte er.

„Jang du zoirſch," ſagte das Mütterchen.

Er ſah durch das goldene Gitter und das Glas dahinter in den Hausflur hinein. Da war eine

Marmortreppe, mit einem Teppich belegt, der von goldenen Stangen gehalten wurde. An der Wand war ein mächtiger Spiegel und irgend eine weiße, nackte Frauenfigur. Dem Väterchen ſank wieder der Mut. „Jang du zoirſch," ſagte er.

Das Mütterchen drückte gleichfalls den Kopf gegen das Gitter und ſah hinein. „Nä," ſagte ſie, „ich jonn net."

„Dommkopp, du bes wahl bang?" brauſte das Väterchen auf und ging ſchnell und zornig die Treppe wieder hinunter, indem er mit dem Stock auf die Stufen ſtieß. „Met dir es nix aanzofange." Er ging die Straße weiter, an dem Haus vorüber.

Sie folgte ihm, hielt ihn am Rock feſt. „Sei net widder ſu bös'," ſagte ſie, „ich jonn ſchon. Laoß mich nur noch e beßche waede."

Er knurrte nur, hielt den Kopf ſteif und aufrecht und ſah geradeaus, während er mit den knochigen Kiefern in die Luft biß.

„Do küt er," ſagte ſie plötzlich.

Er nahm den Stock in beide Hände, ſtellte ihn vor ſich, als wenn er ſich daran feſthielte, und ſtarrte hin.

Es war aber irgend ein Fremder. Er hatte nur denſelben langen, geſchloſſenen Rock an wie der Sohn, als er vor fünf Jahren zuletzt im Dorf war.

„Komm' op die ander Sick," ſagte er.

Nachdem ſie einen günſtigen Augenblick abgewartet hatten, erreichten ſie mit kurzen, laufenden Schritten durch die rollenden Wagen hindurch die gegenüberliegenden Häuſer.

„Komm' zurück," ſagte er.

Sie gingen nun wieder dem Hauſe zu, wagten verſtohlene Blicke erſt über die unteren Fenſter hin, dann zu den übrigen hinauf, bogen ſchließlich die ſteifen Hälſe nach hinten und ſahen bis zum Dach empor.

Wieder ſtieß ſie mit einem Male einen erſchreckten Schrei aus.

Er ſtieß ſie mit den Knöcheln der Fauſt gegen die Hüfte und ging ſchnell weiter. „Bliev net ſtonn, wat ſollen die Lück denke? Du bes doch net em Dorf he?"

Aber ſie ließ ſich nicht mehr halten. Die Gardine unten hatte ſich bewegt, ſie hatte einen Kopf mit krauſem, ſchwarzen Haar geſehen. „Ich jonn," ſagte ſie mit einer plötzlichen, fröhlichen Entſchloſſenheit.

„Häs du och alles jood enjepack?" fragte er, indem er ſie durch den vorgehaltenen Stock am Fortgehen hinderte. „Sen die Eier noch janz?"

Sie fühlte und ſah in ihrem Bündel nach: es war alles in Ordnung.

„Komm', Peter," ſagte ſie.

„Nä." Er blieb auf ſeinem Platze ſtehn. „Et

ſchickt ſich net, dat mir jlich zo zweien en't Huus komme. Jang du alleen, ich komme ſpäder, roſ' mich!"

„Jao, jao." Ihr war alles recht. Es war ein unwiderſtehliches Drängen in ſie gekommen.

„Jevv mir die Eier. Et jüht beſſer us ſu." Er nahm ihr das Bündel. Sie hatte es zwar tragen müſſen, aber er konnte doch auch nicht mit leeren Händen kommen.

Endlich ging ſie. Und während er mit dem Bündel, das er an den zuſammengeknoteten Zipfeln hielt, mit ſeinen ſchnellen, kurzen Schritten auf und ab ging, ſtieg ſie die Treppe drinnen hinauf, ſchellte oben und fragte nach dem Herrn Doktor.

Der Diener wies ſie ein wenig ärgerlich in ein Zimmer.

Mehrere Herren und Damen ſaßen da und ſahen ihr mit einiger Verwunderung entgegen. Vor lauter Herzklopfen vergaß das Mütterchen einen „guten Tag" anzuwünſchen und wurde, als ihr dies einfiel, noch verwirrter. Sie drehte ſich um und machte die Tür hinter ſich zu. Dann blieb ſie ſtehen, mit gefalteten Händen, und ließ die angſtvollen Augen, die in dem knöchernen Geſicht noch größer ausſahen, von einem zum anderen gehen. Aber es war ihr an der Tür zu hell, und ſo ſetzte ſie unmerklich einen Fuß neben den anderen, bis ſie in der dunklen Ecke ſtand. Jedes-

mal, wenn ihre Röcke raſchelten, machte ſie erſchreckt Halt und wagte keinen anzuſehen.

Ein dicker Herr, der mit den Händen auf dem Rücken im Zimmer auf und ab ging und in ſeinen Schnurrbart biß, gab ihr einen Stuhl. „Setzt Euch, Mutter, es geſchieht Euch nichts hier.“

Sie fühlte über den weichen Sammet und ſetzte ſich ſchließlich, erſt auf den Rand, dann erſt ſchob ſie ſich langſam weiter.

So ſaß ſie und hielt die Hände immer gefaltet. Sie hörte ſeine Schritte im Nebenzimmer — ſie erkannte ſie ſofort — dann ſeine Stimme. Ihre eingefallenen Backen, die unter den Augen tiefe Höhlen bildeten, röteten ſich und erbleichten dann wieder. Sie irrte mit zitternden Händen über ihren Schoß. Dann ſtand ſie plötzlich auf, ſie hielt es nicht mehr aus, ſie mußte zu ihm.

Aber als die zwei Damen, die in Büchern blätterten, den Kopf nach ihr umdrehten, ſetzte ſie ſich wieder. Sie ſog die Luft des Zimmers in ſich ein, als ſpüre ſie ſeine Gegenwart in der Luft. Sie ſah Bild auf Bild und Wand auf Wand langſam und mit ſtaunenden Augen an. Das Bild, auf dem ſie und der Vater auf zwei Stühlen nebeneinander ſaßen, das ſie dem Sohn, als er ſein Examen ſo glücklich beſtanden, geſchenkt hatten, hing nicht da.

Die Tür zum Nebenzimmer ging auf. Der

Herr Doktor kam halb heraus, um den nächsten Kranken herein zu lassen. Das Mütterchen zog schnell den Kopf ein, bückte die Schultern und schlüpfte ganz in sich hinein, wie eine Schnecke. Sie hob ein wenig die Hände, wie um abzuwehren. Aber der Herr Doktor war schon wieder weg.

Das Mütterchen war überglücklich. Sie hatte ihn gesehen, ganz nahe an ihr war er gewesen — wie er groß und stark und wie sein Schnurrbart dick und in die Höhe gekämmt war! Und der feine, schwarze Rock!

Beim nächsten Male, wenn er kommt, wird sie zu ihm gehen. Ob sie ihn küssen soll? Auf den Mund, das geht wohl nicht, aber vielleicht auf die Stirn? Oder die Backe? Auf jede Backe, dann könnte sie zweimal küssen. Am besten wäre es schon, wenn er den Anfang machte, sie nähme und sie küßte — dann brauchte sie nicht lange im Zweifel zu sein.

Sie hob sich ein wenig, drehte sich nach dem Fenster hin und nickte ihrem Manne zu, der draußen immer noch mit den gleichen harten, festen Schritten auf und ab ging und dabei nach dem Haus hinsah. Dann hockte sie sich wieder nieder, stellte die Kniee zusammen und dachte weiter über alles nach. Ob er nicht böse sein wird? Ach nein, sie wird ihm schon sagen, daß sie nichts wollen — sie haben ja ihr Auskommen, jeden Sonntag

Fleiſch — daß ſie nur gekommen ſind, weil er ſo lange, ſeit einem Jahre bald, nichts mehr geſchrieben hat. Sie wollen ja nur ſehen, ob ihm nichts zugeſtoßen iſt in der großen Stadt.

Wieder machte der Doktor die Tür auf, und wieder verſteckte ſich das Mütterchen in ſich ſelber. Nein, das geht doch nicht, die Damen haben ja Eile, und der Herr beißt auch ſo ungeduldig in ſeinen Bart. Und dann — es ſind ja Kranke, und mir — gottlob! — fehlt ja nichts, und Peter hat ja auch ſeit zwei Wintern kein Reißen mehr. Nä, nä, ich werde ſchon warten.

Und wieder überließ ſie ſich ihren Bildern. Mit einem glücklichen Lachen der Erwartung, das ihr Geſicht ſonderbar breit und ſtrahlend machte, ſaß ſie da, die Augen ſtarr auf einen Punkt geheftet.

„Ein ausgezeichneter Arzt!“ ſagte die Dame, die nun allein war, zu dem Herrn, mit dem ſie ſich in ein Geſpräch eingelaſſen hatte.

„Ja, ja! Dieſe Ruhe! Ein Arzt, wie er ſein ſoll!“ ſagte der Herr.

Wie dem Mütterchen das Herz klopfte!

Zu ſeinem Unglück kamen noch neue Kranke.

Ach was, ſie wird ſchon warten.

Und ſie wartete. Einmal hob ſie den Kopf, über einen Laut erſchreckt, und da merkte ſie, daß ſie eingeſchlafen war und geſchnarcht hatte. Die Fahrt auf der Bahn hatte auch gar ſo lang ge-

dauert, und wenn man über die Siebzig hinaus iſt —! Sie ſah nach den Leuten hin und ſchämte ſich, als ſie lachende Augen auf ſich gerichtet ſah.

Überhaupt, ihr wäre lieber geweſen, ſie hätte allein da ſitzen und warten können. Das waren gar ſo vornehme Leute. Sie ſah an ſich herunter und ſtrich ſich die Schürze glatt. Sie ſah auch mit Schrecken, daß ſich der eine Schuh gelöſt hatte, und daß der Riemen herunterhing — wenn ſie ihn nur ungeſehen hätte binden können! Hatte ſie im Anfang gedacht: Herrje, wenn die Leute wüßten, wer du biſt! — ſo dachte ſie jetzt: es iſt nur gut, daß ſie mich nicht kennen, ſie würden gewiß nicht mehr ſolchen Reſpekt vor ihm haben.

Sie rückte mit ihrem Stuhl ganz in die Ecke. Nein, er ſoll ſie nicht eher ſehen, bis alle fort ſind. — Als das Mütterchen die Augen aufſchlug, ſtand der Diener vor ihr und hatte ihren Arm gefaßt. „Na, Mütterchen, da haben wir gut geſchlafen. Jetzt müßt Ihr morgen wiederkommen.“

Das Mütterchen ſprang auf und konnte erſt kein Wort herausbringen. Sie dachte erſt, daß es der Sohn ſei. Dann ſah ſie zu dem großen Mann auf und beruhigte ſich. Das Zimmer war ſonſt leer. „Ich ben jo net krank,“ ſagte ſie und lachte ein wenig, „kann ich —“

„Ja Mütterchen, zu können iſt ſonſt nichts hier. Was wollt Ihr denn?“ Der Mann ließ den

Arm der alten Frau nicht los und ſchob ſie, ohne daß ſie damit einverſtanden war, ſanft und unaufhörlich nach der Tür hin.

„Ich well —“ Sie brachte es nicht heraus. Was ſoll der Mann von ihrem Sohn denken, wenn ſie wirklich ſo ſchlecht ausſieht, daß er ſie zur Tür hinausſchiebt? Der würde gewiß bei einem ſolchen Herrn nicht mehr dienen wollen.

Das Mütterchen wurde plötzlich feuerrot und ging. Ging die Treppe wieder hinab, öffnete draußen die Tür, ging auf die Straße hinaus.

Da ſah ſie ihren Alten auf der anderen Seite unermüdlich auf- und abgehen, immer noch ſchnell und feſt, immer noch das Bündel in derſelben Hand. Er kam zu ihr herüber. „Na?“ fragte er, indem er den Stock hob, um gleich die Treppe hinaufzugehen, und ſah ſie erwartungsvoll an.

Sie ſtand auf ihrem Fleck und rührte ſich nicht. „Nä,“ ſagte ſie.

‚Komm' doch!“

„Nä, bliev.“ Sie ſetzte ihm alles auseinander, indem ſie ihn von den Fenſtern wegzog.

Seine Augen wurden kleiner, ſein Kinn ſah mit einem Male länger und ſchmäler aus. „Jood,“ ſagte er, ohne ſie anzuſehen, und drehte ſich um. „Mir wollen in net en Schaden bringen. Et kann net ſen — alſu jood. Komm'!“

Sie aber ſtand, faßte ihn ſchutzſuchend an

die Jacke und hielt den Kopf ſteif in einer Richtung.

Ein Wagen war vor dem Haus ihres Sohnes vorgefahren. Ein Herr ſtieg ein, dem der Kutſcher, den Hut in der Hand, den Schlag öffnete.

Der Herr grüßte nach einem gegenüberliegenden Fenſter hin, an dem zwei Damen ſtanden. Der Herr grüßte mehrere Male und lachte vielſagend dazu.

Die beiden Alten hatten ſich aneinander geklammert und ließen ſich erſt los, als der Wagen im Gewühl der anderen Gefährte verſchwunden war. Sie ſprachen lange kein Wort.

„Jetz häs du in doch noch jeſehn," ſagte ſie dann leiſe.

Er es enjeſchlage, er hät et zo jet jebraht. Wenn mir ſterve, weerd er ſchon komme on ons die Auge zodröcke," ſagte er noch leiſer, mit einer Stimme, wie er ſie nie gehabt hatte.

Sie legten Hand in Hand und gingen wieder nebeneinander her, die Straße hinunter. Mitten in dem Lärm hörte man noch eine Weile das regelmäßige Aufſtoßen des Stockes. —

Der Schmied.

Einſam an der Landſtraße wohnt der Schmied, nur mit ſeinem Geſellen; Frau und Kinder ſind ihm geſtorben. Das Haus iſt weiß geſtrichen und hat nur wenige Fenſter. Das ſchwarze Schieferdach hängt auf der einen Seite bis zur Erde herunter. Wenn der Schmied des Morgens in die Tür tritt, um nach dem Wetter zu ſehen, füllt er den Rahmen mit ſeinem mächtigen Schurzfell ganz aus und muß ſogar, obwohl er nicht übermäßig groß iſt, den Kopf ein wenig biegen und von unten herauf nach dem Himmel ſehen.

Neben dem Wohnhaus ſteht ein Anbau aus Lehmwänden, der die Schmiede enthält. Da ſieht man in dem ſchwarzen Hintergrund, über den hin und wieder ein Feuerſchein geht, das bärtige und ruſſige Geſicht des Mannes, in dem nur die Augen weiß ſind, und in regelmäßigen Zwiſchenräumen hebt und ſenkt ſich ſein nackter Arm durch die

Finſternis. Dann hört man jedesmal einen Schlag, hell oder tief, ſchnell, behende oder langſam, wuchtig auf den erſten folgend. Es iſt eine immerwährende Muſik auf der Landſtraße, die hier auf der einen Seite den breiten Rhein, auf der anderen Seite ſteil anklimmenden Buchenwald neben ſich hat. Selbſt die Eiſenbahn hat ſich, wie aus Scheu vor dieſem einſamen, ſchweigſamen und finſter ſehenden Mann, einen anderen Weg geſucht und gräbt ſich durch den Berg hindurch, um erſt jenſeits wieder an die blitzende Waſſerfläche heranzutreten.

Eines Abends ſaß der Schmied, der ſchon vom Großvater her proteſtantiſch war, in Hemdsärmeln bei der Lampe und las in der Bibel. Der Geſelle war ſchon ins Bett gegangen. Da klopfte es ans Fenſter, das wegen des Regens geſchloſſen war. Der Schmied ſchob den Stuhl zurück, nahm die Lampe und öffnete die Haustür. Da ſtand ein Mann, der zögerte, in den Lichtkreis der Lampe zu treten. Der Schmied hielt die Lampe näher, und da griff der Mann an den Hut und bat um ein Obdach. Für eine halbe Stunde nur. In dem Regen und Sturm war ſchwer weiterzukommen.

Der Schmied warf nicht einmal einen prüfenden Blick auf den Bittenden, zögerte keine Sekunde und ſagte: „Kommt eren!“

Der Mann packte ſeinen großen Radmantel, den er nur übergeworfen hatte, mit der einen

Faust fester, nahm den Hut mit der andern Hand ab und trat ins Haus.

„Jaoht en't Zemmer! Setzt Üch!" sagte der Schmied und wies mit seiner riesigen, schwarzen Hand auf das Ledersofa hin. Er selbst ging auf die andere Seite des Flurs in die Küche. Der Mann im Zimmer hörte ihn Holzspähne schneiden, Feuer anmachen und mit dem Geschirr umgehen.

Nach einer Weile kam er zurück und trug eine Suppe, in der ein Stück Fleisch lag, in beiden Händen. Er setzte den Teller vor den Gast hin, holte das Brot vom Fensterbrett und legte es zusammen mit dem breiten Messer und dem Salzfaß auf den Tisch.

„Laoht et Üch schmecke," sagte er, indem er mit den Augen prüfte, ob er nichts vergessen hatte.

Dann hörte ihn der Fremde die Kellertür draußen heben und mit seinen schweren Schuhen die Treppe hinuntergehen. Bald kam er mit einem Krug Wein zurück, den er mit dem Hemdärmel abwischte. Er holte ein Glas aus dem Schrank, setzte sich wieder vor seine Bibel und las weiter, als ob er allein wäre.

Der Fremde aß unterdes, schnitt sich Brot ab und trank dem Schmied zu. Der hob nur ein wenig den Kopf und nickte. Nur einen Moment hafteten seine Augen dabei an dem Mantel des Fremden.

Der Fremde zog ſchnell den Mantel, der ſich eine Hand breit geöffnet hatte, zuſammen und ſah mit einem ängſtlichen Zweifel nach dem Schmied hin. Aber der las und zuckte nicht mit den Augen.

„Ne ſchlechte Herbſt," ſagte der Gaſt. „Nur jood, dat der Wein ſchon erunger es, ävver Ür Handwerk jedeiht jao, wenn die Straoße ſchlecht ſen."

Der Schmied antwortete nichts. Er ſtand nur auf und ſchloß die Fenſterladen feſt zu. Er ſah nach der altmodiſch großen Taſchenuhr, die an einem Nagel an der Wand hing, nahm ſie herunter und zog ſie auf.

Plötzlich ſchlugen leiſe Schläge an die Tür draußen.

Der Fremde griff nach dem Glas, um arglos zu trinken. Dann aber ſetzte er das Glas hin, ohne es an den Mund gebracht zu haben, und ſah den Schmied in hellem Schrecken an, öffnete den Mund zum Sprechen, ohne ein Wort hervorzubringen und ſtand vom Sofa auf.

Der Schmied ſchob ruhig ſeinen Stuhl wieder zurück, ging zum großen Schrank und öffnete. „Jaoht do erein," ſagte er.

Der Mann war ganz verwirrt, hatte keinen Tropfen Blut mehr im Geſicht und hob die Hände mit einer zweckloſen Bewegung in die Luft.

„Vorwärts!" Der Schmied nahm dem Mann

trotz ſeines Sträubens den Mantel von der Schulter.

Unter dem Mantel zeigte ſich eine durchnäßte und beſchmutzte Infanteriſtenuniform, deren goldene Knöpfe nur zum Teil geſchloſſen waren.

Der Schmied faltete den Mantel zuſammen und legte ihn unten in den Schrank, ganz in den Winkel, alles mit ſchnellen, geräuſchloſen Bewegungen.

Der Fremde ſah ihn mit großen, angſtvollen, bittenden Augen wie ein Kind an, wiſchte ſich das Waſſer ab, das ihm von den naſſen Haaren übers Geſicht lief, und ging dann in den Schrank. Er bewegte die Lippen fortwährend in aufgeregtem Selbſtgeſpräch, indem er dabei die Augen nicht von dem Schmied tat, prüfend, mißtrauiſch und flehend.

Es ſchlug wieder an die Tür, dringender. Eine Stimme rief leiſe.

Der Schmied hing Kleider über den Mann, ſchloß den Schrank, ohne den Schlüſſel abzuziehen, ſetzte Teller und Glas, als ob ſie vor den Stuhl und nicht vor das Sofa gehörten, ſchob den dünnen Teppich unter dem Tiſch ſo, daß die naſſen Spuren der Schuhe verdeckt waren, und ging öffnen.

Es ſtanden zwei Gendarmen draußen ohne Mäntel, die Gewehre am Riemen über den Schultern, große, magere Männer. Der Regen troff

ihnen vom Helm, von den Ärmeln und den Rockenden herunter.

„Iſt ein Soldat vorbeigekommen? Oder — es iſt möglich, daß er in geſtohlenen Zivilkleidern läuft — irgend ein Verdächtiger, der Eile hatte? Oder, wer überhaupt iſt die letzten zwei Stunden vorbeigekommen? Habt Ihr keine ſchnellen Schritte draußen gehört?“

„Nä,“ ſagte der Schmied immer und ſah die beiden ruhig und offen an.

„Er muß hier vorbeigekommen ſein.“

„Nä.“ Der Schmied traf, als er den Kopf nach dem Sprecher drehte, auf zwei gelbliche, mißtrauiſch auf ihn gerichtete Augen. Er zuckte nicht. „Kommt erein,“ ſagte er, „trinkt enen Schluck.“

„Beſten Dank.“

Die beiden Männer traten, ohne die Gewehre abzulegen, ins Zimmer, nachdem ſie auf dem Flur den Regen wie Hunde von ſich geſchüttelt hatten.

Der Schmied nahm noch ein Glas vom Ofen und ſchenkte ein.

Der eine der Leute ließ, während er trank, noch mißtrauiſcher ſeine Augen über den gedeckten Tiſch und das Zimmer gehen.

„Trinkt met,“ ſagte der andere zum Schmied.

„Well mir e Jlas holle,“ ſagte der und ging zum Schrank, wo oben über den Kleidern eine Reihe Gläſer ſtand. Er machte den Schrank

ohne weiteres auf, nahm ein Glas nach dem anderen in die Hand, hielt ſie gegen das Licht, wählte recht lange und kam ſchließlich, nachdem er den Schrank recht langſam geſchloſſen hatte, mit einem an den Tiſch zurück.

Der gemütlichere der beiden Gendarmen hatte ſich auf das Sofa geſetzt, legte ſich zurück, zog mit den Fingern das Waſſer aus ſeinem Schnurrbart und beſah ſich die Bilder an den Wänden, die Schlachten, die der Schmied im deutſch-franzöſiſchen Krieg mit geſchlagen hatte, in dem ihm das linke Knie ein wenig ſteif geſchoſſen worden. Der andere ließ die Hand nicht von ſeinem Gewehr, ſetzte ſich nicht und trank ſein Glas in einem Zug leer.

„Er muß irgendwo nahebei ſtecken. Wenn ihn wer im Dorf oder" — er machte eine Pauſe — „ſonſt wer verſteckt hat" — er pfiff ein paar Töne — „fünf, ſechs Wochen ſind dem ſicher."

„Trinkt," ſagte der Schmied ruhig, „well neue holle." Er zündete eine Kerze an und ging langſam zum Keller hinunter.

Als er weg war, flüſterten die beiden mit einander, der eine heftig, der andere abwehrend. Schließlich nahm der eine die Lampe, ging in den Flur, in den Hof, hinter die Treppe, ging die Treppe hinauf und oben den Speicher entlang. Er leuchtete in alle Winkel, kniff die Augen zu-

ſammen, um ſchärfer zu ſehen, und hielt den Kopf auf die Seite, um das kleinſte Geräuſch zu hören. Schließlich ging er in den Keller hinunter und begegnete ſchon auf der Treppe dem Schmied.

„Nehmt es nicht übel. Er kann ſich verkrochen haben, ohne daß Ihr es wißt. So'n Teufelskerl! Habt Ihr die Tür draußen zu gehabt?"

„Nä, die Tür waor op."

„Alſo — ſeht Ihr?"

Der Schmied zuckte nicht und ließ den Mann hinuntergehen, indem er ihm noch die Falltür hochhob.

Als der Gendarm ins Zimmer zurück kam, reichte er ihm ſein Glas, das er wieder vollgeſchenkt hatte.

Die Gendarmen gingen. „Wenn Ihr was hört, ſteht auf. Haltet feſt, wenn etwas vorbeikommt, dem Ihr nicht traut."

Der Schmied nickte, ſah nach dem Himmel, horchte auf den Rhein hinaus und ließ ſie gehen. Hät Üch beſſer Wetter maache ſolle," ſagte er. Als er die Haustür hinter ſich zuklinkte und die ſich entfernenden Schritte hörte, die in dem Waſſer der Straße planſchten, kroch zum erſten Male ein Lachen aus ſeinen zwei Mundwinkeln hervor, das ſich fröhlich und übermütig über das ganze ſtarke und geſunde Geſicht ausbreitete. Dann ſetzte er ſich wieder vor ſeine Bibel, ſchlug die Blätter um,

ſah nach der Uhr an der Wand und ſtand ſchließlich auf.

Er ließ den Mann aus dem Schrank, führte ihn in die Küche und machte ihm dort ein Bett am Boden zurecht. Er ließ die Kerze da, verſchloß die Haustür und ging mit der Lampe die Treppe hinauf, um ſich ſchlafen zu legen. —

In aller Frühe, als der Himmel noch nicht weiß war, weckte er den Fremden, kochte ihm Kaffee und ſchnitt ihm Brot ab. Er hatte ihm einen alten Anzug mit herunter gebracht, der noch von ſeinem älteſten Sohn oben gehangen hatte, und ließ ihn den anziehen. „Die Uniform litt do“ — er zog eine Schublade auf und legte ſie zu unterſt — „Könnt' ſie holle, ſpäder, wenn dat do vürbei es. Den Mantel gevv' ich dem Mühlenwirt unge zoröck, dem Ihr in enommen hat.“

Er gab ihm einen Stock, holte ihm ſeinen Hut und gab ihm in einem Bündel Brot, Speck und eine Flaſche Wein mit. „On dä,“ ſagte er, „do hat Ihr 'nen Daler.“

Der Fremde, der den Schmied nicht anſah, bedankte ſich, indem er für einen Augenblick lachte, und ging, ein wenig bleich vor Aufregung, mit Augen, die er nicht ſtet halten konnte, in der Richtung in den Wald hinein, die der Schmied ihm zeigte. —

Der Schmied hämmerte ſchon längſt an ſeinem

Amboß, während der Geſelle das Eiſen hielt, und das Feuer ihre Geſichter rot färbte, als der Fremde wieder an der Tür ſtand. Er winkte dem Schmied hinaus.

„Weg," ſagte der Schmied, „die Gendarmen ſen hondert Schrett dovon."

Der Fremde aber blieb ſtehen, griff mit der Hand in die Jackentaſche und hielt dem Schmied ſeine, des Schmiedes, Uhr hin, die an der Wand gehangen hatte. „Dä," ſagte er, „ich hatt' ſie mir jenomme. Dä, Üch well ich net beſtehle, Üch net. Ihr ſed — ſu —" Dabei hatte er die Tränen in ſeinen ſchwarzen Augen und ſah den Schmied mit einem ſchüchternen Kinderlachen an.

Der Schmied nahm die Uhr. „Sie es von mingem Jrußvatter, die kann ich Üch net jevve. Ävver waed — ſie hät ene Wert von dreißig Mark, ſie es nur ſilvern. Woröm hat Ihr mir net jeſaht, dat Ihr mih Jeld nüdig hat? Ich hätt' et Üch jäen jejovve."

Der Burſche ſah den Schmied mit großen Augen an und mit einem Geſicht, das faſt wie von Schmerz verzerrt war.

Der Schmied aber hielt ihn am Arm feſt, nahm ihn mit ins Zimmer, holte dreißig Mark aus einem Holzkoffer und gab ſie ihm.

„Ich danken Üch, ich danken Üch," ſtammelte

der Burſche und küßte mit einer plötzlichen, irren Bewegung dem Schmied die Hände.

„Dat Eiſen waor jood," ſchrie der Schmied mit einem Male, der die Gendarmen kommen ſah, „wenn et Üch net rääch es, dann ſchert Üch zom Düvel."

Damit warf er den Burſchen vor die Tür, ſteckte die Hände unter dem Schurzfell in die Taſchen und ſah den Gendarmen entgegen. „Na?" —

Die dumme Groſzmutter.

Auf dem dreieckigen Marktplatz in Bonn standen die paar alten Häuser, die noch übrig geblieben sind, schon im Abendschatten, während die Dächer der hohen, neuen Bauten noch in der Sonne glänzten. Zwei Fenster breit, drei hoch, weiß gestrichen und mit Giebeln, die von beiden Seiten wie Treppen aufstiegen und oben eine Kugel trugen, sahen sie in ihrer stolzen Umgebung recht schmal und dürftig aus — wie alte Mütterchen, die klein und mit zusammengedrückten Ellenbogen im Gedränge stehen.

Sie hatten sich auch nicht mit goldenen Schildern und elektrischen Lampen behangen, wie die jungen Häuser, damit sie nicht gehindert waren, eins nach dem andern hinüberzusehn, recht fest und lange — und so zu warten, bis man das nächste von ihnen mit Stangen und Beilen zur Erde herunterreißen würde.

Zuſammen mit dem breiteren Rathaus, auf deſſen zwei Freitreppen keine dreieckigen Hüte und Zöpfe und keine Kniehoſen und zierliche Schnallenſchuhe mehr ſichtbar waren und mit der umgitterten Säule, die einem guten alten Kurfürſten geſetzt iſt und aus deren Seitenbecken das Waſſer noch wie früher plätſcherte, ſtanden ſie da und träumten auf das neuartige, dichtgeſcharte und lärmende Treiben herab — unbeachtet, und wenn beachtet, dann verſpottet und mit wenig guten Wünſchen bedacht.

In dem ſchmalen Haus an der Ecke wohnte im dritten Stock, deſſen zwei Zimmer aber ſchon ſchräge Decken hatten, ein Mütterchen. Jeden Morgen ſtieg es mit ſeiner tadelloſen weißen, altmodiſchen Spitzenhaube auf dem Kopf die drei Treppen herab. Dabei brachte es immer die Füße erſt auf eine Stufe zuſammen, ehe es nach einer neuen Stufe hinuntertaſtete. Dann ging es mit ſeinem kleinen irdenen Topf in der Hand über die Straße hinüber zum Milchwagen und ließ ſich mit auch recht altmodiſcher Genauigkeit ſein Maß voll ſchenken.

Das Mütterchen war noch nicht ſo alt und hätte nach ſeinen Jahren erſt eine Mutter zu ſein brauchen. Aber das rings rauh und hart gewordene Leben hatte die kleine Geſtalt, die für einen freundlicheren Zeitraum geſchaffen war, vorzeitig zu-

ſammengedrückt und den Scheitel mit frühem Schnee bedeckt, der ſo gut voll blonder, verwirrter Locken geweſen war, wie irgend ein Mädchenſcheitel in den Nachbarhäuſern jetzt es war. Das Mütterchen war ſogar eine junge, lachende Frau mit roten Backen und ſtrahlenden, blauen Augen geweſen, ſodaß ſein Geſicht ausſah wie ein Apfelzweig unter leuchtenden Veilchen. Die junge Frau hatte ihren ſonnverbrannten, ſtarkarmigen Mann gehabt, dem ſie ſchon von weitem die Tür aufmachte, wenn er von der Arbeit die Treppe heraufkam, und hatte ihr lärmendes, zwitſcherndes Kindervolk, froh wie die Vögel, um ſich gehabt, das ſich ſtritt und in den Schoß der Mutter floh und ihr um Kopf und Rücken ſchmeichelte.

Aber der große Krieg war gekommen, der alles, was ein Gewehr und einen vollgepackten Torniſter tragen konnte, in die Wieſen und Felder Frankreichs führte. Und bei Sedan ward der ſonnverbrannte, ſtarkarmige Mann mitten aus ſeiner Jugend, ſeiner Arbeit und ſeiner kleinen Familie, die daheim um den Tiſch und um die Lampe ſaß und an ihn dachte, herausgeſchoſſen — wie das ſo manch anderem Mann und manch anderer Frau nicht freundlicher erging. Die Pferde ſtampften zweimal über ihn weg, und die Räder der Geſchütze fuhren ſeine Bruſt noch um eine Hand breiter.

Dann wurde aus der jungen, lachenden Frau eine ſtille, gekrümmte, die über ihrem Nähzeug gebückt ſaß, tagsüber am Fenſter, morgens und abends bei der Lampe — wie ſo manche andere auch.

Und endlich — nach langen Jahren — war das Mütterchen von all dem Nähen blind geworden, und das hatte es nun doch vor den meiſten anderen voraus. Aber es war auch ſeine Schuld ſelber: warum hatte es den Rat des dicken Doktors, nicht bei Licht zu nähen, nicht befolgt?

Doch auch die blinden Augen waren zu etwas gut. Das Mütterchen, das nun von der Welt draußen nichts mehr ſehen konnte, ſah dafür in ſeinem Innern alle die ſchönen, ſonnenbeſchienenen Bilder, die aus ſeinen jungen Jahren noch da ganz unten ſchimmerten, und ſpann ſich ſo auf ſeine alten Tage in ſeine eigene Art von Glück ein.

Es ſah nur noch den ſtarken, frohen Mann und hörte ihn dazu mit ſeiner klingenden Stimme lachen, es ſchöpfte ihm wieder die Suppe aus und ſtrich ihm die Butter aufs Brot, es ſaß wieder auf ſeinen Knieen und hing mit den Armen an ſeinem Hals und ließ ſich unter Lachen und Wehren einen Kuß rauben. Es ſah ihn wieder mit einem Paar Stiefel in der Hand und ſeiner alten Soldatenmütze auf dem Kopf in den Zug

ſteigen, es ſah ihn über die Äcker ſtürmen, ſah ſein Gewehr blitzen und rauchen, ſah die feindlichen Soldaten vor ihm hinter die Bäume fliehen, ſah ihn Schlachten gewinnen, ſah ihn die Kugel empfangen und ſterben. Es ſah vom ganzen Krieg nur ihn.

Ringsumher wurden die Kinder groß, und die Welt hatte andere Dinge, die ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen. Der Krieg ſchien vergeſſen, und nur das Mütterchen, dem er alles Glück genommen, ſprach noch davon — ſo viel, daß es auf die Dauer ein wenig langweilig wurde, und daß die Leute zu denken anfingen: das Mütterchen wird ſchwachköpfig. —

Es war um die Stunde, wo wie alltäglich der blaue Himmel blaß wurde und langſam auf den Marktplatz und die Dächer rund herum herabſank, wo die Menſchen die Hände an die Hüte hielten, weil der erſte kühle Luftzug durch die Straßen ging, der die glühenden Dunſtmaſſen des Tages vor ſich herſchob.

Heute war der Sedantag, den die Bürger durch eine Beleuchtung ihrer Häuſer feiern wollten. Darum ſtrömte es heute mehr als an anderen Abenden aus allen Türen heraus. Aus den engen Gaſſen, die zu dem Marktplatz von allen Seiten her führen, ſchälten ſich ſchwarze Menſchenſcharen los, um hier im Gewühl der Tauſenden unterzutauchen.

Und bald brandete hier eine ſonderbare Muſik, die von dem Orcheſter der tauſenden lachenden, erzählenden, rufenden, ſchimpfenden Stimmen hervorgebracht wurde, der ſteinſchlürfenden Sohlen, der auf- und zuklinkenden Türen, der ſchnellen Wagen, der ſchweren Karren, der Pferdebahnen, die ſich langſam einen Schacht brachen, wie Schiffe, hinter denen die Flut gleich wieder zuſammenſchlägt — eine ſonderbare Muſik, die den, der lange hinhörte, betrunken machte: die Nerven begannen mit zu ſchwingen und ſchienen zu tönen, der betäubende, ohrenſchreiende Lärm nahm erſt ſchwach, dann ganz deutlich erkennbar einen beſtimmten, mitreißenden Rhythmus an, und geiſterhaft klang ein ſchwebender, brauſender, ſingender Akkord daraus hervor.

Das ſchwarze, vieltauſendfüßige Treiben wurde mehr und mehr von der ſtiller und dichter werdenden Dämmerung eingehüllt, bis mit einem Male die Nacht da war mit ihrem finſtern Himmel und ihren goldenen Sternen.

Und jetzt blitzten auch die kleinen Lichter vor den Fenſtern auf, erſt hier, dann da. Die Lücken füllten ſich, ſchnell und ſchneller, und zuletzt ſchlang ſich um den ganzen großen Platz eine dreifach übereinander ſtrahlende Kette von Lichtern. Und dieſe einfachen Lichter, von Frauen- und Kinderhänden hingeſtellt, machten aus dieſem zuſammengeworfe-

nen Menſchenwirrwarr einen einzigen Kinderhaufen. Und als erſt, von einem Garten hinter den Häuſern aus geſandt, hoch über den ſpitzen Dächern lautloſe Raketen erſchienen, die lange Feuerlinien in den ſchwarzen Himmel zogen, da ſtanden alle — Männer mit grauen Bärten und feierlichen Cylinderhüten, Frauen mit erregten Geſichtern und ſinnlichen Augen, in atemloſer Spannung.

Auch das ſchmale Haus an der Ecke war zwei Stockwerke hoch in Licht getaucht. Man ſah deutlich die Flecken in ſeinem Anſtrich, und hoch über ihm zeigte ſich im Widerſchein und Qualm der Kerzen eine Schar Tauben, die aufgeſchreckt umherflatterten.

Aber das höchſte kleine Fenſter, das von dem ſpitzen Giebel eingerahmt wurde, war geſchloſſen und dunkel.

Hier kniete auf einem Lehnſtuhl ein ſechsjähriger Junge, deſſen Schattenbild ſich geſpenſterhaft an der Decke des Zimmers bewegte. Er drückte die Stirn an die Scheibe und erzählte mit aufgeregter Stimme und immer neuen Ausrufen des Erſtaunens von den Wundern, die er unter ſich ſah.

Im Hintergrund lag das blinde Mütterchen zu Bett, hatte ſich auf die Hände geſtützt und horchte nach der Tür hin. „Halt ens dingen Mund, Schäng,“ ſagte ſie, „ich well ens hüre, ob der Vatter noch op der Trepp es!“

Der Junge war ſtill, und die Großmutter hob ſich höher und horchte eifriger. Dann nahm ihr Geſicht plötzlich einen liſtigen Ausdruck an. „Jetz maach dat Finſter op," ſagte ſie. „Nä, Jrußmotter. Der Vatter well et net han."

Die alte Frau, deren Geſicht ſo klein und herzensgut war, richtete ſich im Bett auf, ſchob die Kiſſen zurück und ſtellte die Füße auf die Erde. Sie griff nach den Kleidern und ſchlüpfte hinein, während ſie immerzu mit dem Kopf nickte, der nur noch wenige weiße Haare hatte, und vor ſich hin kicherte.

„Du darfs net us dem Bett, Jrußmotter, ſagte der Junge, „du bes krank, der Vatter hät et dir verbodde."

„Bes ſtell, Schängche! Weiß du denn, wat ich well? Möchs du denn net och e paar Lichter an't Finſter ſtelle? Wat?"

„Der Vatter well et jo net," ſagte der Junge und fing faſt das Weinen an.

„Komm her, leeve Jung, wo bes du?" Die alte Frau taſtete nach ihm mit ihren braunen Händen, auf denen man die dicken blauen Adern ſah.

Der Knabe ging zu ihr, und ſie nahm ihn und hielt ihren Mund an ſein Ohr und flüſterte: „Steig doch op ene Stohl on jevv mir de Schlöſſel vom Schrank."

Er wollte ſich ihr abwehrend entziehen, aber ſie hielt ihn mit beiden Händen feſt. „Ich han fönf Lichter en der Schublad," flüſterte ſie eifriger und ſchmeichelnd, mit einem verſchlagenen Zug um die Lippen.

Das Kind ſah ſie erſtaunt an, ein freudiges Lachen ging über ſein Geſicht, es hörte flüchtig nach der Tür hin und kletterte dann wie eine Katze auf den Stuhl, vom Stuhl auf die Kommode und reichte von dort auf den Schrank hinauf.

Wie die Großmutter ihm den Schlüſſel abnahm, kam es wie ein anderes Leben über ſie. Ihr krummer Rücken ſtreckte ſich, ihre gelben, ledernen Backen färbten ſich mit leichtem Rot. Mit ſicheren, ſchnellen Händen nahm ſie die fünf irdenen, kleinen Schalen, die bis zum Rand mit weißem Talg gefüllt waren. Der Junge machte vor Freude ſonderbare Bewegungen mit Armen und Beinen und verſteckte ſeinen Kopf in die Sofaecke, um nicht laut aufzuſchreien. Dann ſprang er zum Fenſter und zog es auf.

Mit einem Male ſchlug nun der Lärm von da unten in das ſchmale Zimmer herein. Die beiden mußten lauter ſprechen und näher aneinander kommen, um ſich zu verſtehen.

Taſtend ſetzte die Blinde die Schalen, eine neben die andere, auf das Brett draußen, und der

Kleine durfte ein Streichholz nehmen und ein Licht nach dem andern aufblitzen laſſen.

Der helle Schein zeigte ſeine roten Backen und ſeine blauen Augen, die vor Freude glühten.

Er warf triumphierende Blicke nach den Menſchenmaſſen unten und nach den Fenſtern, die gegenüberlagen, als ob er ſich überzeugen wollte, daß ſeine fünf Lichter auch bemerkt würden. Er war ängſtlich bemüht, ſie mit den kleinen Händen vor dem Wind zu ſchützen, der hier oben abendkühl vorbeizog. Er ſchwitzte vor Stolz, er hielt ſich für den Mittelpunkt des Feſtes und glaubte alle Augen und Finger auf ſeine fünf Lichter gerichtet.

Die alte Frau hatte ſich mit den ſchwachen Armen den Lehnſtuhl zurecht gerückt, ein wollenes Tuch um die Schultern gelegt und ſaß da und fror und hatte ein ſonderbares, geheimnisvolles Lächeln von Glück und Stolz auf dem Geſicht, das ſie faſt wieder jung machte. Sie hielt den Kopf auf die Seite gelegt, um mit dem linken Ohr, das ſchärfer hörte, auf das Stimmengewirr zu lauſchen, das immer ſtärker heraufwogte.

Sie nahm den Knaben auf den Schoß und hielt die kleinen, erregten Glieder mit ihren Händen, ſie kroch tiefer in das wärmende Tuch und lauſchte und ſtrahlte immer mehr. Es war faſt, als

ob ſie eine Lampe in ihrem Innern trüge, deren Schein nach außen dringe. Aus den zwei Winkeln der blinden Augen traten zwei dicke Tränen hervor, die langſam über die eingefallenen Backen herabliefen. Sie fielen dem Kind auf die Hand, daß es verwundert zu der Großmutter aufſah. „Weshalb weinſt du, Jrußmotter?"

Die alte Frau ſtreichelte ſeine Hände. „Ich weine doch net," ſagte ſie, indem ſie ſich die Tränen abwiſchte, „ich freue mich jo nur. Weißt du net, dat die Lichter all für mich brenne, dat die Lück unge all für mich op dem Markt ſtonn?"

„Für dich, Jrußmotter?" Das Kind lächelte ungläubig.

„Jo, für mich — Sedan, dat es ming Feſt."

Über ihren ſchmalen Leib lief ein plötzliches Zittern, ſie ſtieß unwillkürlich den Knaben zurück, um die beengte Bruſt frei zu bekommen. Aber dann zog ſie ihn gleich wieder an ſich, der ſie mit ſeinen klugen Kinderaugen noch verwunderter anſah, und drückte einen Kuß auf ſeine Stirn.

Jetzt verdoppelte ſich der Lärm unten. Soldaten mit lodernden Fackeln, von denen der Rauch bis zu ihrem Fenſter hinaufſtieg, kamen aus der Gaſſe unten heraus und zogen über den Platz, von den Menſchenmaſſen verfolgt und umdrängt. Vor dem Rathaus machten ſie Halt und bildeten einen Kreis.

Und nun wurde es plötzlich still.

Man hörte eine einzelne Stimme, oft stärker, oft schwächer, je nach der Seite, nach der der Redner sich drehte.

Die beiden am Fenster hörten nicht, wie die Tür hinter ihnen sich auftat und der Vater ins Zimmer trat — ein großer, starker Arbeitsmann in blauem Schurz und rheinischer Kappe. Er stand einen Augenblick überrascht und ging dann schnell zum Fenster hin. „Han mir Jeld für dat domme Zeug do?" Er machte die Lichter, schnell eins nach dem andern, mit der flachen Hand aus. „Loß ander Lück Lichter aanstecke, wat jeht dich dat aan?"

Draußen war es eine Sekunde still geworden, um dann loszubrechen, mit dem von innen heraus schlagenden Feuer, wie es nur die glücklichen, gesegneten Menschen am Rhein in sich tragen, unter diesem milden, klaren Nachthimmel, wie er nur den Menschen am Rhein geschenkt ist: das dreimalige Hoch auf den Kaiser. Die Musik fiel ein, die mächtige Musik der Metallinstrumente der Bonner Husaren, ein tausendstimmiger Chor schwang sich mit tausend Flügeln über den Platz weg, stieg zu den Dächern auf und verflatterte am Himmel droben. An allen Fenstern sangen die Frauen und Kinder mit.

Die Alte hatte sich aufgerichtet und die Hände

gefaltet. Ihr Geſicht war mehr als vorher von dem ſonderbaren Lichtſchein übergoſſen, von dem man nicht wußte, woher er kam. Bebend öffnete ſie die ſchmalen Lippen, als wolle ſie mit ihrer ſchwachen Stimme gegen die Macht der Tauſenden ankommen.

Und — was war das? — ſie neigte den Kopf ein paar Mal, ſie neigte ihn nach allen Seiten, und immer wieder, ſie verbeugte ſich mit ihrem krummen Rücken, immer wieder und wieder, ſie hob die Hände mit einer halb lächerlichen, halb rührenden Bewegung des Abwehrens — wirklich, die Großmutter bedankte ſich für die Huldigung, die die Leute da unten ihr hier oben brachten — war ſo etwas dageweſen?

Der Mann legte den Arm um ihren Leib und führte ſie in ihr Bett mit den blaugewürfelten Kiſſen zurück.

Der Knabe hatte der Frau nun ganz verwundert zugeſehen. „Vater," fragte er arglos, „weshalv iſt dat der Jrußmotter ihr Feſt?" Der Vater antwortete nicht.

„Dat es ävver doch domm von der Jrußmotter," ſagte der Junge.

Die alte Frau lag auf dem Rücken unter den drei Kiſſen, die nötig waren, um ihren Leib warm zu halten. Nur ihre zwei braunen Hände ſahen heraus, die gefaltet waren. Und dazu hörte man ſie

gerührt und dankbar ſchluchzen, während ſie immer, beſcheiden und abwehrend, mit dem Kopf ſchüttelte, und während die dröhnende Reitermuſik das Zimmer füllte.

Alte Männer.

Die alten Männer, die ſonſt an der Mauer entlang, die Pfeife im Mund und die Hände auf dem Rücken, einzeln, zu zweien und dreien vorüberwanderten, immer auf und ab, und dabei auf den weiten Rhein hinausſahen, waren heute in einen Haufen getappt und ſteckten die Köpfe zuſammen.

Man hatte ihnen dieſes Haus als ein Aſyl hierher gebaut, und ſie wohnten wie in einer Art Schloß darin. Einige hatten Hüte, andere ließen ſich die Märzſonne auf ihre bloßen, weißen Köpfe brennen, alle ſtanden in großen, dicken Pantoffeln und weiten, bequemen Jacken da, deren Taſchen von den Tabakspaketen, die immer darin ſteckten, weit gebauſcht waren.

Es war ein Neuer gekommen — ein wichtiges Ereignis in dem ſtillen Haus, das da in ſeinem großen Garten, weit von der Stadt, am Ufer lag.

Ein Neuer, den keiner recht kannte, an den ſich nur der oder jener ſchwach erinnerte. Es gab keine neugierigeren Leute als dieſe alten Männer, die nur noch eine Handvoll Jahre auf der Welt vor ſich hatten.

Nur einer konnte genauen Beſcheid von ihm geben, ein altes Männchen, das mit einem Stock ging und ſo gebückt war, daß ihm die kurze Pfeife an die Schenkel ſtieß, wenn er ausſchritt. „Pitter heeſch er. Singen Vattersnaome weiß ich net. Er es en dem jrußе Huus an der Stockjaß zor Welt jekomme. Singe Vatter waor ene Schnider. En dem jrußе Huus, dat mööt ihr doch noch kenne.“ —

Das Männchen wurde den andern immer zu weitſchweifig. Er war ſo alt, daß ſelbſt dieſe alten Leute noch ſchnell gegen ihn dachten.

„Dommes Züg!“ unterbrach ihn deshalb ein anderer, der den friſch geſchorenen Kopf voll weißer Stoppeln trug, „et jitt jo jar keen Stockjaß.“

„Wat?“ ereiferte ſich der Erſte, „du? Du wells dat weſſe? Et jitt villeech jetz keen mieh. Ich ben zwanzig Jaohr älder als du! Du bes net emol ſibbenzig.“ — Er ſpuckte das Siebenzig ſo verachtungsvoll zwiſchen ſeinen wenigen, ſchwarzen Zähnen heraus, daß die andern ſchnell die Köpfe zurückzogen.

Aber da kam auch ſchon der Neue, dem man

drinnen eine Taſſe Kaffee warm gemacht hatte, aus dem großen Glastor und ohne weiteres auf ſie zu. Man hatte ihm auch einen andern Rock gegeben, in dem er unbehaglich die Arme reckte. Darunter trug er noch ſeine alte Hoſe und die kotbedeckten, ſchweren Schuhe.

Er grüßte, als er nahe war, mit einem breiten Lachen und ſagte dann: „Guten Morgen!“ Dabei ließ er den Hut auf dem Kopf und ſteckte die Hände in die Taſchen.

Die andern antworteten mit einem unbeſtimmten Brummen, nur der Älteſte hob ein wenig ſeinen Stock, lachte vertraulich und erwiderte: „Joode Morje!“ Er begann gleich ein Geſpräch. Er hatte recht gehabt: Der Neue hieß Peter und war in der Stockgaſſe geboren.

Die übrigen warfen mißtrauiſche Blicke auf den ungewöhnlich hochgewachſenen, hageren Mann, deſſen blaue Augen merkwürdig ſtark und ſtrahlend aus dem lederbraunen, zerfahrenen Geſicht herausſprangen.

Alte Männer ſchließen langſam Freundſchaft, und dieſe da ſahen mit einem ordentlichen Patrizierſtolz auf den plebejiſchen Fremden, der ſchmutzige Schuhe hatte und keinen Tabak in der Rocktaſche trug wie ſie. Sie gingen etwas abſeits, hörten aber mit hingedrehten Köpfen auf das Geſpräch der beiden.

„Wie alt bes du?“ fragte das Männchen, das dem andern bis an den unterſten Knopf der Jacke ging, und ſah mit den kleinen Augen unter den weißen Brauen her nach dem Großen hinauf.

„Zweiundſiebzig oder dreiundſiebzig, mein' ich.“

„Nä, du bes vierundſibzig.“ Der Alte ſetzte ihm das auseinander und bewies es ihm. „On wo waorſch du denn eſu lang?“

„In Frankreich, Alter, zuletzt.“

Das Männchen hielt die Hand ans Ohr und trat näher zu ihm. „En Frankreich?“

Der andere knöpfte die Jacke auf, die ihm zu eng war, und lachte mit tiefen Tönen. „Ja, und in Braſilien und Auſtralien vorher.“

Das Männchen hielt immer noch die Hand ans Ohr und ſah ſich nach den andern wie nach Hilfe um.

Der Neue ſetzte ſich auf eine Bank, ſtellte die Füße breit vor ſich hin und ſah auf den Rhein hinaus, der ſeine beſonnten Wellen wie flüſſiges Gold, eine vor der andern, durch das endloſe Wieſenland hinſchob. Er legte ſeinen breiten Hut neben ſich und fuhr mit den geſpreizten Fingern durch das ungekämmte, in gebogenen, ſilbernen Strähnen durcheinanderliegende Haar.

Die andern kamen langſam näher. Der Alte aber ſetzte ſich zu ihm auf die Bank.

„En Braſilien?“ fragte einer und lachte, indem er ſeine Pfeife auf dem Mauerrand ausklopfte. Andere huſteten, machten die Augen klein und zogen den Mund ſchief.

Der Große ſah den Fragenden mit einem halben Blick an. „Rauchſt du nicht mehr,“ ſagte er ruhig, „dann gib mir deine Pfeife.“

„Nä. He hät jeder ſing eijene Pief.“

Der Mann erwiderte nichts und ſah ſich nur in dem Halbkreis um, der ſich um ihn aufgeſtellt hatte, ſah ein Geſicht nach dem andern, jedes einzelne, ſpöttiſche und feindſelige, mit einem ruhigen, prüfenden Blick an, als wolle er ſich überzeugen, was er von jedem einzelnen der Kameraden da zu erwarten habe.

Der Alte erkundigte ſich bei den andern, worum es ſich handelte, nahm ſeine Pfeife aus den Zähnen und hielt ſie ihm hin.

Er nahm ſie ſchnell mit einem Kopfnicken, wiſchte das Mundſtück mit dem Ärmel ab und fing an, mit raſch aufeinanderfolgenden Zügen zu rauchen. Als er einem Schiff, das mit breiten Segeln den Strom hinuntertrieb, mit den Augen nachgegangen war, bis es hinter dem grünen Strich der Weiden am Ufer verſchwunden war, ſtützte er die Ellenbogen auf die Kniee, legte die Backen auf die Innenſeiten der Fäuſte und ſah vor ſich hin, gegen die Steine der Mauern.

„Du bes weit jewäs," ſagte das Männchen, berührte ihn mit der Hand und ſah ihn mit vorgeſtrecktem Kopf an, fragend, denn er glaubte es noch immer nicht ſo recht. Dat es doch en Amerika, wat? Do drüvve? Üvver dem Meer?" Er zeigte mit der Hand in der Richtung den Strom hinab.

Der andere antwortete nicht, lange. Dann ſagte er: „Laß es gut ſein. Was liegt daran? Jetzt bin ich hier, bei euch, und damit baſta."

Der Alte war etwas abgeſchreckt durch den rauhen Ton. Aber dann beſchwichtigte er. „No jao — et es rääch jood he. Süch dir dat Huus aan. Jeder hät ſing Bett, ſingen Schrank on ſingen Stohl, Kaffee morjens on nohmeddags, meddags Fleiſch, on och aovends wärm. Och Tabak krieje mer — nur Schnaps, der es verbodden, Schnaps net, Schnaps net!" Er ſah den andern an.

Der ſagte wieder nichts, bewegte nicht einmal den Kopf und rauchte nur mit ſeinen ſchnellen Zügen.

„Mir dürfen och en de Stadt jonn, nohmeddags von zwei bis vier, net all, ävver die ſicher ſen. Mir han onſere Dokter on werden dritter Klaſſ' bejrave, met zwei Päed." Er ſah immer dem andern ins Geſicht.

Da rührte ſich noch immer nichts.

Der Alte ließ nicht nach. „Zo arbeede bruche mir net. Jeder hät ſingen Jarten, natürlich,

jeder moß ſing Bett ſelver maache on ſing Schohn pötze, emmer einer moß dat Zemmer opwäſche — wer et kann, heeſch dat, wer jeſond es. Ich kann dat alles net mieh. Ävver du — du — du bes doch ene ſtarke Käel."

Der Fremde hob die mächtige Bruſt mit einem endloſen Atemzug, richtete den Kopf auf, reckte die Arme, ſah ſich um und lachte, als wenn er ſagen wollte: „Das ſeht ihr wohl, wer hier der Stärkſte iſt." Dann aber öffnete er plötzlich die rechte Fauſt, hielt ſie hoch, und da ſahen alle, daß nur noch ein Daumen an der Hand war, die übrigen vier Finger waren nur Stumpen, ſo kurz, daß man ſie kaum noch in den Mund ſtecken konnte. Jetzt erſt erinnerten ſich alle, daß er die Pfeife über ſeine Bruſt weg mit der linken Hand genommen hatte. Alle ſchwiegen.

Er zog die Fauſt wie beſchämt in die Ärmel zurück und ſpuckte aus, indem er ſeine Füße weiter vorſtellte. Er hatte ſo lange Beine, daß er mit den breiten Spitzen der Schuhe an die Mauer ſtieß.

Einer, der ein rotes Tuch um den Hals hatte und huſtete, drängte ſich durch die andern vor und hielt ihm ein Streichholz an die ausgegangene Pfeife. Er aber blies es aus und zog den Kopf mit der Pfeife zurück. „Nein," ſagte er, „von euch andern will ich nichts mehr." Er zog in Gedanken weiter an der Pfeife. Und plötzlich, in der Er-

innerung an die verweigerte Bitte vorher, an die mißtrauiſchen Augen, die auf ſeine Schuhe hingeſehen hatten, ſchwoll ihm ein ſonderbarer Zorn auf. Sein Hals wurde dick und ſeine Stirn rot. „Das will ich euch ſagen," ſprach er leiſe, mit den Augen nach oben und immer im Kreis um ſich ſehend, „was ihr für Kerle ſeid, Schlucker, erbärmliche Teufel, Dummköpfe — Dummköpfe! Ich bin durch die ganze Welt gegangen, Italien, Spanien, Afrika, mit den zwei Füßen da, bin mit Engländern, an der Maſchine unten, nach Indien hin — China, Japan — alles hab' ich geſehen — fünfzig Jahre lang — bin in Nordamerika geweſen, in Chile, in Argentinien, in Braſilien — und da — da hat mir die Kugel die Hand genommen. Da mußt' ich zurück. Vier Jahre hab' ich gebraucht. Gebettelt, wie's gegangen iſt. Durch Italien, Frankreich. Und ihr — ihr meint, ihr ſeid die einzigen Menſchen auf der Welt. Ihr lacht, wenn einer nicht mehr ſo ſpricht wie ihr. In Braſilien, im Hafen von Janeiro, war ich Soldat bei der Regierungspartei, da hab' ich's Gewehr noch ans Geſicht gehalten, mit dieſer Hand hier, die nur noch ein Blutklumpen war, und hab' gezielt, der beſte Schütze auf dem Schiff, und ein anderer hat losgedrückt, der eine Kugel in der Bruſt hatt', nur noch röchelte und den Kopf nicht mehr heben konnt'. Wir waren die letzten auf dem Schiff,

überall Feuer und Splitter um uns, ich hab' ihn in meinem linken Arm übers Schiff getragen — dann ſind uns andere zu Hilfe gekommen, Franzoſen, Engländer, alles durcheinander, aber alles Kerle, einer für den andern, ehrliche Männer, tollkühn, braun von der Sonne, und haben uns herausgehauen, ihrer fünf ſind draufgegangen, um uns zwei Krüppel zu retten. Ich kann das alles nicht ſo erzählen — ich könnte drei Wochen lang erzählen — von Männern —." Er verſchluckte ſich, ſein Geſicht war rot wie Glut, er brachte keine Worte mehr heraus. Nach einer Weile: „Und ihr — ihr leiht einem nicht einmal euere Pfeif' — ihr ſeht, ob einer auch reine Schuh hat — ihr —." Er ſchwieg, biß auf das Holz der Pfeife und ſetzte mit einer irren Bewegung ſeinen Hut auf.

Keiner ſprach ein Wort. Die alten Männer, gebückt und ſchwerhörig, begriffen langſam.

Das Männchen neben ihm auf der Bank ſah nur an ſeinem Geſicht, daß er traurig und erzürnt war, und legte begütigend ſeine braune, knöcherne Hand auf das ſtarke Knie des Mannes. „Sonndags und Mettwochs jitt et Braten," ſagte er, in der Meinung, daß der Zorn der Anſtalt gelte, „alles — alles — nur Schnaps net."

Die Männer waren nun etwas verlegen. Der eine und der andere drückte ſich fort, ſeine Pfeife

ſtopfend oder anzündend, und ſchließlich gingen alle wieder, die Hände auf dem krummen Rücken, auf und ab. Aber immer nur von einer Ecke des Gartens bis zu dem Platz, wo der Neue ſaß. Da machten ſie wieder mit einem ſcheuen Blick auf ihn Kehrt. Sie ſprachen über alle die Dinge, über die ſie Tag für Tag ſprachen — über das Wetter, über den Tabak, über den Rheumatismus, über das Eſſen, das es zum Mittag geben würde, ereiferten ſich in ſonderbarer Weiſe, ſchmähten mit unterdrückter Stimme über den Leiter der Anſtalt: den hatte er zweimal nacheinander das Zimmer reinigen, den hatte er nicht zum Beſuch einer Schweſter gehen laſſen, dem hatte er eine heimlich eingeführte Flaſche Schnaps abgenommen und weggeſchüttet.

Dem Mann auf der Bank fielen hin und wieder ein paar Worte davon ins Ohr. Er lachte ſonderbar auf, bitter, wie zornig. „Sprechen ſie immer dasſelbe dumme Zeug?“ fragte er.

Das Männchen blieb noch eine Weile auf der Bank ſitzen, indem es mit gerunzelter Stirn und ſchnell auf und ab bewegten Augendeckeln überlegte. Es fiel ihm aber nichts ein, was noch zu ſagen war, und ſchließlich ſtand es auf, als gerade andere in der Nähe waren, und ſchloß ſich denen mit langſameren und kürzeren Schritten an.

Der andere ließ den Kopf noch tiefer ſinken

und ſaß da, allein, traurig, geſchlagen, unbeweglich.

Da ſchellte eine Glocke. Bewegung kam in alle. Das Männchen rief mit ſeiner gurgelnden Stimme etwas nach der Bank hinüber, indem es die Hände wie ein Sprachrohr vor den Mund hielt. Dann gingen alle zum Eſſen. Mittwoch — es gab Braten. Der weite Platz war mit einem Male leer.

Der auf der Bank ſtand nicht auf, rührte die Hände nicht von ihrem Platz, kein Haar in ſeinem weißen Bart bewegte ſich. Endlich aber hob er den Kopf, ſah wieder hinaus auf das Waſſer, auf dem ein Schlepper mit vollgeladenen, tief in der Flut liegenden Schiffen dahinter hinunterrauſchte, dem Meer zu, der Ferne, dem Unbekannten.

Herrgott, dieſe zwei Welten! Der Strom, der wandernde, der ſchaffende, der ewig ſich verändernde und auf ſein Ziel hinſtrebende und dieſes Haus, dieſes ſtille, abgelegene, ſchlafende, in dem ein Tag wie der andere war. Jeden Tag um dieſelbe Stunde würde dieſe ſelbe Schelle läuten, jeden Tag um dieſelbe Stunde würden dieſe ſelben Männer an dieſer ſelben Mauer da vorbeigehen und dieſe ſelben Dinge reden. Herrgott, war er denn ſchon ſo alt, daß er ſich hier in dieſes Grab legen laſſen mußte?

Er drehte den Kopf immer mit den Schiffen, bis ſie kleiner wurden und nur noch die ſchwarze

Rauchwolke über dem Weidenſtrich zu ſehen war. In einer Stunde würden ſie bei der großen Stadt da unten vorbeifahren, heute abend in Holland ſein, morgen —.

Mit einem Male zog der Mann die langen, ſtarken Beine an ſich, hielt den Kopf noch eine Weile ſchief in der Luft, als lauſche er auf ſeine Stimme in ihm, dann ſtand er da und faßte den Rock an, um ihn auszuziehen. Er machte aber einen Ruck mit dem Kopf, ließ ihn an, legte nur die Pfeife hin und ging mit langen, feſten Schritten die Mauer entlang dem Ausgang zu. Er ging die Treppe hinab, ſah den Rhein hinauf, hinunter, wandte ſich und ſchritt mit den Wellen des Stromes, dem Meer zu, der Ferne, dem Unbekannten, der merkwürdigen Art von Glück, die da für ihn zu finden ſein mochte.

Bald waren die Turmſpitzen der Heimat hinter ihm unter den endloſen Linien der braunen Äcker verſunken.

Eine rheiniſche Bäuerin.

An einem Dezembertag des Jahres 1813 hatte Jupp Adam, ein langer, hagerer Bauernburſche, ſein Pferd aus dem Stall gezogen, die Flinte ſeines Vaters von der Wand genommen und ſich der Behörde ſeiner rheiniſchen Heimat zur Verfügung geſtellt.

Er war auf einem Ritt begriffen, das rechte Rheinufer hinunter. Am andern Ufer zogen noch oft genug zwiſchen den Lücken der weißen Häuſer ſchwarze Scharen vorüber — hin und wieder blitzte auch noch ein Schuß auf.

Er hatte einen Kameraden gehabt, einen luſtigen, ſtämmigen Kerl aus der Gegend hinter den ſieben Bergen, war aber von ihm abgekommen. Als er nun ſo dahinritt, die Landſtraße hinunter, weit hinauf und hinab kein anderes Haus, als neben ihm ein rauchendes Viereck von Steinen, in dem noch die ſchwarzen Balken in den Himmel

ſtarrten, ſah er mit einem Male etwas die Straße heraufkommen: ein Franzoſe, der irgendwie zurückgeblieben war, mit langen Beinen, mit bloßem Kopf, ohne Waffe, ſelbſt ohne den Riemen des Seitengewehrs, nur einen Laib Brot unter dem Arm — und hinter ihm her, mit kürzeren und ſchnelleren Beinen eine Bäuerin in den mittleren Jahren, die eine Schürze vorgebunden hatte und in der Hand eine kurze Sichel mit ſich ſchleppte.

Er hielt ſeinen Gaul an und wartete, ohne ſeine Flinte vom Rücken zu nehmen und anzuſchlagen. Der Burſche kam auf ihn zu mit ſeinen baumlangen Beinen, und immer hinter ihm her die kleine Frau, die ihm zuſehends näher auf den Leib rückte.

Schließlich ſtand er bei Jupp, nachdem er ſchon aus der Entfernung ſein Geſicht betrachtet hatte, ſprach einige franzöſiſche Worte, und als er ſah, daß der andere ihn nicht verſtand, faltete er die Hände und lachte ihn mit treuherzigen ſchwarzen Augen an wie ein Kind.

Die zweite, die bei Jupp ſtand, war die Frau. Und ſofort machte der Franzoſe zwei lange Schritte und ſtellte ſich hinter ihn.

Jupp lenkte ſeinen Schimmel zwiſchen beide, ſo daß auf jeder Seite ſeines Sattels einer ſtand. „Wat es loß, joode Frau?“ fragte er.

„Dä Mann dao jehürt mir,“ ſagte die Frau

mit einer leiſen, ſicheren Stimme und ging um das Pferd herum, indem ſie die Hand mit der Sichel hob. Der Franzoſe ging ebenfalls herum und lachte ihn an.

„Weshalv jehürt ä Üch?“ fragte er weiter.

„Denkt Üch, ä hät ming Mädche von vierzehn Jaohr op et Struh jeſchmeſſe, dat ſe für ihr Levve onjlöcklich jemaaht es, on hät minge Jong von zwölf Jaohr, dä ihr helfen wollt, dud jeſchoſſe.“

„Wat? On jetzt es dat Aos dobei, dä lange Käel, vür Üch dovon zo looſe?“

Sie ging wieder um das Pferd herum, der Franzoſe ebenfalls.

Der Bauer hob ſeinen Fuß aus dem Steigbügel und berührte ihn ziemlich derb damit. „Bliev ſtonn,“ ſagte er, „du bes jetz minge Jefangene on ſtehs jetz unge mingem Schotz.“

Er ſah die kleine Frau an: das war nur eine einfache, gute Frau mit mageren Händen — ein ſtarkknochiges Geſicht, von der Rheinluft braun gebrannt, mit zwei hellen blauen Augen und geſcheiteltem, ſchon ein wenig grauem Haar darüber, aber auf dieſem Geſicht eine ſo merkwürdige Ruhe, ein ſo ſonderbares Leuchten aus den Augen, daß er ſich nicht länger darüber wunderte, daß der lange Kerl vor dieſer Frau davon lief. „Jeweß,“ ſagte er, „dann jehürt ä Üch, ävve die Saach es

die: mir mösse in irsch vür et Kreegsjereech brenge.“

„Jaoht mir met däm Kreegsjereech! Wat he zo maache es, dat maachen ech esu joob wie et Kreegsjereech,“ sagte die Bäuerin und wollte wieder an den schwarzhaarigen Burschen heran.

„Halt!“ rief er, „jetz jehürt ä mir: mir sen doch keen Straoßeräuvere. Ech bedden Üch, leeve Frau, blievt rohig he, wao Ihr zo Huus sed: ech wäede däm Käel alt sing letzte Sopp jevve.“

„Nä, ä jehürt mir,“ versetzte sie eigensinnig, „wat hät ä Üch jedonn?“

„Loß Käel,“ sagte Jupp, „nahm seine Flinte und stieß ihm den Kolben in den Rücken, „setz ding Been en Bewäjung.“

Der Franzose lachte dankbar zu ihm herauf.

„Eene Schrett, dä du naoh en ander Sick dees als du solls, on du häs ding Blei em Schädel.“

Der Franzose verstand die breiten, deutschen Worte nicht und lachte. Da legte Jupp die Flinte quer über den Sattel vor sich hin und entsicherte das Schloß: das verstand er und trottete nun vor der Schnauze des Gaules her, indem er beide Hände in die Taschen steckte und vorsichtig den Kopf nach der Frau hindrehte.

Die Frau ging neben dem Pferd her, faßte

Jupp an den Stiefel, um ihn zurückzuhalten, und ſagte: „Sed Ihr onſere Fründ oder ſed Ihr ene Fründ dä Franzuſe? Ech han Üch doch jeſaht, wat dä Mann mir jedonn hät.“

Und er: „Leeve Frau, ä hät Üch jeweß e jruß Leed aanjedonn, on et waör wohl et beſte, enem ſolche Lomp aohne lange Prozeß dä Schädel enzoſchlage. Jlöövt nur net, dat me do lang Jeſcheechte met im määht: morje öm diß Zick hevv dä Käel ſing lang Been net mieh von dä Äed op.“

Und die Frau wieder: „Nä, driht Üer Päed öm on riggt naoh irjend en Sick dovon — mir zwei he wäeden ons Saach ſchnell avjemaht han.“

Und er wieder: „Wat wollt Ihr met dem Mann? Ä es wehrlos, ä ſteht en mingem Schotz.“

Die Frau ſah eine Zeitlang geradeaus, dann ſagte ſie leiſe: „On minge Jong on ming Mädche, waoren die villeech net wehrlos? Ihr wäed mir doch erlööve, dat ech ming zwei Kinder en Schotz nemme?“

„Joode Frau,“ ſagte er, „es dat net jääje Üer Chreſtendhom, wat Ihr do donn wollt?“

Sie antwortete nicht und ſah immer geradeaus mit ihren ſo ſonderbar hell aus dem verbrannten Geſicht hervorſtrahlenden blauen Augen.

„Ihr dood mir jeweß von Häzze leed,“ tröſtete

er ſie, „ävve jääje 't Jeſetz kann ech deshalv net handele.“

„Hät er naoh dem Jeſetz jehandelt?“

„Et es alles ömeſöns bei Üch,“ ſagte er, ſchüttelte ihre Hand von ſeinem Stiefel und ließ ſeinen Schimmel einen friſcheren Schritt nehmen. Der Franzmann vor ihm fing infolgedeſſen ebenfalls an, flinker auszugreifen, indem er dabei von ſeinem Brot große Stücke mit den Zähnen abriß und mit Heißhunger hinunterſchlang.

Aber die Frau blieb immer bei ihnen. Mit ihren kurzen und ſchnellen Beinen war ſie immer dicht hinter dem Schweif ſeines Pferdes. Sie ſchürzte ihren Rock mit der freien Hand und bewegte fortwährend die Lippen im Selbſtgeſpräch. Ob ſie ihr Vorhaben vor ſich ſelber rechtfertigen wollte, ob ſie Verwünſchungen gegen ihren Gegner, Klagen um ihre Kinder murmelte, ob ſie betete — man ſah es nicht. Hin und wieder wiſchte ſie ſich mit der Schürze den Schweiß von der Stirn. Einmal drehte Jupp ſich herum und ſah, daß ſie Tränen in den Augen hatte.

Er hielt an: „Wollt Ihr no net endlich vernönftig wäede?“ ſagte er, „ſeeht, ech wäede jetzt mingem Schimmel die Spoore jevve.“

„Ä jehürt mir,“ murmelte ſie.

„Ech wäede dä Franzus zo mir en de Sattel nemme, on me wäede Üch op die Art doch dovon

komme. Alſo blievt leeve von ſelve zoröck on jaoht naoh Huus. Ech jevven Üch ming Waoet, dat Ihr zo Ülerem Rääch komme ſollt."

Damit fuhr er dem Gaul in die Seiten, und notgedrungen lief auch der Franzoſe mit langen Sätzen dahin, indem er ſein Brot wieder unter dem Arm trug.

Aber da ſcheute das Pferd und ſtellte ſich und biß an ſeinem Eiſen: die Frau hing mit beiden Händen am Schweif und ließ nicht los.

Jupp ſprach einen Fluch aus und überlegte kurz. Dann ſprang er aus dem Sattel, klopfte dem Gaul beruhigend auf den Hals, nahm einen Strick aus der Satteltaſche und ging zu dem Franzoſen hin, um ihm die Hände zu binden.

Der ſchien das ſchon zu kennen, denn wie er den Strick ſah, legte er ſeine Hände wie ein Kreuz übereinander und hielt ſie hin, immer mit ſeinem dankbaren Kinderlächeln, während ihm ſein Brot zur Erde fiel.

Jupp tat nicht, als ob er es mit zwei Damenhänden zu tun gehabt hätte: das Lächeln des Franzoſen nahm für einen Augenblick einen ſehr ſchmerzlichen Ausdruck an. Aber als er da oben gefeſſelt war, ſagte er ihm außerdem: „Lääg dich hen!" und als er das nicht verſtand und ihn anſah, ſtieß er ihm die Fäuſte in die Kniekehlen und ſetzte ihn ſo ins Gras.

Dann band er ihm die Füße, einen an den andern, wobei der Franzoſe mit ſachverſtändiger und ſogar ein wenig beifälliger Miene zuſah.

Er ließ nun ſeinen Schimmel gehn und graſen und ſetzte ſich in einiger Entfernung von ſeinem Gefangenen, ſein gutes Gewehr über die Schenkel gelegt, gleichfalls an die Erde. Er holte ſein Abendbrot aus der Taſche und wollte ſo ſeinen Kameraden erwarten.

Die dritte, die ſich niederſetzte, war die Bäuerin. Und wie jener ſeine Flinte, legte ſie ihre Sichel vor ſich in ihren Schoß.

Jupp beobachtete ſie.

Sie brachte mit den Fingern ihren Scheitel in Ordnung und ſteckte die Strähnen feſt, die bei dem ſchnellen Lauf heruntergefallen waren. Sie zog ihre Schuhe aus und ſchüttete die Steine, die ſich darin angeſammelt hatten, zur Erde.

Er rief ihr zu, ob ſie mit ihm zu Abend eſſen wolle. Sie ſah ihn an und antwortete nicht. Er ging trotzdem zu ihr hin und ſchnitt ihr mit ſeinem verroſteten Meſſer von ſeinem Wenigen ab, ſo viel wie auf einen jeden von ihnen kam.

Der Franzoſe war unterdeſſen damit beſchäftigt, ſeinem Laib Brot, ſo oft er ihm davon rollte, nachzurutſchen und ihn mit ſeinen weißen Zähnen wieder zu holen.

So ſaßen die drei da. Die Sonne ging unter.

Die Frau ſprach kein Wort mehr, ließ aber auch ihren Franzoſen nicht aus den Augen.

Jupp nahm ihre Sichel, trat ſie in zwei Stücke, drehte dieſe ſchief und krumm und warf ſie in weitem Bogen in den Rhein. Die Frau ließ es mit einem traurigen Ausdruck in ihrem Geſicht geſchehen.

Es wurde dunkel, und vom Waſſer herauf ſtieg ein kalter Nebel.

Jupp ging zu ſeinem Schimmel hin, ſchnallte ſeine Decke ab und brachte ſie der Frau. Sie dankte ihm, indem ſie flüchtig wie ein junges Mädchen errötete, und legte ſich die Decke um die Schultern. Dann ſetzte er ſich wieder neben ſeinen Gefangenen, in der Abſicht, wach zu bleiben.

Er fing nun an, über dies und das nachzudenken. Er war die ganze vergangene Nacht nicht aus dem Sattel gekommen und ſo müde, daß er die Kniee hochzog und das Geſicht darauf ruhen ließ. So ſchlief er ein. —

Er ſchlug auf einmal die Augen auf, hob den Kopf und ſah die Sterne über ſich. Erſchrocken ſprang er auf. Aber da ſaß der Franzoſe und lachte ihn an wie immer, und da hinten ſaß die Frau wie ein formloſes Bündel im Dunkel und regte ſich nicht.

Er ging zu ihr hin und ſah ihr ins Geſicht. Natürlich, ſie hatte die Augen zu und ſchlief —

nein, ſie hatte die Augen auf und ſah ihn ruhig an.

„Zom Teufel!“ dachte er, „ech well jetz ſchlaofe. Der Franzus wied ſchon waach blieve on dich wecke, wenn ä dich nüdig hät.“ Er legte ſich auf die Seite, nahm ſein Gewehr feſt in den Arm und ſchlief, zuſammengekauert, das Kinn an den Knieen, wieder ein.

Und wirklich — der Franzoſe weckte ihn.

Er ſah ein Geſicht über ſich — nicht mehr das lachende, ſondern ein verzerrtes jetzt und totenweißes. Er gab einen unwillkürlichen Laut von ſich, ehe er noch ſah, was los war, und griff nach ſeiner Flinte — ſie war nicht mehr da. Er ſprang auf mit Knieen, die vom Schrecken gelähmt waren.

Der Mond war aufgegangen, und zwanzig Schritte vor ſich ſah er die Frau an der Erde knieen und ſein Gewehr zum Anſchlag an die Backe halten. Die erhobenen Hände blieben ihm in der Luft ſtehen.

„Om Joddeswelle, Frau!“ rief er, „wat dood Ihr? Et es jo onmöglich, dat Korn zo ſeehn, Ihr trefft jo mich!“

Der Franzoſe wälzte ſich winſelnd, mit Tönen, die nichts Menſchenähnliches mehr hatten, an der Erde herum und verſuchte aufzuſtehen. Er wollte hinter den andern, um Deckung zu finden.

Endlich arbeitete er ſich mit Knieen und Ellenbogen in die Höhe und fiel mit ſeiner Schulter gegen Jupps Schulter.

Die Frau folgte mit ihrem Flintenlauf allen ſeinen Bewegungen. Jupp packte ihn mit kräftiger Fauſt beim Nacken und hielt ihn, ſo weit als ſein ausgeſtreckter Arm reichte, von ſich ab. Wie eine Zielſcheibe hielt er ihn dem Flintenlauf hin — da! der Schuß!

Er wich noch unwillkürlich vor dem Franzoſen zurück, aber da lag der lange Burſche auch ſchon bäuchlings im Gras und zuckte merkwürdig mit den Händen. Jupp atmete auf und bückte ſich, indem er ihm den Schweiß von der Stirn wiſchte: hinten am Schädel des Franzoſen, mitten in dem krauſen Schwarzhaar, war ein kleines, dunkles Loch, aus dem ein Tropfen Blut ſickerte.

„Teufel!“ dachte er, „dat waor zwei Händ breit nevve dingem Häzzſchlag,“ und ein Gefühl freudiger Bewunderung der guten Augen und der ſtarken Hände der Bauernfrau da durchſtrömte ihn.

Der Burſche lag nun ganz ſtill. Jupp drehte ihn um, daß er auf dem Rücken lag, und drückte ihm ſein rechtes Auge zu, das allein noch offen ſtand und ihn im Mondlicht anſtarrte.

Die Frau kam und gab ihm ſein Gewehr zurück.

Er gab ihr die Hand und ſah ihr ins Geſicht,

in dem die Augen immer noch ſo ſonderbar leuchteten.

„Et es ſchad für dä höbſche Jong,“ ſagte er, „ä es höchſtens ſing achtzehn alt, ävve ech han ming Pfleech jedonn — on, zom Donnerkiil, Ihr och, joode Frau.“

Damit nahm er ſeine Decke, kletterte in den Sattel und ritt weiter den Rhein hinab.

Vom andern Ufer drang leiſe das Geräuſch von Feldflaſchen herüber, die an die Bajonette anſchlugen — ein Geräuſch, das die jedesmal vorgeſetzten Beine einer marſchierenden Abteilung hervorbrachten.

Aschermittwoch.

Digitized by Google

Sechs zitternde Glockenſchläge — der Aſchermittwoch war da! Die Straßen waren ſchon ſtill, die Fenſter noch dunkel, um die Ecke herum verhallte der letzte Geſang der Nachtſchwärmer — die Tage des Lärmens waren vorbei, die grauen Werkeltage waren wieder da mit ihrer Bedächtigkeit und der raſtloſen Mühle der Arbeit.

Eine Tür an dem langen, weißen Haus ging auf, und da kam ſchon der erſte derer, deren Tun jetzt ſeinen Anfang nahm: der junge Prieſter. Er war groß und ſtark, und ſein ſchwarzer Rock ging ihm bis auf die breiten Schuhe herab. Seine Backen waren rot, ſein Rücken ſtolz — der war von einer anderen Art Nachtſchwärmer als jene. Er ſchritt lang und ſtark aus und war fröhlich. Er zog mit weiter Naſe die Morgenluft ein und ſann. Eigentlich ſollte nur der Buße predigen, der auch die Sünde getan hat — und dazu: wem mußte er

das Aſchenkreuz der Trauer auf die Stirn malen? Denen, die die drei Faſtnachttage ängſtlich zu Haus geblieben waren; denn die anderen, die wahren, die Sünder, die die Buße nötig hatten, die lagen noch kreuz und quer in den Betten und ſchliefen ſich aus.

Da! Was denn? So ſeht doch den da liegen! Der iſt noch übrig geblieben als ein Reſt der ausgelaſſenen Tage.

Der junge Mann ging auf das Bündel zu, das am Fuß der Laterne lag. Eine Maske war's — einen Minneſänger ſchien ſie vorſtellen zu ſollen, ſie ſchlief noch.

Der Prieſter faßte den Burſchen am Arm: „Du — tu' mal die Augen auf — der Aſchermittwoch iſt da!" Er betrachtete ihn — ein hübſcher Junge. Die ſchlanken Beine. Er zog ſie ihm aus der Goſſe fort — das war auch der rechte Platz für die weiße Seidenhoſe. „So — nun laß mal die Laterne los, tu' die Arme auseinander!" Er betrachtete ihn weiter — die zarten Finger, auf den blonden Haaren lagen noch die Papierſchnitzel wie Schnee — was denn? die blonden Haare waren ja echt? Wie weich ſie ſich durch die Finger zogen —

Der Prieſter faßte den Schläfer um die Bruſt, um ihn aufzurichten, und war plötzlich erſchrocken — das war ein Mädchen, der da.

Ach was! ſo durfte er ſie doppelt nicht liegen laſſen. „Liebes Kind, Sie müſſen aufſtehen — es iſt Tag, es iſt Aſchermittwoch.“ Er ſagte es mit freundlicher, gutherziger Stimme.

Sie tat die Augen auf und griff gleich nach dem Geſicht, das ſich über ſie beugte. „Küſſ' mich,“ drängte ſie mit Lippen und Hüften.

Als er den Kopf ſchnell zurückzog, wurde ſie ganz wach und war verwundert: „Wer es denn dat dao?“ fragte ſie.

Er ſah ihr ein wenig lachend in ihre verſchlafenen, erſtaunten Augen.

„Wo es denn minge Kleene? Jang du doch, dich mag ich net.“

„Gleich kommt er, mein Kind,“ beruhigte er ſie, „aber ſtehen Sie auf, Sie werden krank.“

Sie ſah ihm ins Geſicht. „Dich kennen ich net. Riev mir ens den Schlaof us ming Auge.“

Er tat es, wie man einem Kind den Willen tut, und dachte, wie ſchöne, braune Augen ſie hatte. Er hatte noch nie ſo nah' in zwei Mädchenaugen geſehen.

„Jeſſes, ich han op mingem Arm jeläje, föhl' ens, wie ſteif der es. Du, faſſ' mich och ens unger ming Naof', do ſticht et mich.“

Er kratzte ſie und lachte.

„Du — es denn minge Schnurrbart weg?“ fragte ſie.

„Links," ſagte er, „iſt er weg, rechts klebt er noch." Er zog ihr das Stück langſam und vorſichtig ab.

„Ach du, du — et waor ſchön," träumte ſie, „der Kleene hät famos jetanzt. Wo es er nur hinjekomme? Du, ſag', wat mähs denn du en dingem lange Rock do?"

„Ich? Ich predige Buße," ſagte er mit verſtellter Ernſthaftigkeit.

Sie ſah ihn von der Seite an, dann fielen ihr die Augen, die vom Wein klein waren, wieder im Schlafe zu.

Er hob ſie, ohne ein Wort zu ſagen, mit ſeinen Armen auf. Ihre naſſe Hoſe löſte ſich klatſchend von den Steinen.

Sie hielt ſich mit ihren kleinen Händen, deren Finger vom Nähen zerſtochen waren, an ſeinen Armen feſt. „Wat du decke Ärme häs," ſagte ſie und ſtellte ſich auf die Füße — aber da ſchrie ſie auf. „Au — minge Foß — du — wat es dat nur?" Sie fiel ganz in ſeinen Arm zurück.

Er war erſchrocken über den Schmerzensausdruck in ihrem Geſicht, das ſchmal und in ſeiner Verſchlafenheit niedlich war. Er drehte flüchtig den Kopf nach den einzelnen Fußgängern, die in einiger Entfernung über die Straße weg der Kirche zu ſchritten. Dann ließ er ſie langſam

zurückgleiten und auf ſeinem Arm liegen, damit ſie nicht den kalten, naſſen Boden berühren mußte.

„Du — du — wat han ich nur do?“ wimmerte ſie und zog den linken Fuß etwas an.

„Ruhig,“ ſagte er, „es iſt ja nur der Schuh.“ Er kniete nieder und befühlte den Fuß — ein leiſer Krampf ging da durch, als er an ihn kam. Er ſtrich ganz ſacht mit den Fingerſpitzen darüber — der Fuß war geſchwollen, er war umgetreten, man hatte das arme Ding hier liegen laſſen, als man ſich genug mit ihr unterhalten hatte und ſie nicht mehr mitnehmen konnte.

„Sie ſind auf irgend einen Stein getreten,“ ſagte er, „ſtill — ich werde Ihnen den Schuh ausziehen.“

Sie wimmerte und wehrte ihm. Aber er machte es ganz langſam und leiſe, wie einer, der es gelernt hat.

„Du bes ene joode Käel,“ ſagte ſie und drückte ihren Arm an ſich, während ihr Wimmern leiſer wurde.

Er ſah ſie an dabei und ſah zu, wie ihr die Tränen über die Backen liefen. Er hatte ihren warmen, feuchten, ſeidenen Strumpf in der Hand und in der andern ihren lächerlich kleinen Schuh, der innen warm von ihr war. „Irgend ein Ladenmädchen,“ dachte er, „eine Näherin, die die drei

Tage mit den Studenten verbracht hat. Ein Kind noch.“

Sie verſuchte den Fuß zu wenden und aufzutreten. „Et jeht net,“ ſagte ſie und ſah zu ihm auf.

Er gab auf einen Mann acht, der auf der anderen Seite vorbeieilte und huſtete und ſpuckte: das war ja wohl der Meßner, der ihn, den Pfarrer, vom Hauſe holen wollte. „He! He!“ Der hörte nicht — ach, was auch! Er wird ſchon zur Zeit da ſein.

Sie hatte unterdeſſen ihr Schühchen neben ſeinen breiten, langen Fuß geſtellt und lachte laut.

Auch er mußte lachen, als er es ſah.

„Kommen Sie mit mir, Maria,“ ſagte er dann, „ich bringe Sie fort.“

„Woher weißt du, wie ich heiße?“

„Von Ihrer Nadel da, an Ihrem Hals,“ ſagte er.

„Wie ſchlau ihr Männer ſed — wie heeſch du ävver?“

Er antwortete nicht und hob ſie von der Erde auf, während ſie mit beiden Händen um ſein Bein faßte und ſich ſo an ſeinem Arm in die Höhe zog, lachend vor Luſt: „Jao — jetz bin ich widder fruh — ich han üverhaupt net jeweint, moß du weſſe.“

Seine Prieſtermütze fiel ihm. Sie fing ſie in der Luft und wollte ſie ihm wieder aufſetzen, reichte aber nicht an ſeinen Scheitel.

Er wurde ungeduldig und horchte nach der Kirche hin. Von dem kleinen Schieferturm läutete eifrig eine helle Glocke. Mit einem Schwung nahm er ſie hoch auf ſeinen Arm. Sie war leicht und warm, ein dunkler Duft kam aus ihrer offenen Jacke. Sie ſagte nichts vor Jubel, erſt nach einer Weile, leiſe: „Du — ich machen dich ſchmutzig mit minger Hos.“

„Nein, dafür habe ich geſorgt,“ ſagte er, denn er hatte die Ärmel ſeines Rockes und ſeines Hemdes zurückgeſchoben, ſo daß ſie mit ihrer anhaftenden, naſſen Hoſe auf dem nackten Fleiſch ſeines Armes ſaß.

Nun machte ſie ſich's breit und zurecht auf ihrem Thron, befühlte mit den Fingerſpitzen ſeine kurzen, ſchwarzen Locken und ſetzte ihm ſeine Mütze auf — erſt ſo, dann ſo, bis ſie gefunden hatte, wie es am beſten zu ſeiner breiten, weißen Stirn ſtand.

Er bückte ſich mit ſeiner Laſt und hob ihre Laute auf, die im Waſſer der Goſſe lag, und ſtreifte ihr das blaue Band, an dem das Inſtrument hing, über den Kopf. Dann trug er ſie mit großen Schritten, die weithin hallten, über die ſtille Straße.

Sie barg den Kopf an ſeiner Schulter, ihr Herz klopfte, und mit einem Male jubelte ſie auf, ſchlang ſie die Arme um ſeinen ſtarken Hals und küßte ihn mitten auf den Mund.

Er war ganz ſtarr vor Schrecken, ſein Herz

ſtand ſtill — aber ſie war ſchon wieder artig, ſie löſte die Arme von ſeinem Hals und kroch ganz in die warme Höhle ſeines Armes hinein.

Mit gerunzelter Stirne trug er ſie weiter, immer bereit, einem zweiten Überfall zu wehren.

Sie hatte die Augen geſchloſſen und, ohne daß er es merkte, legte ſie das Ohr auf den Schlag ſeines Herzens. Ihr Körper wurde wärmer, ihre Schenkel und Hüften wurden unruhig.

Aber er fühlte es wohl nicht. Seine Füße ſchritten ſchneller aus und nahmen mehr Raum zwiſchen ſich. Er trug ſeine Laſt durch das Gittertor und die wenigen Steinſtufen hinab. Dann ſtieß er die kleine, ledergepolſterte Tür zurück und trat in den ſchmalen Gang — plötzliche Wärme und Stille ſchlugen ihnen entgegen, nur ein trübes Licht brannte hinter ſtaubigem Glas. Jetzt ſchallte eine eintönige, ſingende Stimme.

Sie hob den Kopf. „Wo brengs du mich hin?“ fragte ſie mit einer Stimme, die nicht laut zu ſein wagte.

Er öffnete mit dem Knie und dem Ellenbogen eine zweite Tür — ſie waren in der Kirche.

Sie ſah erſtaunt um ſich, ſie wollte lachen und ſah ihn wieder an, und für einen Augenblick ſchien ihr die Erkenntnis ihrer Lage aufzudämmern. Er trug ſie, indem er auf den Zehen ging, an der Wand und den leeren Bänken vorbei. Ganz in

einem Winkel, im Dunkel eines mächtigen Pfeilers ließ er ſie nieder. „Nun leben Sie wohl,“ flüſterte er.

„Wo wells du hin?“ ſagte ſie erſchrocken.

„Still. Ich komme zurück.“

„Nä. Du moß bei mir blieve.“

„Still doch, bitte, — ich habe ja keine Zeit.“

„Ich well net allein ſen. Ich well dich bei mir han, du langen Käel du.“ Ihre Augen, die noch immer vom Wein ſtarr waren, glänzten ihm in die ſeinen. Sie wühlte ihre Finger in ſeine Hand. „Du — nur einmaol es Faſtnacht, mir wollen ens ſu rääch wild on löſtig ſen.“

„Nein, Aſchermittwoch iſt, mein Kind.“

Sie ſah ihn an. „Aſchermettwoch?“ Sie ſagte es lang gedehnt und faſt bang. „Ich jläuven et net. Ach du — et es ſu ſchön, et es noch net zo End, ich mag noch net traurig ſen. Ach du, wat häs du wieße Zäng!“

Er zog ſeine Hand aus der ihren, immer ruhig, zugebend, immer wie zu einem Kind. Er nickte ihr mit dem Kopf zu und wendete ſich zum Gehen.

Da begann ſie mit einem Male wieder über ihren Fuß zu jammern, mit einem Male ſchmerzte er ſie wieder, ſo daß er ſtehen bleiben und ſich wieder zu ihr hin drehen mußte. Er hielt ihr die Hand auf den Mund und nahm mit der andern beſorgt ihren Fuß. „Brennt er?“ fragte er.

Sie wimmerte ſtärker und wollte ſeine Hand von ihrem Mund tun.

„Gib mir dein Taſchentuch, wir müſſen es naß machen. Ich weiß, wo Waſſer ſteht.“

Sie wollte ihm ihr Tuch geben, aber ſie wußte noch nicht recht Beſcheid mit den Männerkleidern und konnte es in ihrer Lage nicht erreichen. Er zögerte, aber dann griff er ſchnell in ihre Taſche, tief, noch tiefer, ganz bis in die Wärme ihres Leibes — bis er es faßte und hervorbrachte.

Sie hielt den Atem an und ſah nach ſeiner Hand, als ſie herauskam — ja, die zitterte, ein wenig. Aber an ſeinem Geſicht ließ ſich nichts merken.

„Jevv hä,“ ſagte ſie und tauchte das Tuch in das Weihwaſſerbecken über ihr.

Nun wurde es aber doch ernſt. „Das dürfen Sie nicht,“ ſagte er, „Sie ſind wohl ein Weltkind, aber in dieſem Raum und vor mir muß Ihnen das heilig ſein.“

Sie ſah ihn einen Augenblick an und ließ ſich dann mit leiſem Jubel lang auf die Bank fallen. Sie legte ihm den Fuß auf den Schoß. Er breitete das naſſe Tuch darüber, ihre Zehen zuckten unter der Berührung der Kälte. Sie ſchlug die Arme unter dem Kopf zuſammen, und ihr ſchönes, blondes Haar fiel ihr über Hals und Jacke. Ihre Hüften und Schenkel lagen ganz und rund und weich in der Seidenhoſe da.

„So," ſagte er, „jetzt iſt es aber zu Ende."

Sie hielt ihn mit den Füßen feſt.

Er lachte. Es kam über ihn, den Jüngling, daß er mit ihr wie ein Kind ſein möchte — aber dann wurde er gleich wieder ernſt. Er ging ſchnell — aber noch ſchneller packte ſie ihn hinten an ſeinem Rock. „Ich ſchreien!" flüſterte ſie. Er ſchüttelte verzweifelnd den Kopf und ſetzte ſich neben ſie, nur für einen Augenblick, nur auf die Kante, um ſie zu beruhigen. Er zog eine ihrer langen Locken langſam durch ſeine Hand. Sie legt ihm ihre beiden Beine ganz auf den Schoß und ſaß und war mit ihrem Atem ganz nahe bei ihm. „Bes du net gäen bei mir?" fragte ſie. Die Trunkenheit und der Schlaf, die auf ihrem Geſicht lagen, gaben dieſem einen ſonderbaren Reiz, ſo daß er nicht wegſehen konnte.

Sein Geſicht bedeckte ſich mit einem zarten Rot, und als er es merkte, wurde er verwirrt, und in ſeiner Verwirrung war er noch ſchöner, rein, geſund, unverbraucht. Er wollte ihre Beine mit den Händen wegſchieben. „Au —" hauchte ſie und faltete die Stirn, und er zog ihre Beine langſam wieder zurück, wo ſie gelegen hatten.

Nun ſchwiegen ſie.

Vorne immer die eintönige Stimme, und um ſie her alles ſo hoch und weit und leer, ein Geruch von Weihrauch in der Luft, und ſie beide ſo eng aneinander.

Sie erzählte ihm von allen Freuden, die ſie gehabt, geſtern, vorgeſtern, oder vor drei Tagen — was wußte ſie? Und er ging unwillkürlich auf ihren zutraulichen Ton ein und fragte ſie. In wenigen Minuten waren ſie gute Freunde und ſaßen ganz nahe beiſammen.

Dann nahm ſie ihre Laute und begann zu ſpielen, kaum hörbar, nicht geſchickt, aber es klang doch wunderlich und zauberhaft in dem weiten Raum. Sie ſah ihn an: er ſaß ganz ſtill da, die Hände auf ihre Füße gelegt. Er kam ihr traurig vor — das rührte ſie, und ſie ſetzte ſich ihm faſt auf den Schoß. Aber er zog ſich langſam, unmerklich, nach der Kante, und plötzlich legte er ihre Füße beiſeite und ging auf und davon, um den dicken Pfeiler herum. Die Laute fiel zu Boden, daß alle Saiten aneinander klirrten.

Das Mädchen war ganz ſtill, wie eine Katze. Dann, wie der Blitz, ſtieß ſie ſich mit den Händen ab und ſchoß auf der glatten Bank hin, wie auf einer Eisbahn. Ein Griff, und ſie hatte ihn, ſie faßte mit ihren zwei Armen feſt um ſeine Beine, die ſich nicht halten laſſen wollten und weiter ausſchritten. Sie rutſchte an ihm hinunter, zur Erde, indem ſie den kranken Fuß hochhielt. Sie jauchzte mit ſonderbaren, leiſen, wollüſtigen Tönen, wie eine Bacchantin.

Er bückte ſich und hielt ihr beide Hände auf

Mund und Geſicht, ſie biß hinein mit ihren feſten, kleinen Zähnen und ſchüttelte daran. „Laſſ' mich," ſagte er, „oder ich ſtoße dich weg, mit den Schuhen."

„Köſſ' mich," ſagte ſie, „einmaol köſſ' mich, einmaol nur!"

Es gelang ihm, ein Bein frei zu machen, und rückſichtslos ſchritt er vorwärts. Sie hing feſt an ſeinem anderen Bein, und er zog das andere Bein nach und ſchleifte ſie ſo über die Erde. Sie war toll und lachte und jauchzte, mit heller, perlender Stimme — ſie war betrunken, ſie war ſinnlos.

Dann kam er nahe an Leute. Er keuchte. Vorne ſchien Unruhe zu entſtehen.

„Köſſ' mich — du ſolls mich köſſe! —" Und mit einem Male hing ſie an ſeinem Halſe und küßte ihm mit leiſen, ſchnellen Küſſen Mund und Augen und Stirn.

Leute liefen herbei, Männer in Arbeitskleidern und ſchweren Schuhen. „Stell, ſtell!" riefen ſie. Aber das Mädchen hatte den Prieſter ſchon losgelaſſen. Sie ſank auf die Erde hin, ſaß einen Augenblick und ſah die Männer an. Dann legte ſie den Kopf auf die Erde, drehte ſich auf die Seite, legte einen Arm unter den Kopf und ſchlief mit einem glücklichen Kinderlachen ein.

So! Jetzt war der Aſchermittwoch da!

Salve tandem.

Eine Viertelstunde vor zehn blies das Nähmädchen in seinem kleinen Zimmer, hinten nach dem Hof heraus, die Lampe aus. Und so kam es, daß der Privatwächter, der auch dahinten wohnte und dessen Dienst um Zehn anfing, heute eine Viertelstunde zu früh seine Kappe und seinen Mantel vom Türnagel nahm und in den Hof hinausging.

Das Mädchen löschte sonst allerdings das Licht Abend für Abend um zehn aus, mit dem Schlag, so pünktlich, daß der alte schwerhörige Wächter, dessen Fenster auf der andern Seite des Hofes lag, schon längst gewohnt war sich darnach zu richten.

Es war eine sonderbare Pünktlichkeit. Sie kam aber nicht nur daher, daß das Mädchen schon anfing, ältlich und damit in allen kleinen Dingen grämlich genau zu werden, wie alle die alten, ab-

gearbeiteten Nähmädchen, die am frühen Morgen über die Straße in fremde Häuſer laufen, wenn die letzten betrunkenen Studenten noch mit ihren Stöcken auf das Pflaſter ſchlagen und die alt und unſcheinbar gewordenen Jungfern nicht einmal mehr eines Blickes wert erachten, der ſie doch ſo glücklich machen würde.

Die Pünktlichkeit hatte noch einen andern Grund.

Das Mädchen kam um acht vom Nähen nach Hauſe. Der Tag und die Arbeit lagen hinter ihr. Aber jetzt erſt fing ſie zu leben an. Es war etwas, worauf ſie ſich bei jedem Nadelſtich, bei jedem zurückſetzenden Wort ihrer jeweiligen Herrſchaft, bei jedem Biſſen ihrer wenig reichlichen und nicht zu freundlich vorgeſetzten Mahlzeiten freute; etwas, was ſie all dieſe kleinen Nöte vergeſſen ließ und ſie ſogar hin und wieder ganz fröhlich auflachen machte — und das waren die Bücher. Die recht geringwertigen, oft niederträchtigen, beſchmutzten und zerriſſenen Bücher, die ſie ſich ſchon mittags in der Leihanſtalt mitten im alten Stadtviertel holen ging.

Da lag ſie nun in ihrem Bett und flüſterte aufgeregt die Worte mit, mit denen die Gräfinnen und Prinzeſſinnen in ihren Kutſchen ſich unterhielten. Da zog ſie ihr ſchmales, abgehärmtes Geſicht in die ſtrengen Falten der alten Barone und

Fürſten. Da ſchlug ihr das Herz unter dem blaugeblümten Kiſſen, und da öffnete ſie den Mund, um ſchneller atmen zu können, wenn die reichen jungen Herren, alles große, ſchlanke Männer, die in tadelloſe ſchwarze Anzüge gekleidet waren, oder die Offiziere mit ihren aufwärts gebürſteten Schnurrbärten von ihrer Liebe ſprachen, abgewieſen oder erhört wurden, ſich oder andere totſchoſſen. Herrgott, das Leben da! Gab es etwas ſo Schönes auf der Welt? Wer doch eine der großgewachſenen, ſtolzen Damen hätte ſein können!

Sie hätte die ganze Nacht dagelegen, unter ihr Kiſſen gekauert, die Kniee bis an das Kinn gezogen, ſodaß nur die Fingerſpitzen, einmal der rechten, einmal der linken Hand, die das Buch halten mußten, in die kalte, ungemütliche Luft hineinrührten. Aber das Mädchen hatte auch ſeine Vernunft und ſeine Willenskraft — Dinge, die ein Nähmädchen in dem ermüdenden täglichen Plagen ums wenige Brot bald erwirbt.

Und deshalb blies ſie um zehn die Lampe aus. Das war ein Geſetz, das ſie ſich ſelber gegeben hatte und mit großen, ungefügen Buchſtaben oben über den Wandkalender geſchrieben hatte, ſodaß ſie es immer vor Augen hatte. Einmal verbrannte ſo die Lampe weniger Öl, und zum andern Male hatte ſie dann am andern Tag, wenn ſie wieder in ihrem grauen, verſchliſſenen Kleid daſaß und tripp, tripp

die Maſchine trat, nicht ſo ſchwere, unausgeruhte Beine.

Aber heute erloſch das Licht hinter der dicht zugezogenen weißen Gardine ſchon eine Viertelſtunde vor zehn!

Es war auch ſonſt allerlei in dem Zimmer, was nicht war, wie ſonſt. Auf dem ganz zerkratzten, zerſchnittenen Stuhl vor dem Bett, deſſen eines Bein mit Draht an den Sitz gebunden war, lag heute nicht das ſorgfältig ausgebreitete Kleid mit der Wäſche und den ſchwarzen Strümpfen darüber. Nur die zertretenen, kleinen Straßenſchuhe ſtanden einſam darunter, wie zwei Soldaten gerade und ausgerichtet hingeſtellt.

Auf dem lächerlich kleinen Tiſch, über den eine altmodiſch gehäkelte Decke gebreitet war, ſtand, ordentlich in die Mitte geſetzt, ein Glas mit einem Strauß Veilchen und weißer Roſen, die in unverhältnismäßig vielen grünen Blättern ſteckten. Das war auch anders wie ſonſt. Denn Blumen waren im Februar etwas, das Geld koſtete, und ſo viel Geld, daß man nicht und gewiß nicht ein Nähmädchen jeden Tag ein Glas voll davon auf den Tiſch ſtellen konnte.

Das braune Buch, in dem ſich das von einer Zeitung abgeriſſene Leſezeichen erſt bis zur Hälfte durchgearbeitet hatte, lag unbeachtet mit den Streichhölzern und Kerzenſtumpfen in der Schub-

lade. Und auf dem Bett ſchimmerten, vom gelben Schein der Hoflaterne getroffen, die Kiſſen noch in unberührter Ordnung.

Und das Mädchen ſelber ſteckte nicht in ſeinem ewigen grauen Kleid, ſondern in einem ſonntäglichen roten, hatte ein ſeidenes Band um den Hals gelegt und eine große Broſche daran geſteckt. Sie ging raſtlos im Zimmer umher, ſo gut das möglich war; denn jedesmal, wenn ſie fünf Schritte gemacht hatte, mußte ſie umkehren, um nicht an die Wand zu ſtoßen. Hin und wieder ſtellte ſie ſich vor den Tiſch, legte die Hände auf die zwei Ecken, beugte ſich vor und roch an den Blumen.

Sie ſang ſogar, zwar nur mit einer ſchüchternen, unbedeutenden Stimme — aber wann hatte ſie ſchon einmal in dieſem Zimmer, das ſie ſeit acht Jahren bewohnte, geſungen?

Dann wieder ging ſie an die Tür, öffnete den Mund, damit das Geräuſch des Atmens ſie nicht ſtörte, machte ſogar noch die Augen zu, um durch gar nichts abgelenkt zu werden, und horchte auf den Flur hinaus, indem ſie das Ohr an das Schlüſſelloch brachte.

Aber immer wieder mußte ſie ihren Gang durchs Zimmer aufnehmen. Sie machte lange, feſt hingeſetzte Schritte wie ein Mann, denn ſie war von ihren täglichen Wegen her gewohnt auszuſchreiten, die ſie oft an die äußerſten Stadtenden

brachten, wo die Obſtfluren und Weinberge anfingen.

Dann fuhr ſie mit dem Staubtuch über Stühle und Kommode, hob hier und da etwas vom Boden auf, rückte den dünnen, geflickten Teppich zurecht.

Sie öffnete auch das Fenſter, ſchloß es aber ſchnell wieder, denn vom Rhein her kam eine dicke, naſſe Kälte, die das Holz des Fenſters außen ganz feucht gemacht hatte.

In dem alten, ſchlecht gebauten Haus waren die Böden nicht dick. Deshalb ſtieß der kleine, weißhaarige Lehrer unten mit irgend etwas gegen die Decke, um Ruhe zu fordern.

Das Mädchen erſchrak, ging auf den Zehen zu einem Stuhl hin und ſetzte ſich leiſe. Das Zimmer war von der Laterne ſo hell, daß ſie ſich im Spiegel, der über dem kleinen Waſchtiſch hing, deutlich ſehen konnte. Sie fühlte mit den Fingern über die ungeheure Maſſe ihres blonden Haares und ſteckte hier und da einen Kamm tiefer in die Strähne. Sie hielt die Finger in den Lichtſtrahl, reinigte die Nägel und zog die Wurzelhaut an jedem Nagel zurück.

Sie hob ein Knie über das andere, ſchlang die Hände darum und ſah mit weiten, unbewegten Augen zur niedern Decke auf, während ihr Kopf faſt auf der einen Schulter lag.

So ſaß ſie lange, horchte, hielt den Atem an.

Endlich ging ſie zum Waſchtiſch. Da in dem einzigen Glas die Blumen ſtanden, hob ſie die Flaſche mit beiden Händen und trank haſtig daraus.

Und mit einem Male ſetzte ſie die Flaſche hin, daß ſie an die Schüſſel ſchlug: es hatte an die Tür geklopft, leiſe, ſchnell, ohne Zögern.

Sie nahm die Hände nicht von der Flaſche weg, atmete hörbar und es kam ein komiſcher Ton aus ihrem Mund, ein freudiger Ruf, der aber faſt wie ein Stöhnen klang.

Dann war alles ſtill im Zimmer. So ſtill, daß aus dem Nebenzimmer eine Uhr, die ſonſt nie zu hören geweſen, mit einem Male ganz deutlich herübertickte.

Es klopfte noch einmal, laut, rückſichtslos.

Das Mädchen ging mit unhörbaren Schritten zur Tür, ſchob den Riegel zurück und öffnete: und ſchon nach zwei derben, ſchnellen Schritten ſtand die ſchwarze Geſtalt eines Mannes, an dem nur Geſicht und Hände weiß ſchimmerten, im Zimmer.

„Jooden Aovend," flüſterte das Mädchen.

Der Mann gab ihr die Hand und ſchob den Riegel ſchnell wieder vor. „Na — mach Leech!"

Sie fuhr zuſammen unter der tiefen Männerſtimme. Es war, als ob ſie noch kleiner und ſchmächtiger würde. Mit zitternden Händen nahm ſie Glocke und Cylinder von der Lampe und machte

Licht. „Setz dich doch," flüsterte sie und machte einen Versuch, ihn lachend anzusehen. Sie hatte den Tisch schon vorher vom Sofa abgerückt, als sie sich ausgemalt hatte, wie still und schön sich da zu Zweien, ungesehen und ungehört, sitzen würde; aber sie schob ihn noch ein wenig ab.

Der Mann achtete nicht darauf, sondern nahm sich einen Stuhl, versuchte seine Festigkeit und setzte sich vor den Tisch, dessen hohlen Raum unten er mit seinen langen Beinen ganz ausfüllte. Gegen das Licht hin sah sein Kopf wie eine viereckige Masse aus, zu deren beiden Seiten die dicken Enden des Schnurrbartes, dessen Haare das Licht durchließen und daher golden glänzten, in die Luft stachen.

Es war alles Mund — Kauwerkzeug an dem Gesicht des Mannes da, wie bei einem Tier. Gegen die Wucht der aufgeworfenen Lippen, des vorgeschobenen, faustdicken Kinnes, des riesigen Schnurrbartes, verschwanden die zurückliegende, nur zwei Finger breite Stirn, die lächerlich kleinen Augen und die kurze, platt geschlagene Nase, die wie abgebrochen aussah. Ein Gesicht von der Sorte derjenigen, deren strotzende Gesundheit wie eine Unverschämtheit und Beleidigung wirkt.

Der Mann saß da, mit seinem mächtigen Rücken, den Kopf in den Schultern, nachlässig, wie ein Mehlsack, auf den Stuhl geworfen, trommelte

mit den plumpen, behaarten Fingern auf den Tisch und sah sich im Zimmer um, indem er den Kopf ruhig hielt und nur die Augen über die Wände gehen ließ.

Das war freilich keiner der Offiziere, der Barone oder Prinzen in den Romanen da, von denen das Mädchen zu träumen pflegte. Aber wenn es auch nur ein dicker Mann war, der einen altmodisch geschnittenen, verschossenen Rock trug, an dem die meisten Knöpfe fehlten, so hatte er doch Blut und Augen, atmete und bewegte sich.

Und das Mädchen, das auf dem Sofa saß, nur vorne auf der Kante, bereit, schnell wieder aufzustehen, und die Hände neben sich gestützt hatte, sah ihn mit einem Ausdruck glücklicher Erwartung an. Ihre Augen waren weit geöffnet und funkelten eigentümlich. Und ihre Backen, die sonst die Knochen sehen ließen, waren wie frisch gepolstert und hatten einen schimmernden, rötlichen Glanz, der das Mädchen beinahe hübsch machte.

Sonst, es war jetzt bei dem Licht deutlich zu sehen, war freilich das blonde Haar, das hinten in einem Knoten, der so dick wie der ganze Kopf war, abstand, das einzige Schöne an dem Mädchen.

Sie wußte das ja auch. Aber doch war sie heute stolz und fühlte sich leicht vor Glück, dachte nicht mehr daran. Herrgott, wenn man so allein auf der Welt, nur unter fremden Menschen ist; wenn

man wartet, auf irgend etwas, und wieder und wieder einen neuen Kalender an die Wand hängen muß, ohne daß das gekommen iſt, worauf man wartet; wenn man ſchon anfängt, ſich an den Gedanken zu gewöhnen, daß man eine alte Frau werden muß, ohne daß jemals ein Tag anders wie der vorige werden ſoll — ſoll man da nicht ſtolz ſein und eine unwiderſtehliche Luſt zu ſingen in ſich verſpüren, wenn es endlich da iſt, das Erwartete, vor einem im Zimmer ſitzt, ‚du‘ zu einem ſagt und beteuert, einen lieb zu haben? Herrgott, es war doch nichts Schlechtes von ihr, daß ſie ihm heute Mittag den Schlüſſel gegeben, und ihm erlaubt hatte, zu ihr herauf zu kommen? Wo war ein Mädchen, eine von denen, die wie ſie allein wohnten, die das nicht tat? Und kannte ſie ihn nicht ſchon ſo lange, vier oder fünf Wochen, daß ſie ihm vertrauen konnte? Hielt er ſie nicht ſo feſt in ſeinem Arm, wenn ſie abends am Rhein entlang gingen, war er nicht ganz verrückt in ihr blondes Haar? Wozu hatte ſie denn eigentlich dieſes Haar, das ihr dick und kräftig bis zu den Knieen herabreichte, wenn ſie nicht einen Mann, der es bewunderte, damit erfreuen durfte? Er brauchte ſie nicht zu heiraten, wenn er nicht wollte, aber ſie würde ſich auch nicht weigern, ſich ihm hinzugeben, ihm zu gehören. Sie war ſo, es war ihr Charakter, und ſie würde ſich nicht ſchämen, das

jedem, der ſie anders bereden wollte, ins Geſicht zu ſagen. Herrgott, man iſt auf der Welt, um glücklich zu ſein! Man hat wenigſtens was gehabt vom Leben, wenn man eines Tages ſterben ſoll. Ich denke ſo, und es iſt mir gleich, wie andre denken.

„Na — häs du nix zo eſſe do?“ fragte der Mann und ſchob das Glas mit den Blumen beiſeite, um den Tiſch ſchon frei zu machen.

„Zo eſſe?“ fragte ſie leiſe und erſchrocken. „Häs du noch nix jejeſſe?“

„Och nix zo drinke?“ fragte er weiter.

„Doch,“ ſagte ſie ganz leiſe und ſah ihn an, halb erfreut, daß ſie ihm dienen konnte, halb ängſtlich, wie er es aufnehmen würde. „Thee —?“

„Thee?“ Er knurrte irgend etwas. „Vorwärts!“

Wie war er heute ſo ſonderbar kurz und herriſch, dachte ſie. Aber ſie wagte es nicht zu ſagen. Sie ſtand ſchnell auf, ging zur Kommode, nahm Taſſe, Teller, Löffel und den kleinen Kochapparat heraus.

Er drehte ſich ſchwerfällig um und ſah ſich die Dinge an, die auf der Kommode ſtanden, Photographieen, Porzellanfiguren und kleine Kaſten. Dabei machte er ſeine Augen noch kleiner. „On zo eſſe?“ fragte er.

Sie legte ihm mit einem fröhlichen Lachen

eine Düte auf den Tiſch — kleines Gebäck für Kinder und Mädchen.

Er öffnete die Düte, griff mit ſeiner mächtigen Hand hinein, hob ein paar Mal die Kinnbacken geräuſchvoll voneinander — und drehte den Kopf, um weitere Gaben entgegenzunehmen.

Das Mädchen hatte hinter ihm geſtanden und ihm mit glücklichen Augen zugeſehen. Als er den Kopf drehte, tat ſie plötzlich die Arme auseinander, machte einen ſchüchternen Schritt an ihn heran, legte die Arme um ſeinen Hals, ſah ihn noch einen Augenblick lachend an und wollte ihn küſſen.

Aber er hob, wie überraſcht, ſeinen rieſenhaften Arm, der ſie wie eine Eiſenſtange zurückſtieß, und ſah ſie mit ſeinen kleinen Augen erſtaunt, prüfend an.

Sie ſtand da, bewegungslos, ließ die Arme hängen, gab ihm ſo ihren Körper und ſah ihn mit ihrem verlegenen und ein wenig ſinnlichen Lachen an.

Er zog den Kopf langſam zurück, knurrte wieder und trommelte mehr als vorher auf dem Tiſch umher. „Loß dat, ming Leevche," klang es aus dem Knurren heraus, „dat domme Zeug do!"

Da, mit einem Male, leiſe und plötzlich, warf ſie ſich neben ihn, an die Erde hin, kniete da, riß eine ſeiner ſchweren Hände mit ihren beiden Hän-

den an ſich, küßte die Hand und ſchluchzte mit leiſen, heftigen, unſchönen Tönen. Seine Hand wurde ganz naß von ihren Tränen, die in dicken Tropfen darauf hinabfielen. „Wat han ich dir jedonn? Wie bes du hück? Häls du mich jetz für ſchlääch, weil ich dich en ming Zemmer jelaoſſe han? Weshalv darf ich dich net mieh köſſe? Weshalv wells du mich net mieh köſſe? Loß mich doch — loß mich doch — ich ben jo ſu fruh — ich ben jo ſu jlöcklich —“

Er rückte ſeinen Stuhl von ihr ab, ſchüttelte ihre Hände von ſeiner Hand, und als ſie ſich an ſein Knie klammerten, von ſeinem Knie ab, ſodaß ſie mit dem Ellenbogen auf die Erde fiel, lachte breit, geſchmeichelt, ſpöttiſch und geringſchätzig, und ſtand lärmend auf. Er trocknete ſeine Hand an der Jacke ab, goß den Thee in die Taſſe, verſuchte und ſtellte ihn wieder zurück, um ihn auskühlen zu laſſen.

Dann machte er keine Umſtände mehr.

„Su, ming Leevche,“ knurrte er, „jetz kann et loßjonn.“

Mit einem einzigen plumpen Schritt ging er zur Kommode, ſtellte ſich mit breiten Beinen davor und zog die Schubladen, eine nach der andern, auf. Alles warf er durcheinander, Kleider, Hüte und Wäſche, ohne Haſt, Stück für Stück, mit einem rohen Ausdruck geſchäftsmäßiger Gleichgiltigkeit auf dem roten Geſicht.

Er trennte die Sachen. Einiges warf er in die Schubladen zurück, wie es gerade fiel, das Wertvollere legte er in einem Haufen auf die Erde zusammen. Er nahm die kleinen Gegenstände, die auf der Kommode standen, einzeln in die Hände, brachte sie näher ans Licht, betrachtete und befühlte sie prüfend. Die meisten davon warf er zurück, die einen und andern steckte er in seinen Rock, nachdem er sie sorgfältig in die Taschentücher gewickelt hatte, die er aus den Schubladen genommen.

Das Mädchen hob, am Boden liegend, den Kopf und sah ihn mit großen, aufgerissenen Augen an. Dann kroch sie, ohne sich aufzurichten, an der Erde weiter, um ihn herum, unter dem Tisch her, stand schließlich zwischen der Tür und dem rostfleckigen, kleinen Eisenofen, einen Finger im Mund, den Kopf vorgestreckt und sah ihm zu, wie ein verwundertes, neugieriges, nur wenig ängstliches Kind.

„Schrei nur net, oder et jitt jet op dä Kopp!“ sagte er, ohne es der Mühe für wert zu halten, auch nur einen Augenblick von seiner Beschäftigung aufzusehen.

Aber sie dachte auch nicht daran zu schreien. Sie löste langsam den Finger aus dem Mund, brachte ihre Hände vor dem Schoß zusammen, als ob sie beten wolle, legte den Kopf schief und

ſah dem Mann da mit einem ſanften, ergebenen, liebenden Ausdruck zu. Ihre blauen Augen hatten nichts von ihrem warmen, glücklichen Glanz verloren. Sie ſchienen in einen ſchönen Traum hineinzuſehen, während ſie ſich an jeden gehobenen Arm, an jede greifende Hand des Mannes feſthingen.

Einmal drehte er plötzlich den Kopf, von ihrem Stillſchweigen betroffen, nach ihr hin. „Wat es dat für ene Kraom?“ herrſchte er ſie an, nachdem er einen Augenblick ihr Geſicht betrachtet hatte, und ſprach zum erſten Male mit ſeiner ganzen, lauten Stimme, „nix als Lumpen häs du!“

„Nimm nur, nimm nur,“ ſagte ſie kurz und abgebrochen, ängſtlich, weil ſie ihn unzufrieden ſah, „nimm nur, wenn du et nüdig häs, et jehürt alles dir.“

Er ging zum Schrank, riß ihn auf und hielt auch da Muſterung. Aber da war noch weniger, was ihm gut genug war. Er pfiff leiſe, ſtand da, alle Taſchen dick, warf noch einmal alles über und über und ſah ſich dann im Zimmer um.

„Wo häs du ding Jeld?“ fragte er, indem er einen kleinen Thermometer, der in einem Metallrahmen hing, von der Wand nahm und in die Taſche ſteckte.

„Dä, dä,“ ſagte ſie, nahm ihr kleines Porte-

monnaie aus ihrem Rock und gab ihm den Schlüſſel zu dem Korb, der unter dem Fenſter ſtand.

Er nahm Schlüſſel und Portemonnaie und öffnete den Korb, in dem ihre Briefe, ihre Ballandenken und ſonſtige kleine Schätze lagen. Ganz unten, ſorgfältig verſteckt, ſtand das Käſtchen mit dem Geld.

Sie zeigte es ihm, ſchnell, erfreut.

Er hob den Deckel ab und zählte mit den Augen. Alles Silber, Mark- und Halbmarkſtücke, wie ſie ſie von den Herrſchaften, bei denen ſie nähte, bekommen und jeden Tag hineingelegt hatte.

Endlich nahm er ſeinen Hut vom Bett, wo er ihn hingeworfen hatte, und ging zur Tür. Er war jetzt etwas zufriedener.

Da ſtieß ſie zum erſten Male einen kurzen Schrei aus — er klang wie der pfeifende Ton eines Vogels. Und dann ſtand ſie, ſchneller als er, an der Tür, hielt die Arme breit und verſperrte ihm den Weg. „Jang net — noch net — wat han ich dir jedonn?“ Loß mich dich doch nur een Maol, een Maol kösse, — ich han dich doch su leev —“

Eine Strähne ihres Haars fiel ihr über die Stirn ins Geſicht.

Und wirklich hob er auch die Hand, und ſie ging mit dem Kopf der Hand entgegen, um eher an die Liebkoſung zu kommen.

Er ſtrich ihr tatſächlich mit der flachen Hand über das Haar, er löſte es, und es fiel ihr wie ein märchenhaft ſchönes Tuch über die Schultern und die Arme bis zu den Knieen herunter.

Sie ſtand da, hielt den Kopf etwas geneigt, ſtolz, daß er ihr Haar bewunderte, und ſah von unten zu ihm herauf, mit Augen, die ſonderbar ſtrahlten und mit einem Male ein viel tieferes Blau zeigten.

Plötzlich nahm er ihren Kopf feſt zwiſchen ſeine geſpreizten Finger, daß er wie in Eiſenklammern lag, und holte ihre Schere aus ſeiner Taſche.

„Nä, nä," flüſterte ſie, vor Entſetzen nicht fähig, laut zu ſprechen, „wat mähs du? Nä — nä — donn et net, bitte, bitte — loß mir ming Haor — loß mir —"

Einen Augenblick zögerte der Mann, indem er mit einer Verwunderung, die den rohen Ausdruck von ſeinem Geſicht nahm, auf das tränennaſſe und unter dem Naß ganz weiß gewordene Geſicht des Mädchens hinunterſah. Dann aber ſchnitt er das ganze Haar mit wenigen ſchnellen Griffen ab, wickelte es um ſeinen nackten Arm und ſtreifte die Jacke darüber. „Haal et Muul!" Er ſchlug das zuckende und winſelnde Mädchen mit der Fauſt ins Geſicht.

Sie fiel in die Kniee, hockte am Boden, an das Holz der Tür gedrückt, den Kopf tief auf die

Bruſt gelegt, wie ſie ihn zum Schneiden hatte halten müſſen.

Der Mann ſah zu ihr hinunter. „Wenn du zehn Jaohr jünger waörſch!“ Er ſah geringſchätzig auf ihren flachen Buſen. „Bes net noch ens ſu domm on loß ene Mann en ding Zemmer.“ Er ſagte das mit einer gewiſſen Gutmütigkeit, denn er war durch das reiche Haar, das er am Arm trug, zufrieden geworden. „Abſchüß!“

Er nahm den Hausſchlüſſel, den er neben den Hut aufs Bett gelegt hatte und ging zur Tür hinaus. Er mußte alle Kraft ſeiner fleiſchigen Arme aufwenden, denn er mußte das hockende Mädchen langſam mit der Tür am Boden weiter ſchieben.

Als er die Tür hinter ſich zuzog, fiel der Körper des Mädchens, der nun keinen Halt mehr hatte, lang hin, ſo laut, daß es wie der Fall eines ſchweren Möbels klang. —

Der alte Lehrer unten ſtieß von neuem heftig und drohend gegen die Decke.

Der Wächter aber, der verwundert das Licht und die zwei Schatten oben geſehen hatte, ging ſeinen Gang weiter, mit ſchlürfenden Sohlen, den rechten Arm in den linken Ärmel ſeines Mantels und den linken Arm in den rechten Ärmel geſchoben. Er hatte die ſchläfrigen Augen geſchloſſen und ging, mit der Geſchicklichkeit eines Blinden,

die er ſich längſt erworben, weiter, ohne je einmal an eine Wand zu ſtoßen.

Es hatte ſich ja auch weiter nichts Schlimmes ereignet. Es war ja kein Leib erwürgt worden — nur eine Seele. Und darauf zu achten, das gehörte nicht zu ſeiner Pflicht.

Die rote Schürze.

Am Rande des Exerzierplatzes oben auf der Bergfläche saß ein Mädchen ohne Hut und mit roter Schürze. Der dicke Knoten ihres schwarzen Haares zog ihren Kopf ordentlich nach hinten. Sie biß die unreifen Haselnüsse auf, die sie in ihrer Schürze gesammelt hatte. Hin und wieder warf sie einen forschenden Blick aus den eigentümlich schmal geschlitzten, listigen blauen Augen über den Platz weg, dem weiten andern Ende zu, wo sich vor dem Waldrand, in einiger Höhe über dem Erdboden, die goldene, flimmernde Linie einer übenden Truppe abzeichnete, von der einzelne Teile bald stiegen, bald sich senkten. Sie sah nicht hinter sich. Und doch stürzte hinter ihr der Wald, Eichen und Kiefern, kühn in das sonnengefüllte Rheintal hinunter, das, von weißen Häusern umsäumt, seine waldigen und felsigen Wände in einen spitzen Winkel zusammenbrachte, der den breiten Strom plötz-

lich abſchnitt. Der ganze Platz war eher geſchaffen, ein weithinſehendes Schloß zu tragen, als das Übungsfeld zu ſein für einige Hunderte von Leuten, die Tag für Tag ſtundenlang von einem Ende zum andern marſchierten, auf die Befehle achten mußten und an nichts dachten, als an den Augenblick, wo ſie die Torniſter aufs Bett werfen und die heißen Stiefel ausziehen könnten.

Das Mädchen ſah gar nicht mehr von der Linie weg, deren Lage zu dem Wald dahinter ſich mehr und mehr veränderte und die bald in eine lange Reihe einzelner goldener Punkte überging, unter der eine ebenſo lange Reihe weißer Punkte gleichmäßige, auf- und abſchwenkende Bewegungen machte. Das Mädchen unterſchied einen Reiter, der um die Linie hin und herjagte, bald hinter ihr verſchwand, bald ihr weit voraus war. Dann erſchienen neben den blitzenden Punkten kurze Striche, unter ihnen weiße Flecke, Helme, Gewehrläufe, die ſteil in die Luft ſtanden, Geſichter, hin und her gehende Arme, ſchließlich im Gleichmaß ſich hebende und ſenkende Beine.

Jetzt eine laute, ſonderbar kreiſchende Stimme, die bald in das eine, bald in das andere Ende der Reihe hineinſchrie, während die Reihe ſelber in unerſchütterlicher Ruhe, nicht mit der geringſten ungleichmäßigen Bewegung daherkam. Jetzt das Klappern, das von den Feldflaſchen ausging, die

an den Brotbeuteln hingen und jedesmal beim Vorſetzen der linken Beine an die Seitengewehre anſchlugen. Zugleich, dumpf und hohl, in ganz kurzen, gleichmäßigen Zwiſchenräumen der Tritt all der breiten, benagelten Stiefel.

Die weißen Flecken nahmen, ganz unvermittelt, Ausdruck an — Augen, Naſen, Schnurrbärte zeigten ſich. Alle Geſichter waren die Vervielfältigung eines und desſelben Geſichtes. Eins war ſo rot von der Hitze und der Anſtrengung wie das andere, in einem ſahen die Augen ſo ſtarr auf einen Punkt wie in dem andern. Wie eine Mauer aus Eiſen rückte es vor, grade auf das Mädchen zu, unheimlich in ſeinem Schweigen, in ſeiner Unaufhaltſamkeit, in ſeinem Wachſen, nichts Menſchliches mehr, eine Maſchine, eine Naturkraft. Der dumpfe Klang wurde ſcharf und helltönend.

Das Mädchen hielt den Kopf über die Haſelnüſſe gebeugt und ſah nur von unten zwiſchen den Haarbüſcheln, die über die Stirn hereinhingen, nach den Soldaten hin. Mit ſuchenden, ſchnellen, verſchlagenen Blicken.

„Tritt gefaßt!“ Der Boden zitterte, die Grashalme bewegten ſich wie unter einem Winde, die Tritte waren Hammerſchläge.

„Bataillon — halt!“

Noch ein Schlag, und die lange Reihe ſtand wie

zum Boden gehörig, einige Schritte vor dem Mädchen, das erſchreckt aufgeſtanden war. Nichts regte ſich an den hundert jungen Männern, keine Helmſpitze ſchwankte, kein Gewehrlauf rührte ſich. Nur ein hörbares Keuchen blies von einem Ende zum andern.

„Weggetreten!“

Plötzliches Leben in der ſtarrenden Reihe. Nach allen Seiten teilte ſie ſich. Die Soldaten, die am linken Flügel ſtanden, gingen nach dem rechten, und die vom rechten gingen nach dem linken. Wie in einem Ameiſenhaufen, in den ein Stock ſtößt, wirrte alles durcheinander. Ein Gefühl der Erlöſung überall. Alle nahmen die Helme ab, wiſchten ſich mit den bunten Tüchern den Schweiß ab, der ihnen in ſchmutzigen Goſſen über das Geſicht rann, entkorkten die Flaſchen, bogen den Kopf nach hinten und tranken. Andere ſetzten ſich an die Erde, zogen die Stiefel aus, kehrten ſie um, ſchütteten die kleinen Steine heraus und richteten die Fußlappen wieder. Die Luft war plötzlich voll von lauten Rufen.

Alle Soldaten, die im erſten Glied geſtanden hatten, ſahen ſich nach dem Mädchen mit der roten Schürze um, die wie ein Märchen in dieſer rauhen, müden, ſchreienden Wirklichkeit da geſeſſen hatte. Sie traten an den Wald und ſahen hinein, indem ſie die Finger unter die Riemen der Torniſter

legten, um ihren Druck weniger läſtig zu machen. Aber das Mädchen war verſchwunden wie eine davongeſprungene Katze. Keiner ſah ſie mehr.

Und doch ſah einer ihre rote Schürze zwiſchen dem Braun der Stämme leuchten. Und dieſer eine, verbrannt und voll Schweiß wie die andern, ſtand mit einem Male hinter einem Eichſtamm, ſah ſich nach den andern Soldaten um, trat hinter einen zweiten Baum, der tiefer im Wald ſtand, und war dann ſo plötzlich verſchwunden wie das Mädchen vorher.

Auf einem Grasfleck, wo Eichen und Kiefern dichter ſtanden, trafen ſie zuſammen. Das Mädchen ſaß auf einem Stein, hatte die Hände um die Kniee gelegt und ſah nach einem Vogel, der über ihr ſchrie.

„Jooden Dag!"

Das Mädchen drehte den Kopf nicht, zuckte nicht mit den Augen, lachte nur und ſagte ohne Verwunderung: „Jooden Dag!"

Der Soldat ſetzte ſich ohne Umſtände neben ſie, indem er ſein Gewehr zwiſchen die Schenkel legte und ſeinen Helm auf ſein Knie ſtülpte. „Wo kömmſt du her?" fragte er und ſah ſie lachend an.

„Ich?" Sie ſah immer noch nach oben, obwohl der Vogel auf einen andern Baum geflogen war. „Wo ſoll ich herkommen? Ich ben ſpaziere je-jange."

„Wie heeſch du?"

„Iriet, on du?"

„Matthes." Beide ſchwiegen eine Weile und betrachteten ſich verſtohlen.

„Bes du en der Stadt?"

„Jao."

„Em Deenſt?"

„Jao."

„Wat dees du denn hee ovve?"

„Ich ben ſpaziere jejange."

Er rückte unmerklich näher an ſie heran, nicht einmal das Gras kniſterte. Er betrachtete voll Verwunderung die weiße Farbe ihres Geſichtes und ging dann mit den Augen wieder über ihre Schürze, die ihr vom Hals bis zu den Knieen reichte. Er legte ihr die braune, ſchmutzige Hand auf das Haar und verſuchte, mit ſeinen lachenden, glänzenden Augen in die ihren zu ſehen. Sie pfiff nur, nahm ſeinen Helm, wog ihn, drehte ihn hin und her, las den Spruch auf dem Wappen und ſetzte ſich ihn ſchließlich auf den Kopf. „Der es ävver ſchwer," ſagte ſie und machte ein unbefangenes Geſicht, und doch mit einem Seitenblick, in der Erwartung ſeiner Bewunderung.

Er rückte immer näher, legte eine Hand um ihre Schulter und küßte ſie mit einem Male auf ihren roten, feuchten Mund, der zum Pfeifen ein wenig geöffnet war. Sie küßte nicht wieder, wehrte

aber auch nicht, hob nicht einmal die Hände oder zog den Kopf zurück. Sie nahm das Gewehr aus ſeinem Schoß und mußte beide Hände nehmen, um auch das zu wiegen. Sie zog und riß neugierig, wie ein Kind, am Schloß und lachte mit dem ganzen Geſicht, als es ſich endlich öffnete. Sie ſpannte, legte das Gewehr an die Backe, zielte, beide Augen offen, und drückte los. Er hatte ihren Fuß genommen und ihren Schuh beſehen. „Wat häs du für kleene Schohn?" Sie zog den Fuß unter ihre Röcke zurück.

„Wollen mir ons treffe hück aovend?" fragte er. Sie ſchwieg.

„Wo wohnſt du?" fragte er weiter. Sie ſchwieg wieder.

„Du bes langweilig," ſagte er und nahm ſeine Hand von ihrer Schulter weg. Er wiſchte ſich den Schweiß ab, ſetzte den Helm wieder auf und ſtellte ſich auf die Füße. „Wie ſchön dat es," ſagte ſie da, ſo leiſe, daß er es kaum hörte, und ſah geradeaus in den Wald hinein, durch deſſen Geäſt die weiße, tanzende Luft über dem Rhein ſchimmerte.

„Schön!" ſagte er und lachte kurz. „Für dich! Ävver für ons? Auf und ab, auf und ab. In demſelben Augenblick hörte man ein ſonderbares Trappeln: das Laufen der zweihundert Stiefeln.

„Sammeln! Abſchüß!" Er nahm ſchnell ſein

Gewehr, zögerte und bückte ſich dann zu ihr, ſah ihr ins Geſicht. „Wo wohnſt du? Sag' et doch!"

„Bliev he!" ſagte ſie und ſah immer noch geradeaus.

„Ich finden dich ſchon!" rief er und war ſchon einen Schritt weg. Da wandte ſie ſich ſchnell, legte ſich mit der Seite auf die Erde und griff mit beiden Händen nach einem ſeiner Stiefel.

„Loß los," ſagte er, „ich kommen eſu ſchon zo ſpät." Sie ſchob ſich ſchnell auf der Erde weiter, ſchlang die Arme um ſeine beiden Stiefel herum, ſodaß er nicht mehr ſtehen konnte, verſteckte das Geſicht zwiſchen das Leder der Schäfte und ſagte wieder, leiſe und dringender: „Bliev he!"

„Loß los!" Er ſtieß ihr mit dem Kolben auf die Hände. Sie zog nur um ſo feſter die Arme zuſammen.

„Ich han widder drei Dag Mittel, wenn ich net do ben."

Plötzlich warf ſie ihn hin, daß er auf beide Kniee fiel und noch grade den einen Arm vorſtrecken konnte. Sein Helm kollerte zur Erde. Schnell nahm ſie den Helm und warf ihn hoch in die Bäume, wo er auf einem Aſt ſitzen blieb. Dann richtete ſie ſich in den Hüften auf, lachte ihn an, daß ihre weißen Zähne hervorkamen, und legte beide Arme um ſeinen Hals.

Er ſtieß ſie ſchroff zurück, ſprang wieder auf

und lief ohne Helm, nur mit dem Gewehr, an den Waldrand. Die Kompagnie war ſchon wieder eine ſchwarze Linie geworden, über der die ſilbernen Läufe blitzten. „Teufel!“ fluchte er und überlegte. Er ſah nach dem Wald zurück. Sie ſaß noch da, er ſah ihre rote Schürze wieder. Er hörte ſie ſingen mit leiſer, eintöniger Stimme. Er wollte auf den Platz hinaus, ohne Helm. Aber Herrgott, das ging nicht. Er mußte zurück, den Helm holen.

Die Schürze und die Stimme ließen ihn nicht los. Er mußte hinſehen und hinhören. Beides regte ihn auf, daß ihn das Blut vor den Augen undeutlich ſehen ließ, und daß ſeine breite Bruſt ſchneller gegen die Torniſterriemen ſchlug. Teufel, den Helm mußte er holen! Mit ſeinen langen Soldatenſchritten ging er über die abgebrochenen Äſte hin, die unter ſeinen Schuhen knackten.

„O du ſelige, ſelige Frühlingszeit!“ ſang ſie mit ihrer immer leiſen, gleichſam bohrenden Stimme, indem ſie die letzte Silbe bäueriſch breit zog. Aber ſie hatte in ihrer Stimme jetzt noch einen ſiegſichern, triumphierenden Klang. Auch ihre Augen ſahen ihm durch die Zweige ſiegſicher und triumphierend entgegen.

Er biß auf die Zähne, der Bauer, der junge, der ſtarke, der mit Leben angefüllt war zum Springen, dem der frühe Sommer, der Duft der Kiefern und Gräſer, die Sonne, die Vögel und

mitten in dem allen, das Bild des Mädchens da in der roten Schürze über dem Kopf zuſammenſchlagen wollten — ſah an ihr vorbei und ſtieg auf den Baum hinauf. Als er mit dem Helm auf dem Kopf wieder auf die Erde ſprang, ſah er ſie tiefer in den Wald hineingehen. Von unten läuteten die Glocken elf Uhr. Sie hatte die Hände hinter den Kopf, unter den dicken Knoten ihres Haares gelegt und ging langſam daher.

Das Haar! Wie war es nur möglich, daß es ſo ein Haar gab, ſo dick und ſchwarz. Und wie ſie ging! Eigentlich ging ſie nicht, man ſah nicht die Beine ſich unter ihren Röcken bewegen, nur die Hüften hoben ſich und ſenkten ſich bei jedem Vorſetzen der Beine.

Da hörte er ſich rufen. Zwei Männerſtimmen. Er bog die Zweige auseinander und ſah zwei Soldaten herankommen, die mit den Augen den Wald entlang ſpähten. Die waren geſchickt, ihn zu ſuchen. Jetzt zurück in den Dienſt, in das Schimpfen, in das Auf und Ab! Iſt das nicht alles dummes Zeug, das Marſchieren da und das Griffemachen? Was gelte ich da? Und was bin ich hier? Hier kann ich zwei Arme um meinen Hals liegen haben und einen Mund auf meinem. Die Offiziere und die Unteroffiziere, haben ſie nicht alle ihre Mädchen, zu denen ſie abends hingehen und an die ſie jetzt ſchon denken?

Und Strafe gibt es jetzt so wie so schon. Schließlich auch: ein paar Tage auf der Holzbank verliegen ist immer noch gescheiter, als hier oben von einem Ende zum andern getrieben werden.

„Dunnerkiil!"

Er nahm das Gewehr unter den Arm, setzte sich den Helm fest und ging schnell hinter dem roten Flecken her, der langsam durch den Wald wanderte. Er hatte ein merkwürdiges Singen in der Brust.

Die beiden Soldaten sahen ihn und riefen. Er winkte mit der Hand, ohne sich umzudrehen. Sie erblickten das Mädchen und lachten.

„Jang zo!" rief der eine, „mir han dich net jefunge!"

Dann legten sie sich auf die Erde, wo die beiden vorher gesessen hatten, steckten sich die Pfeifen an, falteten die Hände über den Bauch und schlossen für eine Weile die Augen, ehe sie — ohne Ergebnis — zur Kompagnie zurückgingen.

Die geküßte Frau.

In Bonn kommen Studenten und Bürger gut miteinander aus. Die Nähe der ſieben grünen Berge, die am Ende jeder Straße ſtehen, die nach Süden geht, die Allgegenwart des ſonnenbreiten Rheins, der, von Schiffen und Nachen bedeckt, in weitem Bogen an der Stadt vorüberzieht, die weiche Luft, die von den Küſten des Meeres herweht, die bunte Fülle des Obſtes und die begrünten Stangen der Weinberge, die Gärten, die jedes Haus wie ein kleines Paradies umgeben, das unzählbare Volk der Vögel, das dieſen Erdenfleck mit jedem Frühjahr überflutet und faſt zur Laſt wird, — das alles macht die Herzen der Menſchen hier weit offen für jede Freude. Die vielen Fremden, die jedes Jahr mit den Vögeln kommen, werden angeſteckt von der Heiterkeit und dem ſonnigen Glück des Lebens hier, fühlen ſich zu Hauſe und ſind, wenn ſie ſcheiden, für immer krank an der Sehn-

ſucht nach dem Paradies, das ſie zurückgelaſſen haben. In keiner Stadt hört man ſo viel Lachen und Singen aus den offenen Fenſtern. Die Leute, die auf den Straßen aneinander vorübergehen, ſind ſich alle freund, auch wenn ſie ſich nie geſehen haben.

Die Studenten gehören aber auch zu Bonn. Wenn im Frühjahr und im Herbſt, zu den Ferienzeiten, die bunten Mützen aus den Straßen verſchwinden, denen ſie mit ihren leuchtenden Farbenflecken aller Ecken und Enden ein ſo heiteres Ausſehen geben, dann iſt Bonn geſtorben. Die Straßen ſind grau und ſtill, die Fenſter geſchloſſen, die holzgetäfelten Zimmer und die blumengefüllten Veranden der Wirtshäuſer leer. Aber wenn nach einigen Wochen die bunten Mützen — die erſten von den Kindern jedes halbe Jahr wieder von Neuem angeſtaunt und begrüßt — plötzlich wieder in den Straßen aufblitzen, wie ſchnell aufſchießende Blumen, dann zeigt es ſich, daß die Stadt nur geſchlafen hat. Jetzt wacht ſie wieder auf, ein Dornröschen, aus der Verzauberung geweckt durch die zweitauſend jungen Männer, die mit ihren langen Schritten, ihren lachenden Augen eine Flut von Freude und Jugendkraft um ſich ausbreiten und alles in ihren Bann ziehen.

Alte Leute, die wieder jung werden wollen,

ſollten nach Bonn kommen, um in dieſem Jungbrunnen unterzutauchen.

Die, die von ſelber, mit weiten Armen und frohen Füßen in dieſen Bann hineinlaufen, das ſind die jungen Mädchen, deren hier ſo viele wie die Vögel ſind. Hinter allen Gardinen ſchimmern hochgetürmte Haare und neugierige Augen, hinter allen Zweigen im Hofgarten und in den umgitterten Vorgärten der Häuſer leuchten helle Röcke. An den Nachmittagen ziehen die Penſionate in langen Reihen, zwei und zwei, die kleinen Mädchen voran, die großen hinterher, an den Spiegelſcheiben der Läden vorbei, in denen ihre Kleider von allen Seiten wiedererſcheinen, oder unter den breiten Äſten der Anlagen her, durch deren Lücken die Sonne tauſend ſpielende Flecke auf ſie herabwirft. Am Ende des Zuges geht die Erzieherin mit der älteſten der jungen Damen, und es iſt ein Glück, daß ſie, ſo ſcharf ſie auch ſieht, doch nicht durch die Köpfe der jungen Mädchen zu ſehen vermag. So hindert denn nichts die jungen, lebenlachenden Augen, nach den bunten Mützen hinüberzuſchweifen und ihnen zu folgen, ohne daß der Kopf ſich mitdreht. Manch ein Erröten und Bleichwerden kommt und geht da vorn, von dem die Lehrerin da hinten nichts ahnt. Ganze Romane ſpielen ſich im Laufe eines halben Jahres auf dieſe Weiſe ab, deren einzelne Kapitel nur in der Augenſprache ge-

ſchrieben ſind, und die doch hin und wieder mit aller Traurigkeit und für immer krank gemachten Herzen enden, wie das in wirklichen Romanen nur vorkommen mag.

Da es aber nicht die Art der Studenten iſt, ſich immer mit bloßen Blicken zu beſcheiden, wo ihnen ihre Jugend ein Recht auf mehr gibt, ſo ſteigt die Liebe oft bei ihnen von den Augen zum Mund herunter, der nicht nur ſprechen, ſondern auch noch küſſen kann. Es iſt in Bonn keine Gardine an den Fenſtern, keine Straßenecke an den Enden der Stadt und kein Baum auf den Bergen, die nicht ſchon alle einen geſchwinden, heimlichen Kuß verſteckt hätten. Es liegt an einem Sommermorgen, an dem die Häuſer und das Pflaſter brennen, die Vögel ſchreien und die Berge voll wandernder Menſchen hängen, ordentlich eine Schwüle in der Luft, eine Wolke, nur feineren Sinnen fühlbar, die von der ſchweren Elektrizität all dieſer geſchwinden, heimlichen Küſſe geſchwängert iſt.

Es iſt gewiß keine große Sünde in ſolch einem Studentenkuß. Sie werden nur geküßt, um vergeſſen zu werden. Sie ſind nur Verſuche in der Liebe. Aber natürlich ſteckt in den Romanen, die in dieſer Sprache geſchrieben ſind, ſchon mehr Tiefe und Aufwallung aller Gefühle. Auch ſie enden oft mit Augen, denen für immer ihre Fröhlichkeit genommen iſt, mit Backen, die nicht mehr

blühend werden. Hin und wieder auch enden ſie ſo früh, daß ſie nur als Novellen, Novelletten, Skizzen zu bezeichnen ſind.

Und es kommt ſogar vor, daß die arbeitsbraune Fauſt des Lebens dazwiſchen packt, ſo früh, daß aus einem hingehauchten Gedicht ein rauhes, ſtöhnendes Trauerſpiel wird.

Es war an einem Sonntagmorgen.

Der lange, ſchwarzhaarige Student, der in dem niederen, breiten Haus am Rheinufer wohnte, lag noch im Bett und ſchlief. Ein junger, friſcher Kerl. Das Geſicht ſah mit ſeinen Backen, die ſchon am frühen Morgen rot waren, tief aus den Kiſſen heraus, die Haare hingen in zerdrückten Strähnen über die Stirn herein, die noch rund war wie eine Kinderſtirn, und zwiſchen den offenen, dicken Lippen lachten die breiten, weißen Zähne, wie ſie die Studenten in die Stadt mitbringen, die auf dem Land bei Milch und Schwarzbrot groß geworden ſind.

Das ganze Haus liebte den langen Burſchen, der eine Geſundheit und grundloſe Fröhlichkeit in ſich hatte wie ein junger Hund. Wenn er morgens — nicht zu früh — die Treppe hinunterging, die rote Mütze auf dem ſchönen, ſchwarzen Haar, die Jacke offen, ſo daß das breite, dreifarbige Band zu ſehen war, das quer über die Bruſt ging, die Hände in den Taſchen, dann gingen alle Türen

auf. Da fing eine an, Kleider auszuklopfen, da kehrte eine mit dem Beſen über den Flur, da ließ eine die Kinder hinaus auf die Straße — kurz, alles, was Röcke trug im Haus, jung oder alt, hatte mit einem Male auf der Treppe etwas zu ſchaffen.

Und er, mit ſeinem gutmütigen Geſicht, auf dem nichtsdeſtoweniger der Ausdruck des Selbſtbewußtſeins lag, das die bemützten Studenten mit den jungen Offizieren gemeinſam haben, lachte einer jeden zu, ſtellte feſt, ob es heute kalt oder warm war, ob es regnete oder die Sonne ſchien, gab den Kindern die Hand und ſtrich ihnen über das Haar, zog die Mütze ab vor der Frau Geheimrat, über deren Schultern die blonden Köpfe ihrer beiden Töchter ſahen, und trat, während alle ſich über das Geländer beugten und ihm nachſahen, auf die Straße hinaus. Wie ein König, der durch die Gaſſe des Volkes geſchritten iſt, ließ er einen Glanz von Glück und Sonne hinter ſich, der nun für den ganzen Tag über die bis dahin ſtille Treppe gebreitet ſchien.

Es klopfte.

Der Student war noch müde von geſtern und machte deshalb eine ärgerliche Bewegung mit der Oberlippe.

Es klopfte wieder.

Er legte den Kopf auf die andere Seite und ſeufzte tief auf.

Es klopfte zum dritten Male. Der draußen war unerbittlich.

Der Schläfer zog den nackten Arm unter die Decke, und ohne die Augen aufzutun, rief er: „Zum Teufel, komm' herein!"

Die Einladung war wenig freundlich, aber ruhig und leiſe ging die Tür auf, und ein Mann kam ins Zimmer. Er war ſchwarz gekleidet, von den Schuhen bis zum Hut, ſah nach dem Bett hin und machte die Tür hinter ſich zu. Leiſe. Dann blieb er ſtehen, eine ganze Weile, ohne ein Fußwechſeln, ohne ein Huſten, ohne ein Handheben.

Mehr als durch den roheſten Lärm wurde der Schläfer durch die unerwartete Stille wach. Er hob den Kopf. „Was willſt du?" fragte er gähnend. Und als er keine Antwort erhielt, richtete er ſich halb auf und ſagte laut: „Wer iſt denn da? Was wollen Sie?"

„O, nix weiter," ſagte der Mann mit einer leiſen, angenehmen Stimme, „ich hätt' nur en Sach' zu beſprechen."

„Aha! Entſchuldigen Sie, ich dachte, das Dienſtmädchen — ich kann nicht ſehen, wer ſind Sie denn?"

„O, nur ene Handwerker, ene Schuſter."

„Ja, lieber Mann, ſo kommen Sie doch ſpäter wieder!"

Der Student wollte ſich wieder zum Schlafe legen.

„Nä, nä,“ ſagte der Mann.

„Dann machen Sie ſchnell — was iſt los? Wollen Sie eine Rechnung bezahlt haben?“

„Nä, im Jejenteil, ich will ein' bezahlen.“

Der Student ſprach in der norddeutſchen, kurzen Art der wohlhabenden jungen Leute, die ſich von den Dienſtmännern an den Ecken und den Kutſchern am Marktplatz unterwürfig gegrüßt ſehen, die in den Wirtſchaften der Ausflugspunkte ſitzen können, während ſo viele andere Menſchen um ihr tägliches Brot die Glieder rühren müſſen, die die Anwartſchaft auf ein hoch angeſehenes und hoch bezahltes Amt in ſich fühlen. Der Mann aber ſprach immer mit der gleichen ruhigen Stimme, in der Weiſe der Leute aus dem Volk, die ſich einem Gebildeten gegenüber befinden und die Worte in hochdeutſcher Form ausſprechen, ohne daß ſie ihnen den heimatlichen Klang nehmen können. Dabei ſang er, wie alle Bonner, ein wenig von unten nach oben.

Der Student faßte hinter ſich an die Wand und zog an der Schnur den Fenſtervorhang zur Seite. Das mächtig einſtrömende Sonnenlicht blendete ihn, und er ſchloß die Augen eine Weile. Dann betrachtete er den ſonderbaren Gaſt.

Es war nur ein kleiner Mann, der da, aber

hager und kräftig. Er hatte den Hut abgenommen und ſtand einfach an der Tür da, mit ſchlichtem, blondem Scheitel und ſonderbar düſter ſtrahlenden blauen Augen. Der ſchwarze Rock war ihm nicht auf den Leib geſchnitten, denn an den Ärmeln ſahen nur die halben Hände heraus, und die Flügel hinten hingen zu weit über die Kniee herab. Aber kein Staub und kein Faden lag darauf.

Der Student lachte unwillkürlich über den ſo feierlich daſtehenden kleinen Mann. Als er ihm in die Augen ſah, die, ohne zu zucken, feſt auf die ſeinen gerichtet waren, die in die ſeinen hineinbrannten, zog er den Mund ſchnell wieder herunter.

„Ja, zum Teufel," ſagte er, „was iſt denn das für 'ne Rechnung? Was hab' ich Ihnen denn gegeben, das Sie mir bezahlen wollen?"

„Die Sach' iſt die: ich möcht' Ihnen nur den Kuß bezahlen, den Sie meiner Frau jejeben haben."

Der Student veränderte ſeine Lage im Bett. „Was geht mich Ihre Frau an? Ich weiß ja nicht einmal, daß Sie eine Frau haben."

„Dat is richtig. Meine Frau jeht Sie durchaus nix an."

„Was ſagen Sie, wann ſoll ich Ihrer Frau den Kuß gegeben haben?"

„Jeſtern Abend."

Der Beſchuldigte ſtrich ſich mit den geſpreizten Fingern durch die Haare. „War das Ihre Frau?

Wo war das doch?“ Dieſe Fragen hätten einen ſpöttiſchen Sinn haben können, ſie waren aber ganz einfach gemeint.

Ebenſo einfach antwortete der Mann: „Es war am Blumenjeſchäft am Markt. Sie waren in einem hellen Anzug und weißem Strohhut mit rotem Band — ſeh'n Sie, da hängt der Hut, an der Tür da! Meine Frau kam vom Fleiſcher, mit dem kleinen Korb am Arm, von dem der Deckel verloren iſt. Sie ſind ins Dunkel jetreten, haben ſie ſchnell um den Leib jenommen und auf den Mund jeküßt. Ich hab' da jeſtanden und auf meine Frau jewartet. Sie hat Sie mit beiden Armen von ſich jeſtoßen, und Sie ſind dann in die Straß' hineinjejangen. Sie haben Ihren Hut jradgeſetzt und Ihren Stock in der Luft jedreht, als wenn nix jeweſen wär'.“

Der Andere dachte nach. „Sie hat mich von ſich geſtoßen?“ fragte er dann mit kaum merklichem Lächeln, ohne den Mann anzuſehen. Aber dann drehte er ihm das ehrliche, gutmütige Geſicht zu und ſagte treuherzig: „Nein, glauben Sie mir, ich habe wirklich nicht gewußt, daß das Ihre Frau war!“

„Wer ſich nit bedenkt, en Frau, en fremde, die daherkommt, auf der Straß zu nehmen und zu küſſen, der, mein' ich, darf ſich auch nit wundern, wenn die Frau plötzlich enen Mann hat, und wenn

der Mann da auch ein Wort mitſprechen will. Ziehen Sie ſich, bitte, an! Ich ſeh' mir die Bilder da unterdeſſen an, wenn Sie nix dajejen haben."

„Was wollen Sie denn nun eigentlich? Ich kann doch nichts dafür, daß es nun gerade Ihre Frau war!"

„Nä, und dat ich jrad' der Mann von der Frau bin, dat is doppelt ſchlimm für Sie."

„Bitte ſetzen Sie ſich!" ſagte der Student, ſprang auf die Füße und kleidete ſich an.

„Beſten Dank," ſagte der Handwerker und ging mit ruhigen Schritten über den weichen Teppich zu einem Stuhl hin. Er knöpfte ſeinen Rock auf, zog die Hoſen an den Knieen hoch und ſetzte ſich.

Der Andere entzündete die Spiritusflamme unter dem blauen Keſſel, in den er Milch und geriebene Chokolade ſchüttete. Er brach einen ſchmalen, grünen Brief auf, mit einer Adreſſe, die von weiblicher Hand geſchrieben war, las ihn, ſteckte ihn in die Taſche und pfiff ein paar Töne. Dann ſtieß er beide Fenſter weit auf, und der ganze Sonntagmorgen da draußen fuhr mit ſeiner Sonne und ſeinem Vogellärm und ſeinem dicken, ſüßen Gartengeruch wie ein plötzlicher Sturm ins Zimmer.

Der Mann ſaß da und ſah ſich der Reihe nach die Bilder an den Wänden an, indem er den Kopf von einem zum anderen drehte. Hin und wieder

richtete er die Augen auf den Studenten, der sie auf seinem Gesicht brennen fühlte, ohne hinzusehen.

Der Student knöpfte seinen Rock zu — unwillkürlich, vielleicht nur, um das Gegenteil von dem zu tun, was der Andere getan hatte. Er beugte sich weit zum Fenster hinaus. Der breitästige Lindenbaum davor hing voll zwitscherndem, kommendem und gehendem Vogelvolk. Einer der Braunröcke schoß ins Zimmer hinein, setzte sich auf den Spiegel, drehte den Kopf hierhin und dorthin und stieß wieder in die Sonne hinaus. Der junge Mann goß den braunen, dampfenden Trank aus dem Kessel in die bemalte Tasse. „Trinken Sie mit!" sagte er und goß eine zweite Tasse voll.

„Nä." Die Augen des Handwerkers hingen an einem goldgerahmten Bild über dem Sofa, das eine Schlacht darstellte. Er stand auf und ging, mit dem Hut in der Hand, vor das Bild hin und betrachtete es sich genauer.

Jener sah ihn mit einem flüchtigen Blick an, steckte die Hände in die Taschen und ging auf und ab, eine ganze Weile lang. Dann blieb er mit einem Male vor dem Manne stehen, hielt ihm die Hand hin und sagte mit einem gutherzigen, ein wenig verlegenen Kinderlachen: „Na, wenn es denn Ihre Frau war, so ist es ja nicht mehr als recht von mir, wenn ich Sie um Entschuldigung bitte. Ich

habe ja nicht gewußt, daß Ihre Frau einen ſo braven Mann hat.“

Der Handwerker drehte ſich um und ſah ihm hinauf ins Geſicht. Und dem Studenten war es mit einem Male klar, daß es Haß war, mühſam unterdrückter Haß, der aus den zwei Augen da brannte. Seine Backen wurden um eine Spur weniger rot und geſund. Der Mann ſah auf die Hand hinunter, die ſich ihm entgegenſtreckte, und machte keine Anſtalt, auch ſeine Hand hinzugeben.

„Sie ſind doch ein junger Kerl wie ich,“ ſagte der Andere, „was liegt denn ſchließlich an einem Kuß? Wenn ich mal verheiratet bin, ſo dürfen Sie kommen und auch meiner Frau einen Kuß geben.“

Der Mann legte aber ſeine freie Hand und ſeine Hand mit dem Hut auf den Rücken. Er ließ den vor ihm Stehenden nun nicht mehr aus den Augen. „Wenn meine Frau die Frau von einem Ihrer Freunde wär', würden Sie da auch Ihre Hand mit den breiten Ringen hinhalten und ſagen: „Na, ſo bitt' ich um Entſchuldigung?“

Der Student ſchwieg, ſteckte die Hände in die Taſchen und fing wieder an, auf und ab zu gehen.

„Ich weiß, wat Sie jetzt denken,“ ſagte der Andere, immer hinter ihm her. „Sie denken: na, die Frau von einem Freund würd' ich eben nicht auf der Straße küſſen. Ja, dat is et! Eine ſolche Frau ſtänd' Ihnen zu hoch für ſolche Sachen. Aber

mein' Frau, die Frau von em Schuſter, die klein', ſchmal' Frau in ihren einfachen Kleidern, ihrem wollenen Tuch um die Schultern und ihrem Korb in der Hand — die is Ihnen jut jenug, um ſie an dem erſten beſten dunklen Platz um den Leib zu packen und ſie zu küſſen, wie man 'nem Mädchen, die auf der Straß' zu Haus is, in den Weg tritt und ſie an die Hüften packt. Aber" — er hob die Hand mit dem Hut — „ich will et Ihnen zeigen, dat meine Frau eine Frau is ſo jut wie irjend eine von Ihnen da oben, und dat ſie ihre Ehre hat ſo jut wie die, und dat ich ihre Ehre in meinen Schutz nehme, und dat ich weiß, wie ich ſie zu ſchützen habe. Ich bin dieſer Frau viel Dank ſchuldig. Ich weiß et, ſie is eine junge, ſchöne Frau mit ihrem dicken Haar und ihren zwei ſchwarzen Augen. Und ich, dat weiß ich, bin nur ein ſchmächtig Mannsbild, und damals war ich ein armer Teufel dazu, der nit einmal zehn Taler hatte für ein Sofa zwiſchen den zwei Fenſtern — und doch hat ſie mich jeheirat't! Sie muß jeden Vormittag unſere zwei Zimmer und die Küch' putzen und die zwei ſteinernen Treppen aufwiſchen, ſie muß die Kinder verſorjen und muß mir in der Werkſtatt bei der Arbeit helfen, ſie muß einkaufen und kochen und die Schuh' zu den Kunden tragen — und doch will ſie nix wiſſen von Biertrinkenjehn und Tanzenjehn. Sie hat keinen Hut mit Federn,

keine ſeidenen Bluſen und keine Röcke mit Schleppen, ſie jeht nit des Sonntagvormittags im Hofjarten und am Rhein ſpazieren. Sie hat nix bei mir als Arbeit und ein wenig Eſſen, und doch lacht ſie und hat mich lieb und dreht den Kopf nit nach einem Einzijen von dem Dutzend, die jeden Tag hinter ihr herjehn."

Der Mann hielt ein, atmete tief auf und griff mit der Hand unter ſich in die Luft, als ſei ihm die Weſte zu eng auf der Bruſt.

Der Student ſah mit Verwunderung zwei Tränen in ſeinen blauen Augen ſtehen. Er wurde verlegen und unwillig zugleich — die Sache wurde ihm zu ernſthaft. Ohne ſtehen zu bleiben, fragte er, ſo rauh, daß er ſich ſelber darüber wunderte: „Was wollen Sie alſo von mir? Mehr als meine Hand kann ich Ihnen doch nicht geben?"

Der Mann ſchwieg eine Zeitlang und bürſtete mit dem Ärmel über ſeinen Hut. „Wat ich will?" fragte er dann. „Jenugtuung will ich haben, jenau en ſo volljiltige wie für irjend ein' der anderen Frauen."

„Was wollen Sie damit ſagen? Ich kann mich doch nicht ſchießen mit Ihnen?"

„Jawohl! Dat können Sie! Sie ſollen ſich mit irjend ener Waffe in der Hand mir jejenüber aufſtellen und Ihr Leben für den Kuß einſetzen. Dat und nit wenijer is meine Frau wert."

Der Student blieb vor dem Mann ſtehen und ſah ihn an. „Sie ſind verrückt!“ ſagte er mit einem kurzen Auflachen und ging weiter auf und ab, mit ſchnelleren Schritten, immer von den Fenſtern bis zur Tür und von der Tür bis zu den Fenſtern.

„Ich bin nit ſatisfaktionsfähig, wollen Sie ſagen,“ ſprach der Mann weiter.

„Das ſind Sie allerdings nicht.“

„Dann muß ich mich wundern. Ich bin Ihnen doch jut jenug jeweſen, mich zu beleidijen, und nun bin ich nit jut jenug, Jenugtuung zu bekommen? Dat wär nit anders, denk' ich, als ob Sie ohne Jeld zu enem Kaufmann kaufen jingen.“

„Lieber Freund! Sie gehören nun einmal nicht in die Kreiſe, in denen man ſich ſchießt, — nicht wahr, das wiſſen Sie doch?“

„Jut. Dann will ich mir Jenugtuung verſchaffen, wie et in meinen Kreiſen üblich is.“ Der Mann machte zwei Fäuſte. „Mir wollen uns prüjeln!“

Der Student biß ſich auf die Lippen und ſtellte heftig einen Stuhl von ſeinem Platz.

„Aha, dat wollen Sie nit,“ fuhr jener fort. „Nehmen Sie alſo, bitte, da die zwei Piſtolen von der Wand und laden Sie ſie! Mir ſtellen uns auf, Sie da, ich hier, oder wie ſie wollen, und ſchießen. Ich kenne die Rejeln nit, die dabei üblich ſind, aber darüber werden mir ſchon einig werden.“

Der Student antwortete nicht.

„Oder, wenn Ihnen dat lieber is, ſo ſteijen Sie auf den Stuhl da und nehmen Sie die zwei Säbel herunter, über dem Spiejel! Zeijen Sie mir, wie man ſo ein Ding anpackt, und ich denke, ich werd' meinen Mann ſtellen. Ich hab' mich immer jefreut mal ſo enen Säbel in die Hand zu kriejen."

„Wiſſen Sie was?" unterbrach ihn der andere, der dem Handwerker aber nicht mehr in die finſter und unbewegt auf ihn haftenden Augen ſah. „Ich habe keine Zeit mehr jetzt, wir können ja ein ander Mal über die Sache reden."

„Dat is en Ausred'. In einer Minut' is die Sach' jemacht. Ziehn wir den Rock aus dabei?" ſagte der Mann mit unerſchütterlicher Ruhe.

„Sie ſind ein Kind! Wenn Sie ſich ſchon einmal nach den Geſetzen meiner Kreiſe ſchlagen wollen, lieber Mann, ſo ſchicken Sie mir auch erſt Ihren geehrten Kartellträger ins Haus!"

„Wen?" fragte jener.

„Und dann muß die Sache vor das Ehrengericht. Das alles geht nicht ſo ſchnell."

Der Mann ſah den Studenten mißtrauiſch an. „Und wie lang ſoll dat alles dauern?" fragte er.

„Wenn Sie es ſchnell haben wollen: ein paar Tage."

Jener ſenkte den Kopf und rückte ſeine ſchwarze Kravatte wieder in die Mitte der weit ausgeſchnittenen Weſte. „Dat is mir zu lang," ſagte er dann. „Außerdem würd' die Sach' dann mitten in die Woch' fallen, und ich hab' nur Sonntags Zeit." Das war immer dieſelbe kalte, finſtere, entſchloſſene Stimme, die dieſe kindlichen Einwände mit einfacher Selbſtverſtändlichkeit vorbrachte.

Der Student kehrte ſich um. „Geh'n Sie endlich zum Teufel!" ſagte er und grüßte mit einem Handſchwenken zu einem Kameraden hinunter.

„Bitte," ſagte der Mann, nähertretend und mit zitternder Erregung in der Stimme, „machen Sie ſich fertig! Et muß jetzt ſein. Meine Frau is zu Hauſ' und wartet."

„So ſcher' dich doch zu deiner Frau, dummer Kerl!" rief der Andere, ſprang mit einem langen Schritt hinzu, wie in fröhlichem Spiel und griff lachend nach dem Arm des kleinen Mannes, um den ſtörenden Gaſt vor die Tür zu werfen.

Der hatte keinen Blutstropfen mehr im Geſicht. Sein Mund ſtand offen, aus der breiten Bruſt kam ein ſonderbarer, keuchender Ton. Plötzlich ging er zur Wand, riß die zwei gebogenen Säbel herunter, warf dem anderen einen hin, hob den ſeinen hoch und ſagte mit merkwürdig leiſer Stimme, faſt flüſternd: „Wehren Sie ſich! Jetzt werd' ich Sie ſchlagen."

Der Student zog die Stirn zuſammen und griff blitzſchnell nach einem Stuhl, den er in die Luft hob, um den Schlag des Mannes abzuwehren.

Im ſelben Augenblick klirrte ihm das ſchwere Eiſen dumpf über den Schädel. Er machte noch den Mund auf, als wollte er etwas Fröhliches ſagen, — dann überſchlug er ſich nach hinten, fiel mit dem Rücken auf den Tiſch und vom Tiſch auf den grünſammetnen Teppich. Und da unten fing aus dem zweihandlangen Schnitt in dem ſchwarzen Haar das helle, von der Sonne durchleuchtete Blut an zu ſtrömen.

Der Handwerker hielt den Arm eine Weile hoch, dann atmete er tief auf und betrachtete den Säbel in ſeiner Hand. Er breitete eine Zeitung über den Tiſch und legte ihn darauf, um die weiße Spitzendecke nicht zu beſchmutzen.

Dann nahm er ſeinen Hut von der Erde, bürſtete mit dem Ärmel darüber und ſetzte ihn auf. Er ſah ſich noch einmal im Zimmer um und wendete ſich.

An der Tür drehte er den Kopf nach dem Schwerverwundeten.

„Ich jeh' jetzt zum Doktor und zur Polizei," ſagte er.

Dann ging er.

Der neue Ohm.

Lautlose Sonntagsfrühe über dem Dorf, das mit seiner einzigen Häuserreihe neben dem Ufer herstand und seine weißen Lehmwände und schwarzgestrichenen Balken im Wasser noch einmal zeigte.

Kein Kettenrasseln, kein Fensteröffnen, kein Auftreten eines klappernden Holzschuhes auf der von der wochenlangen Hitze klaffenden Straße.

Plötzlich sprang von dem breiten Schieferturm der Kirche helles, schmetterndes Geläut gegen den Felshang, der so nahe hinter der Kirche aufstand, daß er vom Turm aus mit einem langen Stock zu erreichen war. Der Fels warf die Töne mit seinen vorspringenden Ecken und Zacken zurück, auf das Wasser hinaus, über das sie in Absätzen hinliefen, das Wasser berührten und wieder abprallten, wie schnell aufeinanderfolgende Steine,

die Kinder in geringer Höhe über das Waſſer werfen.

Jetzt kamen vom linken Ufer her tiefere, brummende Töne mit komiſch haſtenden und polternden Schritten dagegen anmarſchiert. Aber ſie waren ſo unbehende, daß ſie noch faſt an ihrem Ufer mit den ſchnellen, hellen ineinander gerieten.

Die ſteilen Weinberge auf dieſem Ufer hatten ſchon die Sonne.

Auch der Rhein fing mehr und mehr an, ſeine bleiweiße und bleiſchwere Unbeweglichkeit zu verlieren, die ihm das Ausſehen eines langgeſtreckten, ſtehenden Waſſers gegeben hatte. Auf der endloſen Fläche zeigten ſich tauſend und tauſend kleine, ſilberne, blitzende Halbkreiſe, die ſich ſtreckten und wieder zuſammenbogen, wie fingergroße, bewegliche Schlängchen, aber immer auf derſelben Stelle blieben.

Die Luft war ſo ſchwül und weich, wie ſie am Abend vorher geweſen war, und die langen, gekrümmten Rücken der Berge flimmerten gegen den weißen Himmel, wie immer, wenn der Tag brennend und wolkenlos wird.

Die Kirche auf dem rechten Ufer ſtand auf einer Schuttablagerung, ein Stück den Berg hinauf, breit hingeſetzt und ſchwarz, ſodaß ſie ſich kaum von dem Fels dahinter abhob. Der weiße

Weg zu ihr hinauf war in Brombeergeſträuch hineingeſchnitten, hatte Holzſtufen wie eine Treppe und drehte ſich in halber Höhe, um die Kirche in einem Winkel zu erreichen.

An dieſem Drehpunkt ſtand ein Muttergottesbild aus Stein, vor dem ein Lämpchen brannte. Und dann zeigte ſich mit einem Male noch ein Haus, mitten in den Sträuchern, auf einem Grasfleck wie ein altes Mütterchen, ganz allein in der Welt. Weder die Kirche oben noch das Dorf unten war von ihm aus zu ſehen — das Armenhäuschen.

Wie ein ſonderbares Abbild des Hauſes im kleinen ſaß eine alte Frau auf der Bank neben der Tür: eine weiße Schürze, von der nur der untere Teil ſichtbar war, und ein großes, dunkles Wolltuch darüber, das die ganze niedere Geſtalt zudeckte und über dem Kopf, wie ein Giebel, ſpitz zuſammenlief. Die Frau Quadt gehörte ſchon ſo lange zu dem Häuschen, daß es ſelbſtredend ſchien, daß die zwei einander ähnlich geworden waren. Sie war damit beſchäftigt, aus einem Haufen Gräſer und Blumen, gewöhnlichen Blumen von der Wieſe, einen Kranz zu drehen.

Die Glocken hörten auf zu läuten, und jetzt konnte der Wind ein langgezogenes Lied vom Rhein heraufſtragen, helle Mädchen- und tiefe Männerſtimmen. Sie mußten aus einem Nachen

kommen, der ſchwarz mit weißem Segel ſich langſam vom Ufer entfernte.

Die Frau legte die Hände neben ſich auf die Bank, auf jede Seite eine, beugte den Oberkörper vor, hielt den Kopf ſchief und ſah mit einem merkwürdig andächtigen Blick dem einſamen Fahrzeug nach.

Mit einem Male, unerwartet, hob eine ſorgloſe Stimme im Wald oben das an der Erde verflatternde Lied auf und warf es kräftig in die nun ganz von der Sonne erfüllte Luft hinaus.

Die Frau nickte ſchnell mit dem Kopf und zog ihren Mund zu einem Lachen hinauf. Dann ging ſie zu dem Fenſter um die Ecke herum, deſſen oberer Rand nicht höher war als ſie ſelber, und ſchlug mit dem Knöchel an die grünen, geſchloſſenen Läden.

Oben, gerade über dem weißen Rauch des kleinen Schornſteins, brachen die Äſte im Wald. Es ſchlug einer die Büſche auseinander und trat ins Freie. Einer im blauen Soldatenrock, mit bunter Mütze und die Hoſe in den Stiefeln.

Jeſſes, der Andrees! Den hatte ſie gleich erkannt, der war noch nie anders als mit Singen gekommen. Na? nu? hatte der wohl gar Urlaub?

Der Soldat blieb oben ſtehen und ſah, das Kinn auf der Bruſt, auf das Häuschen herunter. Dann kam er durch die Sträucher hinab, von

denen die Beeren ſchon gepflückt waren, und während ſeine Stimme friſch und laut aus der breiten Bruſt flog, raſchelten die Amſeln vor ſeinen Schuhen auf, und andere Vögel hoben ſich lärmend über ihn. Als er die Frau am Fenſter ſtehen ſah, rief er von weitem: „Joode Morje!“

Sie drehte ſich nach ihm um und ging ihm entgegen, mit den kurzen Schritten alter Frauen, die ihre Füße mehr nach der Breite als nach vorne ſetzen. „Na — nu — joode Morje, Andrees! Wer an Üch jedaach hätt!“

Er gab ihr die Hand. Sein verbranntes Geſicht, aus dem die hellen, blauen Augen herausſtachen, lachte. Jao, da ſtonn ich no widder ens he ovve! On eſu fruh ben ich — köſſe mööch ich Üch, dat ich widder an mingem Rhing darf ſen, en mingen Berjen he! On ſaht: es denn et Traudche no net op de Strömp?“

Die Frau errötete wie ein Kind vor dem Soldaten. Sie, in ihrem Häuschen hier, mit ihrem verſchliſſenen Tuch, ihren mageren, braunen Händen war ja nicht wert, daß er, der große, breite Bauernſohn, deſſen Vater mit einem Dutzend Pferde ackerte, ſo, gleichſam bittend, vor ihr ſtand, ihr die Hand gab und ſie anlachte. „Ich han ihr jrad jeklopp. Sie ſchlaöf hück lang, ſie hät jeſtere bes en die Naach ſetze möſſe on arbeede.“

„Dommes Züg! die ſoll opſtonn!“ Er klopfte,

anders wie die Frau, an die Laden. Dann griff er mit beiden Händen in den Blumenhaufen, legte den tauigen, auseinanderfallenden auf die Spalte der Laden und ſtellte ſich mit dem Rücken an die Wand, auf die Zehen, Ferſe und die flachen Hände dicht an den Lehm gelegt, den liſtigen Ausdruck lachender Erwartung auf dem Geſicht.

Hinter den Laden ging das Fenſter auf. Dann öffneten ſich die Laden ſelber eine Hand breit. Das Mädchen, im Hemd noch, befeſtigte die Fenſterflügel drinnen. „Wie ſchön hück! Dat es e rääch Sonndaagswedder.“ Sie ſtieß die Laden ganz auf und wurde von den Blumen überſchüttet, ſah erſtaunt über ſich, rief dann aber gleich, noch ehe ſie ihn ſah: „Andrees —“

Der lange Burſche trat hervor. „Langſchläöferin!“ ſpottete er.

Sie ſahen ſich an, eins das andere, verwundert, überraſcht, wie ſich zwei anſehen, die getrennt waren und merken, wie die Erinnerung die Bilder verändert hat.

„Du —,“ ſagte ſie mit ängſtlichem Ausdruck.

„Jao ich! Jetzt ben ich widder bei dir, für vierzehn Dääg, Traudche!“ Er nahm ihre zwei Hände und ſah auf die Hände, die zerwaſchen und zerſtochen in ſeinen doppelt ſo großen lagen, hinunter und war etwas verlegen. „Dat mir uns eſu widder ſeehn möſſe! Dir ſeehn die Dääg us

de Auge, die du durchjemacht häs — ding ärm Motter, Traudche.“

Sie ſah an ihm vorbei. Leiſe, glückſelig ſagte ſie: „Dat du do bes! Süch, wie ſchön dä Morje es!“ Die Sonn üvver dem Rhing!“ Dann packte ſie ſeinen Arm mit beiden Fäuſten raſch: „Sag, bes du do?“

Er betrachtete mit ſchnellen, ſtolzen, lachenden Augen ihr ungekämmtes Haar, ihr breites Geſicht, das trotz der nur mit Schmalz beſtrichenen Brotſchnitten und der Brennſuppen mittags und abends, weiß und rot wie Milch und Weinäpfel war, ihre großen, dunklen, ſtrahlenden Augen, die ſo ſchön waren, daß es unbegreiflich war, wie ein Mädchen in dem Dorf hier dazu kam. Er hob ihre Hände hoch an die goldenen Knöpfe ſeines Rockes und zog das Mädchen derb und ohne Zögern an ſich. „Su Mädche wie du, jitt et nur am Rhing! Sag, naoh der Kirch wolle mer dä Naache loßbinde on op dä Rhing erusfahre.

Ihre Augen leuchteten auf. „Jao — jao —“

Er hatte noch irgend etwas, was ihm Mühe machte, vorzubringen. „Nä — hür — irſch han ich dir jet zo ſage —“

Sie ſchlug aber mit einem kreiſchenden Auflachen das Fenſter zu.

Er hörte noch, wie ſie vor ſich hinſummte, dann ging er um die Ecke vor das Haus zu-

rück. „Jetzt han ich Üch Üeren Kranz von der Bank jenomme," ſagte er.

Die Frau hatte, ohne den Kopf hinzudrehen, nach den beiden hingehorcht und mit einem halb lächerlich, halb rührend glücklichen Ausdruck dazu gelacht. „Ach, der waor doch dem Kind beſtimmt. Den ſoll et op de Kirchhoff draage."

„Sed doch dovon ſtell! Dat ſen jo jetz ſönf Woche, dat die Frau dud es. Doran ſoll dat Mädche net mieh denke, hück an dem Sonndaagmorje."

Sie ſammelte den Reſt der Blumen in ihrer Schürze und nickte mit dem Kopf, ein paar Mal, ſonderbar langſam und ſo tief, daß das Kinn die Bruſt berührte. „Jao — jao — laot nur mich aale Frau doran denke." Dann ging ſie plötzlich auf den Soldaten zu und ſagte ernſt, während ihre blauen, noch ſcharfſehenden Augen naß wurden: „On ſaht, jelt? Ihr ſed dem Kind ene räächte, joode Fründ? Dat hät jo jetz ſu jar keen Minſchenſiel mieh op de Welt. Seht, wenn ich Üch eſu aanſehn: Ihr, mit Üerem riche Vatter, met Feldere on Wingberg, on et Traudche, e ärm Waiſekind, die nix hät on nix kritt — on wenn ich dann ſehn, wie die Lück unge met de Auge zwinkere üvver Üch zwei — nemmt et mir net üvvel, ävver do komme mir och oft ſu Jedanke. Ich han et ihrer Motter verſproche, als ſie op dem Bett laog, dat

ich für dat Kind ſorje wöll — jelt? Ihr ſed jood met dem Kind? Ihr dood ihr nix Schläächtes aan?“

Er drehte erſt den Kopf und warf den Mund auf. Dann aber wandte er ſich wieder der Frau zu und ſagte, indem er nach Worten ſuchte, die das ausdrücken könnten, ohne daß es ſich lächerlich anhörte: „Die Saach es die: et es jet en mir, wat mich zom Traudche hinrieß. Ich moß bei ihr ſen, ich kann net ſtonn on net ſetze, wenn ich net bei ihr bin. Wat dodrus wied — dat weeß ich ſelver net. Ävver nix Schläächtes — dat verſprechen ich Üch.“

Traudchen kam aus dem Haus, im blauen Kattunkleid, aber doch mit einer Schleife ſonntäglich aufgeputzt, mit noch kindlich ſchmalen Schultern und ſchon dicken Hüften, die keine Falte in ihrem Rock ließen. Ihre Backen waren vom Waſchen noch rot. Sie trug ein paar Blumentöpfe, einen auf den Rand des andern geſtellt, die ſie in die Sonne ſetzte.

Frau Quadt ging mit dem glücklichen Lachen auf ihrem mageren, zerarbeiteten Geſicht hinein. Sie trat ſo leiſe auf, daß das Mädchen nicht einmal acht auf ſie gab.

Andrees zog das Mädchen zur Seite. „Du — weeß du, wat ich dir metjebraht han?“

„Sag et!“

„Mach ding Auge zo.“

Sie ſchloß die Augen, erſt lachend, dann faſt ängſtlich. Er ſchob den Kopf zu ihrem Ohr herunter, indem er ſie liſtig, von unten herauf dabei anſah, und flüſterte ihr hinein, jedes Wort langſam und für ſich ſprechend: „Ich brenge dir met ene — Ohm.“ Das letzte Wort ſagte er ſchnell und lachte ſie geſpannt an dabei.

Sie zog den Kopf zurück, ſtreckte den Arm wie zur Abwehr aus und ſah ihn mit großen, fragenden Augen an.

„Jlööv et nur,“ ſagte er, mit einem Male geheimnisvoll ſtill und ſah von ihr weg, als ob er noch etwas im Rückhalt habe. „Er es he, er küt heeher.“

„Sag, jelt — du mähs Spaß?“ Sie forſchte in ſeinem Geſicht und faßte ihn bei ſeiner Jacke. „Es et waohr? es dat waohr?“

Zum Teufel, es war wahr. Andrees hatte auf dem Kirchhof oben einen Mann knieen ſehen, einen alten, mit weißem Bart, zu ſeiner Verwunderung gerade am Grab von Traudchens Mutter. Er war zu ihm hingegangen, hatte ihm die Hand auf den Rücken gelegt und lange mit ihm geſprochen.

„Jao,“ ſagte Traudchen vor ſich hin, „ich han enen Ohm, ävver ming Motter hät nie dovon ſpreche wolle.“

Und da hörten ſie einen Lärm näher kommen.

Er drehte den Kopf darnach hin, und ſie ging ſeinem Blick nach. Sie ſahen durch die Sträucher hindurch.

Mitten in einem Kinderhaufen, der ſich drängte und ſchrie, kam ein langer Mann mit kurzem Weißbart. Trotzdem er geſund und ſtark ausſah, ließ er ſich von einem kleinen Mädchen an der Hand führen, und machte langſame, kurze Schritte. Dabei taſtete er mit einem mächtigen Stock vorſichtig vor ſich her.

Die beiden ſtarrten nach dem Mann hin. Traudchen ſteckte den Daumen in den Mund und biß am Nagel, ängſtlich und ratlos.

„Dat es er," ſagte Andrees und ſetzte ſeine Mütze gerade.

„Sag du — wat ſoll ich im ſage?"

Andrees ſah ſtarr, mit ganz andern Augen wie ſonſt, auf einen Stein an der Erde hinunter. „Jao — du — hür — met däm moß du jood ſen. Weeßt du? er hät keen joode Auge, dinge Ohm —"

Das Mädchen ſah ihn ängſtlicher an und ſah dann wieder zu dem Kommenden hin.

Durch die Sträucher, zu beiden Seiten des Weges, ſchoß eine Anzahl Kinder auf den Platz, die die Kappen in die Höhe warfen, ſich umdrehten und kreiſchten.

„Spill jet — ſpill jet — Speelmann — Speel-

mann —" riefen ſie, im Chor, in gleichmäßigem Tonfall und im Takt. Und immer wieder: „Speelmann — Speelmann —"

Andrees ging dem Alten mit ein paar langen Schritten entgegen, der an einem dünnen Strick eine Violine von der Schulter hängen hatte. Er löſte die kleine Mädchenhand aus der großen Hand des Mannes und nahm ſie ſelber.

Das Mädchen lief rot vor Stolz und Freude zu den übrigen vor, die es gleich in einen Haufen einſchloſſen. „Wat hät er dir jejovve?" fragten ſie.

Andrees führte den Mann langſam heran, der einen blauen, hemdartigen Kittel trug, wie ein Bauer, darüber aber einen ſtädtiſchen Hut mit handbreitem Rand, wie ein Profeſſor, und unter dem Hut, von dem Rand verdunkelt, ein rotes, ſtolzes, ſcharfes Geſicht, mit ſtarker Naſe, das faſt wie das Geſicht eines alten Offiziers ausſah. Aber der Bart, der von den Ohren her unter dem Kinn herhing, war ungebürſtet, rauh, und hatte hier und da Haare, die gelb unter all den weißen und andere, die ein ganzes Stück länger waren als die übrigen. Merkwürdig waren die Augen in dem Geſicht. Sie waren groß und hellblau, faſt weiß, ohne jeden Glanz und bewegten ſich nicht.

„Su, jetz ſed Ihr do," ſagte Andrees und führte ihn zu der Bank hin. „Hee es et, wovon ich Üch jeſaht han."

Der Alte ſchien durch das Schreien der Kinder unſicher und verlegen gemacht. Er blieb ſtehen und drehte den Kopf nach dem Rhein hin. „Ich hüre de Rhing. Linker Hand," ſagte er mit einer Stimme, die lächerlich hell für ſeinen langen Körper war, richtete ſeinen Rücken gerade und atmete auf, als fühle er ſich nun erſt, da der Rhein wieder da war, wohl.

„Setzt Üch nur. Op die Bank he."

„Jääge de Rhing hin," ſagte der Mann, ſetzte ſich und fühlte mit beiden Händen, ſonderbar taſtend, über die Bank hin. „Wat es die Luft ſchön on ſonnig he." Er atmete ſeine breite Bruſt voll und ſtreckte die Hand in die Sonne aus.

Alles war ſtill rund umher. Der leichte Wind hatte ſich gelegt. Ein ſtrömender Geruch von geſchnittenem Gras zog durch die warme, ſchwerer werdende Luft.

„Alſu he es et, wao die jeleev hät?" Der Mann fragte das mit einer Lebhaftigkeit, mit einem leidenſchaftlichen Ausdruck, für den man keine Urſache ſah und der deshalb in Verwunderung ſetzte. „He es die jejange? In derſelben Luft? Saht, am Engk hät ſe of he jeſeſſe, op derſelven Bank, on op de Rhing erus jeſehn?" Er griff mit den geſpreizten Fingern nach der Stelle, wo Andrees vorher geſtanden hatte.

Der aber war zu dem Mädchen hingegangen

und hatte ſie, die widerſtrebte, doch immer nach dem Fremden hinſah, beim Ärmel ihres Kleides gepackt, um ſie nach dem Ohm hinzuziehen.

Die Kinder, klein und groß, ſtanden mit neugierigen, klugen und beobachtenden Augen da, die Jungen mit kurzen Jacken und langen Hoſen, wie Erwachſene, die Mädchen mit weißen Schürzen und kleinen Zöpfen. Sie flüſterten nur zuſammen.

„Der redd met ſich ſelver," ſagte ein Mädchen.

„Er ſüht emmer eſu jrad vür ſich," ſagte ein andres.

Plötzlich fiel ein Stein und ſchlug gerade auf das Holz der Bank hin. Zugleich ſtieß ein Junge mit roten Haaren und blauen Augen, die ſchlecht zueinander paßten, einen andren Jungen auf den Mann hin.

Traudchen faßte den erzürnt und ſchlug ihn mit der flachen Hand ins Geſicht, während Andrees das ganze Volk davontrieb. „Ihr Lotterbove! Ihr Aöſter!" Wie die Hühner, zerſtob es nach allen Seiten ins Geſträuch.

Der Mann, ängſtlich geworden, was ſich bei ſeiner Länge und Breite komiſch anſah, wollte aufſtehn. Aber Traudchen nahm ihn ſchnell bei der Hand und ſchob ihn auf die Bank zurück, indem ſie ihm immer ſtarr und verwundert in die weißen Augen ſah.

Der Alte hielt die Mädchenhand feſt und be-

taſtete ſie. „Wer es dat?“ fragte er und ließ die Hand langſam und zögernd fallen.

Andrees ſah Traudchen an. „Jao — die do — von der han ich Üch no nix jeſaht.“

„Die ſüht mich aan,“ ſagte der Mann ſchüchtern, wie ein Mädchen, und drehte den Kopf weit auf die Seite.

„Saht — hät Üer Schweſter net e Kind jehatt?“

Der Mann hob ſchnell den Kopf, ſenkte ihn dann wieder und ſtrich ſich mit dem Rücken der Hand über die Stirn, die Furchen entlang. „Nä. Nä. Die waor net verhieraod.“ Dann fragte er ſchüchtern und flüſternd, daß nur Andrees es hören ſollte: „Steht die noch do?“

„Jao — hee! Traudchen heeß ſie, wie Üer Schweſter.“ Andrees nahm ungeſchickt von jedem der beiden die rechte Hand und legte die beiden Hände, die nacheinander verlangten und doch widerſtrebten, zuſammen. Er wurde verlegen, verwirrt und rot, während ein gutmütiges Lachen über ſein Geſicht ging. „Dunnerkiil — ſaht — Ihr hat am Engk doch noch e Schweſterkind —“

Der Alte drehte den bärtigen Kopf mit dem breiten Hut nach ihm hin, und ſeine Hand zitterte plötzlich, ſo arg, daß die andern es ſahen.

„Ihr haalt ſie jao an der Hand,“ rief Andrees ſchnell und ſetzte hinzu, nicht ſo laut: „Dat es

jao üer Schweſterkind, dat Mädche he, dat Traudche he.“

Der Mann hielt eine Weile den Kopf ſtarr in einer Richtung. Dann zog er ſeine Hand halb zurück. „Nä,“ ſagte er, unſicher, fragend, gleichſam taſtend.

„Dommes Züg — jao!“ Andrees nahm ſeine Mütze, ſchwenkte ſie in der Luft, wie um Traudchen Mut zu machen, und ging mit langen Soldatenſchritten den Berg hinunter. „Bes hück Nohmeddag!“ rief er zurück, ſchon unſichtbar hinter den Sträuchern.

Die Sonne war unterdeſſen immer höher geſtiegen. Die Schatten waren ſchon ſchwarz. Eine Biene flog ſurrend über das taunaſſe Gras. Ein Vogel ſchoß auf ſie zu und trug ſie blitzſchnell davon. Gräſer und Blätter richteten ſich auf, wurden größer und ſtreckten ſich verlangend der ſteigenden Sonnenwärme entgegen.

Der Mann hob langſam, zögernd ſeine andre Hand und befühlte die Hand des Mädchens. „Nä,“ ſagte er. Er ſtrich mit den breiten Kuppen der Finger über Geſicht und Haar. „Nä, nä.“

Das Mädchen ſah ſcheu, aber hingezogen zu ihm in die Höhe. „Ohm.“

Der Mann öffnete den Mund, erſchreckt, beſtürzt. „Minger Traudchen Stimm — janz minger Traudchen Stimm — redd — redd noch —“

„Ohm.“ Sie faßte ſeine Hand mit ihren beiden Händen. Er war am ganzen Körper erregt. Es war komiſch, daß ihm der Klang des einen Wortes nun mit einem Male Beweis genug war. „Jao — jao — du bes et. Minger Traudchen Kind. Es et denn waohr? Soll ich et jlööve? Komm naöher aan mich — dat ich dich faöhle kann.“

„Ihr jooder Ohm.“

Er zog ſie zu ſich, mit ſeinen merkwürdigen, haſtigen und aufgeregten Bewegungen. Sie hob ihren Rock hoch und ſetzte beide Kniee an die Erde vor ihm. Ihre gefalteten Hände lagen in den ſeinen. Er ließ ſich von ihr erzählen. Von ihrer Mutter, wie ſie geſtorben war. Er erzählte auch von ſich ſelber, von ſich und der Toten. So lange es auch her war, daß er ſie zuletzt geſehn — an die zwanzig Jahre. Ja, früher hatte ſie bei ihm gewohnt, früher. Da war das Leben noch ſchön zu leben! Er ſprach alles mit ſeiner erregten Stimme, ſaß keinen Augenblick ruhig da, begleitete ſeine Worte mit unaufhörlichen, zuckenden und zitternden Bewegungen der Hände, er ſprach mit den Händen. Und es kam dem Mädchen ſo vor, als ob in ſeiner hellen Stimme eine Anklage gegen ihre Mutter grolle, ein unbeſänftigter Zorn, eine Bitterkeit, die mit einem leidenſchaftlichen Liebhaben ringe. Er ſprach von ſeinem Alleinſein, Ganzalleinſein, in ſeinem Häuschen, eine Stunde

den Rhein hinauf, von ſeinem Hund, der zu Haus geblieben war, von ſeiner Wanderung in aller Frühe mit einem Bauern, der in die Stadt ging.

Sie erzählten ſich eine Stunde lang, hatten die Hände immer ineinander. Sie ſprachen zuſammen, als hätten ſie ſchon jahrelang jeden Morgen auf der Bank da geſeſſen. Sie drückte ſich an ihn und ſah furchtſam und ehrerbietig, trotz ſeines blauen Kittels, zu ihm auf. Nur hin und wieder ſah ſie mit einem ſchnellen Blick, forſchend, neugierig, ängſtlich, nach ſeinen Augen, nach dieſen weißen Augen, die er ſo hielt, daß ſie nicht hineinſehen ſollte.

„Du bes jood," ſagte er, „wie ding Motter. Dich könnt' ich leev han, wie ich ſie leev jehatt han. Äver, wer hät mich leev? Wer hät den aalen Thomas leev?"

„Ich han Üch leev."

Der Mann ſchwieg. Dann ſprach er: „Su hät ding Motter och jeſaht." Er drehte den Kopf ganz weg, als wenn hinten, neben dem Haus, etwas zu ſehen geweſen wäre, lachte ein wenig und ſtreichelte ihre Hände. „Nä, mich ſoll keener leev han. On ich well keenen leev han."

„Doch, Ohm, mich häs du leev."

„Dich? Mingetwääje. Et es jo en Stond Wääg zweſchen ons." Er ließ ihre Hand los und

machte einen Atemzug, der ſtärker war, als ſeine vorigen. „Nä, jang jetz. Zo dinger Arbeet.“

„Doch, Ohm! Ich well Üch leev han, wie Üch ming Motter leev jehatt hät.“

Er ſprach lange nichts. Dann: „Wie ding Motter? Ding Motter es mir dovon jeloofe.“

Sie ſah ihm erſchreckt ins Geſicht, hielt den Mund offen und konnte nichts ſagen.

„Roſ e Kind, dat mich weg brängk. Ich well jonn jetz.“

„Wenn ſoll ich roſe?“

„Dich well ich net leev han,“ murmelte er im Selbſtgeſpräch. „Ich han en Siel en mingem Levve leev jehatt — noch kann ich et net verjeſſe.“ Er ſtand auf, ſchnell und ungeſchickt. „Laoß et dir jood jonn.“ Er machte einen Schritt.

„Jaoht net weg.“ Sie hielt ihn an ſeinem Rock feſt.

Aber er ging weiter, mit ſonderbar täppiſchen Schritten.

„Ihr loft jo jääje de Bronne, Ohm.“

„Rääch! Heeher wollt ich.“ Nach wieder einem Schritt blieb er ſtehen und taſtete mit ſeinem Stock in einem Kreis um ſich her über den Erdboden hin.

Sie ſah ängſtlicher und forſchender nach ſeinen Augen. „Ihr ſeb ſchwaach. Kot doch en et Huus! Ich machen Üch en wärm Sopp.“

Er ſetzte zu einem langen Schritt an. „Laoß mich. Ich ben ſchon ſtark jenoog.“

„Nä — Iier Auge ſen et — die ſehn eſu.“

Jetzt kam er nicht weiter, ſtreckte die Hände aus und fühlte in die Luft.

„Iier ärm Auge, Ohm. Kot, ich well Ich bei der Hand haale.“

Er wich ihr aus, mit einer ſchnellen Bewegung, ſodaß er faſt ſtolperte. „Ich kann ſehn — jlööv dat nur.“ Er faßte den Rand des Brunnens an und ſchien ſich nun mit einem Male ſicherer zu fühlen.

„Iier Auge ſen von der Sonn jeblendt he druße, Ohm.“

„Jao — rääch. Ich moß de Kopp anderſch eröm haale.“

„Nä — net — Ihr wollt jao jääje de Sonn.“

Er zog die weißen Brauen zuſammen und kaute mit den Lippen. „Wat ſoll ich mich ſchamme? Ming Auge ſehn de Sonn net. Dat d' et weeß.“

Sie machte ihm den Ausdruck ſeines Geſichtes nach, während ſie ihn ſtarr anſah. „Ohm, könnt Ihr de Sonn net ſehn? Sed Ihr —“

„Süch mich net eſu aan.“

„Ohm, könnt Ihr ming Hand net ſehn?“

Er drehte ſich um, mit dem Rücken gegen ſie.

Sie ging um ihn herum, daß ſie wieder vor ihm ſtand.

„Ohm, Ohm, könnt Ihr dat Huus net ſehn? Könnt Ihr den Boom net ſehn?“

„Nä“ — ſeine Stimme war tief und rauh — „ich ben blend. Laach mich us.“

„Blend, Ohm?“ Ihre Stimme flüſterte nur, zitterte, daß es deutlich zu merken war. Ihre Hände hielt ſie mit geſpreizten Fingern in der Luft hoch, als ob ſie ihre Finger nicht um das herumſchließen und es annehmen wolle, was er ihr da gäbe. „Blend, Ohm!“ Sie griff ſchnell nach ſeiner Hand, bückte ſich darüber und drückte ihre Stirn daran. „Jetz laoſſen ich Üch net.“

Er ſchüttelte ſie von ſich. „Jang.“

„Nä. Ich well bei Üch blieve.“

„Ich jonn naoh Huus.“

„Ich well met Üch naoh Üerem Huus.“

„Met mir?“

„Jao.“

„Met mir?“

„Jao. Ich well och nix als Waſſer on Brut han. Ich well ſetze on nähe, dat mir die Finger bloodig ſen. Ich well Üch eſu leev han. Alle Dag well ich Üch löſtig maache on morjens an Üer Dür kloppe on Ohm! roſe — Ohm, dat ich en Siel han op der Welt, für die ich ſorje kann on arbeede —“

„Jevv mir ding Hand — wao häs du ſie? Su — jang jetz on holl mir dat Kind,“ ſagte er kurz.

Die hellen Töne der Glocken von der Kirche oben fingen wieder an zu ſpringen, als ob ſie hinuntergeſchüttet würden.

Die beiden ſtanden da und horchten darauf. Er hielt ihre Hand feſt. Sie ſprachen beide nicht, lange Zeit nicht.

„Jevv Aach," ſagte er endlich, ganz leiſe. „Ich weeß e Meddel, öm dich von mir zo jage. Breng mich an de Kirch."

Sie lachte mit dem ganzen Geſicht vor Freude. „Jao. Ich well Üch eſu leis an der Hand haale."

Sie führte ihn über den Platz, langſam, ängſtlich beſorgt, ſchob jeden Stein mit den Schuhſpitzen beiſeite. Mit der freien Hand zog ſie ihr Haar feſt und richtete ihren Rock, der Leute wegen.

„Net eſu langſam," ſagte er barſch.

„Net eſu langſam, Ohm," wiederholte ſie.

„Net eſu ſchnell."

„Nä, net eſu ſchnell." Jeden Aſt bog ſie zurück und hielt ihn feſt, bis der Ohm mit dem Rücken daran vorbei war.

Jetzt war der Abſatz da.

„He mööt Ihr Üer Krüz maache," ſagte ſie und machte das ihre.

Dann kam die Treppe — ſchmale Hölzer, die quer in die Erde geſchlagen waren und Stufen bildeten. Sie ging neben ihm, indem ſie ihren Fuß immer zuſammen mit dem ſeinen auf eine

Stufe ſtellte. „Stüßt Üch net, do ſteht en Bank.“

„He well ich mich ſetze,“ ſagte er haſtig und fühlte mit ſeinem Stock herum.

„Net he. Dat es de Beddelbank.“

„De Beddelbank?“ Er ſetzte ſich ſo ſchnell, daß er ſich ſtieß.

„Dao, ſetz dich zo mir.“

Sie ſah ihn an, lachend. „Nä Ohm, do könne mir ons net ſetze — dat es jao de Beddelbank.“

„Setz dich zo mir — flink.“

Sie ſetzte ſich, zu furchtſam, um zu widerſprechen, aber nur auf den äußerſten Rand.

„Dä — nemm minge Hoot.“

Sie nahm den Hut beim Rand, ſah den Ohm an, deſſen kurzes, weißes Haar jetzt bloß lag, und fing an ängſtlich zu werden.

„Lääg en vür dich hen. Offen. Op de Aed.“

„Ohm — wat maht Ihr?“

„Ich beddele.“

Sie ſtand ſchnell auf und hielt den Hut, wie etwas Schreckliches, mit ſteif ausgeſtrecktem Arm von ſich ab.

„Dat es ming Jeſchäf. Schammſt du dich?“ Er fragte es faſt mit einem Lauern und Hinhorchen.

„Ich han nie beddele jebruch, Ohm — dat waor der Motter ihr Ihr.“ Sie hielt den Hut

immer mit ihrem ſteifen Arm, ſah vor ſich herunter, auf ihren Rock, und atmete ſchnell.

Thomas triumphierte. „Sühs de? Dat han ich dir zeije wölle, jetz wieſt du wahl weg wölle. Jetz ſühs de, wat ich für eene ben, wat ich alle Sonndäg donn moß.“

„Doch! Ich well bei üch blieve.“ Sie ſetzte ſich wieder neben ihn und legte beide Arme um ſeinen Hals.

Er atmete mit hochgehender Bruſt.

„Ihr hatt ſu e ſchön Jeſeech,“ flüſterte ſie.

Er ſprach mit ſich ſelber, indem er die Lippen heftig bewegte.

Zugleich hörten ſie Schritte.

Traudchen ſah durch die Büſche und faßte ihn am Arm. „Ohm — die Frau Quadt.“

Die Frau kam mit rüſtigen Schritten heran, Roſenkranz und Gebetbuch in der Hand. Sie war ſonntäglich gekleidet. Über den Kopf hatte ſie ein weißes Tuch gelegt, das unter dem Kinn zuſammengeknotet war.

„Ohm, dä Hoot, Ohm.“ Traudchen legte den Hut ſchnell auf die Bank, war aber dann, vor Scham rot, unfähig, die Hand zurückzuziehn.

Als die Quadt das Mädchen erkannte, wollte ſie erſt mit einem verwunderten Blick auf Thomas vorübergehn. Dann blieb ſie ſtehn. „Traudche —“

„Wellſt du jetz jonn?“ flüſterte Thomas.

„Wer es dat, Traudche?“

„Wenn du net wells,“ ſagte Thomas, immer noch leiſe, heftig und knirſchend. Dann aber laut: „Der ihr Ohm ben ich! Für ene ärme Blende! Jott verjelt et Üch! Der Traudchen ihr Ohm ben ich.“

„Nä — ſag —“ Die Frau ſtand vor dem Mädchen und wußte nicht, was ſagen.

Traudchen legte den Kopf ſchief und hatte keinen Tropfen Blut mehr in den Backen.

Jetzt kamen viele Schritte näher.

„Ohm, Ohm,“ flehte Traudchen, „kot doch he weg! Sed doch jood! Laot mich nur hück bei Üch blieve, nur hück morje!“

„Heeher!“ rief Thomas laut. „Kot all heeher! Seht et Traudche ſetze on de Hoot haale! Bei ihrem Beddelohm! Beddelohm! Beddelohm!“

Drei Mädchen kamen, Arm in Arm, aneinander gedrängt, weil der Weg ſchmal war, durch die rufende Stimme erſchreckt, die vorige Fröhlichkeit noch halb auf den Geſichtern. Hinter ihnen eine Anzahl lachender Burſchen, die Weiden abgebrochen hatten und die Mädchen, unter neckenden Zurufen, an Hals und Backen damit berührten.

Traudchen ſprang mit beiden Füßen zugleich auf. Thomas ſaß mit ſeiner unruhig arbeitenden,

breiten Bruſt, mit aufeinander gebiſſenen Zähnen da.

„Wat röf der? Beddelohm?“ fragte eine Blonde, deren Naſe faſt in den roten Backen verſteckt war.

„Et Traudchen op der Beddelbank!“ rief eine Kleine, Schwarze, und brachte die Hände unter die rote Schürze, um jede Berührung zu vermeiden.

„Iräfin op der Bank!“ rief ein Langer, Dünner mit viereckigem Hals, und alle lachten.

Traudchen ſtand und kehrte dem Ohm halb den Rücken. Sie hielt den Kopf tiefgelegt und hob mit der Hand ihren Rock, ohne daß die Bewegung einen Zweck hatte. Sie hatte vor Aufregung die Zehen des linken Fußes gehoben, ſodaß die Schuhſpitze in der Luft ſtand.

Neue Mädchen und Burſchen kamen hinzu, alle verſpätet, beſorgt zur Kirche zu kommen, Sonntagsglanz in Kleidern und Geſichtern.

Thomas zog bei jedem Hohn, der Traudchen traf, wie unter einem ſelber erhaltenen Schlag die Schultern zuſammen. „Jang jetz! Jang! Ich kann dich net met mir nemme. Süch, ich well dir ſage, woröm. Du kannſt mich net leev han. Ich ben zo alt für dich. Ich ben blend, ich maachen dir zo vil Möh. On ſüch, ich tät dich eſu rääch leev krijje, ich föhlen dat — on dann — naohher — wenn du dann von mir loſe däts — ich könnt

dat net zom zweite Maol ushaale — Traudchen, ich bedden dich, jang, jang! Laoß mich alleen he ſetze."

„Komm doch," ſagte die Quadt.

Die Mädchen und Burſchen, ſtolz in ihren hellen, geputzten Kleidern, ſahen ſich an, das eine verwunderter, ſpottluſtiger als das andere, und lachten.

Frau Quadt legte Traudchens Kopf an ihre magere Bruſt und hielt ihre Schürze darüber.

Da ſtand Thomas plötzlich auf, entſchloſſen, taſtete nach dem Hut, hielt ihn hin, die offene Seite nach oben, und ſagte wieder, mit brüchiger, rauher Stimme: „Für ene ärme Blende! Jott verjelt et Üch! Für ene ärme Blende on ſing Schweſterkind! Für et Traudche!"

Alle waren mit einem Male ſtill und ſahen dem Alten neugierig, verwundert, unheimlich berührt in die Augen.

Aber da machte Traudchen ſich unter der Schürze los, nahm den Hut zwiſchen die Finger, und während ihr dicke Tränen über die Backen liefen, ſagte ſie feſt, eigenſinnig, lauter, als nötig war und alle nach der Reihe anſehend: „Für minge blende Ohm! Jott verjelt et Üch!"

Eins von den Mädchen ging. Noch eins. Dann folgten alle, erſt langſam, dann ſchnell.

„Jang jetz endlich — ich mag dich net!" ſchrie der Blinde, hatte einen Kopf wie Feuer, riß ihr

den Hut aus der Hand und hielt ihn hoch in seiner Faust, als ob er sie schlagen wolle.

Frau Quadt umfaßte das Mädchen und führte sie langsam zur Kirche hinauf.

„Ohm, adschüß!"

Thomas jubelte auf, mit einem gurgelnden Ton: „Sie es weg!"

Oben blieb Traudchen stehn, sah zurück und ließ sich von der Frau nicht wegziehn.

Thomas stand unten, faßte seinen Stock fester und richtete seinen Rücken gerade, sodaß er einen halben Kopf größer wurde.

Die Sonne war jetzt hoch über die Berge getreten und warf ihr Gold über das weite, wandernde Wasser. Durch die Gräser unten an Thomas Schuhen ging ein sinnliches Zittern. Käfer in allen Farben haschten und flohen einander. Die Luft war unbewegt, und die Steine an der Erde brannten. Darüber in seiner lautlosen Stille der nun tiefblau gewordene Himmel.

Der Blinde stand da, mit vorgestrecktem Kopf und nach der Seite hingehaltenem Ohr. „Sie es weg," murmelte er.

In der Kirche stimmte die Orgel an. Ein heller Chor von Knabenstimmen, ungetrübten, sieghaften, fiel ein. Wie mächtige Wellen fluteten die Tonmassen aus den schwarzen Mauern in die weite Sonne hinaus.

Der Blinde ſtand immer da, andächtig die Hände über dem Stock gefaltet. Auf ſeinem roten Geſicht ſpiegelte ſich ein Vorgang ſeiner Seele ab. Ein Schatten von Wehmut legte ſich darüber, ſodaß es plötzlich dunkler ausſah. Seine Bruſt unter dem abgetragenen blauen Kittel hob ſich in einem endloſen Atemzug.

Da löſte ſich oben Traudchen leiſe von der Quadt, kam unhörbar herab und ſtellte ſich vor ihm auf die Schuhſpitzen, indem ſie ihre zwei Arme um ſeinen magern, langen Hals legte. „Ohm, ſed Ihr drurig?“

Die Quadt ging mit ſchüttelndem Kopf und hochgehobenem Rock.

In dem Alten drängte alles Blut nach dem Herzen. Er ſtand unbeweglich, zu Stein geworden. In ſeinem Kopf aber ſauſte und blies es. Er hob unbewußt die Hände, an denen die Finger weit auseinanderſtanden, um das Mädchen von ſich wegzuſtoßen. Aber plötzlich wurde der ganze, lange Körper von einem Schlag getroffen. Die Arme gingen zuſammen wie die zwei Hälften einer rieſigen Zange und umklammerten die kleine Geſtalt des Mädchens, die mit der hochgehobenen Stirn dem Mann nicht höher als bis an die Mitte der Bruſt reichte. Kein Wort kam noch aus ſeinem Mund.

„Ohm, ich moß Üch noch ens Adſchüß ſage.

Ich well och jeden Aovend für Üch bedde, wenn Ihr weg ſeb.“

Er ſtarrte eine Zeitlang. Dann brach es endlich auf in ihm, alles, was er zurückgehalten hatte, alles, was er die zwanzig Jahre in ſeinem Alleinſein in ſich geſchloſſen.

„Jang met mir! Breng mich noh Huus. Bliev bei mir. Hück. Ich han dich jo leev.“

Andrees Stimme brach aus dem Wald heraus, mitten in die letzten Worte des Blinden hinein, fröhlich, unbeſorgt, verwundert. „Traudchen!“

„Weg! Weg!“ flüſterte Thomas. „Wao häs de dingen Ärm?“

„Jao Ohm, kot! Ich brengen Üch nach Üerem Huus.“

Andrees erſchien, friſch geputzt, ſtolz auf ſeine Uniform, und ſein verbranntes Soldatengeſicht lachte. Er hatte Eile, weil er der letzte in der Kirche war, wo er ſich dem ganzen Dorf zeigen wollte.

„Andrees!“ rief Traudchen und blieb ſtehen, „Ohm, der Andrees!“

Thomas packte leidenſchaftlich ihre Hand in ſeiner Fauſt und ſah mit ſeinen leeren Augen nach Andrees hin.

Traudchen ſtreckte die freie Hand aus, um ſie dem Soldaten zu geben. Aber der Ohm zog ſie mit merkwürdiger Haſt fort, indem er

mit dem Stock vor ſich her über die Holzſtufen taſtete.

„Abſchüß Andrees!“ rief Traudchen zurück und drehte den Kopf nach ihm hin. Die Freude, mit ihrem Ohm gehn zu dürfen, lachte von ihrem Mund. „Ich kommen hück Aovend zoröck.“

Andrees ſtand und ſah den beiden nach, ohne daß ihm klar war, was Thomas mit dem Mädchen vorhatte. Er bog einen Aſt beiſeite, um ihnen länger nachſehen zu können.

Eine Schar Tauben, deren weiße geöffnete Flügel hin und wieder in der Sonne aufblitzten, flatterte über den Vorgebeugten weg. Von unten herauf ſchnitt das Geräuſch der ſchleifenden Sohlen des Blinden immer kraftloſer durch die Luft. Und weit vom Rhein her rief ein Schiffer einem, der irgendwo am Ufer ſtand, in breiten Lauten zu, indem er ſeine Mütze über ſich in die Luft hielt.

II.

Die Sonne iſt ſchon hinter den langen Strich der Berge geſunken. Auf dem Waſſer liegt bereits weißer Nebel, gerade abgeſchnitten, flach wie ein Tiſchtuch, nicht höher wie die Ränder der Nachen, die mit Ketten ans Ufer gebunden ſind.

Die Berge auf dem rechten Ufer brennen noch

in der Sonne. Jeder Weinſtock, jeder Riß im Anſtrich des blendenden Schloſſes, jeder Stein der zwei düſteren, wie von innen heraus erglühenden Burgen iſt vom Strom aus zu ſehen. Allmählich wird der Schattenſtrich, vom Fuß der Hänge an, breiter, der obere, beſonnte Teil wird ſchmäler und färbt ſich rötlich.

Auf dem Rhein noch hier und da ſchwarze, ſegelloſe, durch den Nebel ſchimmernde Nachen, die den Zwiſchenraum zwiſchen ſich und dem Ufer erweitern oder verengern. Schwer den Strom herauf ein Dampfer mit qualmenden Schornſteinen, ſtöhnend, mit den Schaufeln in das Waſſer ſchlagend, hinter ſich im Schlepptau einen Zug von Laſtſchiffen, die tief in den Wellen liegen und vor deren Brüſten das Waſſer rauſcht. Von ihrem Bord her Hundegebell und laute Zurufe, ſtreitend und lachend, vom letzten ein eintöniges Wiegenlied, ohne, daß die Frau, die es ſingt, zu ſehen iſt. Plötzlich, wie ein Traum vorbei, ein mächtiges weißes Schiff, deſſen Fenſter und Metall noch glühen. Auf ihm ſchnell durcheinander gehende Männer und Frauen in ihren hellen Kleidern, deren Farben über das Waſſer leuchten. Gläſerklingen und der Geſang einer Männerſtimme, dann lachender Stimmenwirrwarr.

Am Ufer, an dem die Wellen in langen, graden Linien erſt rauſchend, dann plätſchernd anſchlagen,

ein einſam wehendes Tuch, nach dem Schiff hingehalten. Von fern der Lärm einer ſchleifenden und ſauſenden Sägemühle. Dazu das unaufhörliche Trillern und die ſonderbaren pfeifenden Töne der Vögel, von jeder Dachrinne, aus jedem Nußbaum, aus jeder Stachelbeerhecke.

Auf dem braunen Ackerland ſogar noch gebückte Frauen, mit roten Kopftüchern und hin und her gehenden Armen, auf der Landſtraße heimkehrendes Winzervolk, ohne Singen, ohne Lachen, mit krummen Rücken und müd hingeſetzten Beinen, die Köpfe nach dem Strom hingedreht.

Auf einer Bank, dicht am Waſſer, drei alte Männer, die Backen in die Hände gelegt, die kurzen Pfeifen zwiſchen den Zähnen, — ſprechen nicht und ſehen nicht auf, denken vielleicht nicht einmal.

Arbeit und Feierabend durcheinander. Der Tag, der ſo laut und voll Farben geweſen iſt, bäumt ſich dagegen, von der lautloſen und eintönig ſchwarzen Nacht verſchluckt zu werden. —

Des alten Thomas Häuschen, das letzte des Städtchens, war in die ſchwarze Mauer hineingebaut, die noch aus alten Zeiten her um den ganzen Ort lief, und ſah nicht darüber hinweg. Es ſteckte ſo in grünem Epheu, daß gerade noch Platz für die kleine Tür und die zwei Fenſter war.

Auf dem Wieſenſtück hinter der Mauer lief

Traudchen mit klappernden Holzpantoffeln, die von ihrem Ohm waren und ihr hin und wieder von den nackten Füßen fielen, hin und her und breitete Wäſche aus. Sie ſang kein Lied vor ſich hin, wie ſonſt.

Als ſie durcheinanderſchallendes Lachen und Aufkreiſchen hörte, hob ſie den Kopf, von dem ſich ein paar Strähnen ihrer ſchwarzen Haare gelöſt hatten. Durch eine Lücke in der Mauer konnte ſie an einem ſchiefergedeckten Turm vorbei auf den Rhein hinaus ſehen.

Bald zeigte ſich ein langer Nachen, mit Mädchen beſetzt, die die Arme nackt und die Röcke über die Kniee hinauf gehoben hatten. Zwei von ihnen ſtießen das Fahrzeug mit langen Stangen kräftig gegen den Strom.

Traudchen ſtreckte den Kopf vor, faſt unmerklich, und ſah ihnen beſcheiden und mitglücklich zu.

„Komm met!“ rief es von unten. Alle Mädchen ſahen zu ihr in die Höhe.

„Ich darf net.“ Ihre Backen glühten. „Der Ohm well et net.“ Sie ſagte es ſo leiſe, daß die unten es nicht einmal hörten.

„Dat domme Ding! Stoß avv!“ Der Nachen verſchwand ſchnell unter dem Lachen und Aufkreiſchen von vorher, das bald verhallte.

Traudchen ſtand da und ſtarrte mit weiten

Augen. Sie ſah unwillkürlich an ihrem Rock hinunter und wiſchte mit der flachen Hand darüber.

Plötzlich kam der Kopf der Frau Quadt über einem Mauerſtück hervor, ihre Schultern und Arme kamen nach, und dann ſchritt ſie ganz, mit einem großen Korb am Arm, über das kurze Gras heran.

Traudchen warf ihre Wäſche hin und zwitſcherte ihr entgegen, wie ein Vogel. „Frau Quadt — Ihr!“

Die alte Frau, mager im Geſicht und müde von dem Weg, gab ihr die Hand. „Do bes du, ming jood Kind.“

„Kot en et Huus! Ihr möötüch ſetze. Mir han en Fläſch Wing em Schrank. Die möötIhr janz usdrinke.“

„Süch, do han ich dir dä Korb metjebraht. Sen ding Saache dren.“

Traudchen ſah die Frau an.

„Du wells jo net mieh zoröckkomme. Du wells jo he blieve.“

Traudchen antwortete nicht. Sie hob das Tuch vom Korb und nahm einen kleinen Vogelkäfig aus ungeſtrichenen Holzſtäben heraus. „Kenns du mich noch? Häs de Hunger? — Ihr joode Frau Quadt! — On dat rude Kleed — dat hät im emmer ſu en Freud jemaht.“ Sie beugte den Kopf ganz tief und ſah eifrig in den Korb hinein. Leiſe: „Saht, wat fängt der aan?“

„Der Andrees — aoh! — der es löſtig wie emmer. Dän hürt me ſchon en aller Fröh hinger de Haſe herſcheeße, on dann pouſſiert er met de Mädche om Feld on em Wing.“

„Jao, jao?“ Traudchen ſchien erfreut.

„Nä, nä. Der Andrees es drurig. Er küt alle Aovend on ſetz ſich zo me op de Bank on red kcen Waot on ſteck de Kopp en de Füüß.“ Sie nahm das Mädchen, das ſchwieg, beim Arm. „Sag, bes de no zofreede bei dingem Ohm he?“

Traudchen ſchwieg immer. Aber ihre Augen füllten ſich langſam mit Tränen.

„Maöchs du net widder met? Soll ich dingen Ohm fraoge, ob du metdarfs?“

„Nä, nä — er löß mich net.“

Die Frau ſtrich ihr mit der ausgezehrten Hand über das Haar, ſteckte ihr die gefallenen Strähnen durch den Kamm und ſagte nichts mehr. Dann drehte ſie ſich um, ſah prüfend die Wäſche an, bückte ſich und breitete hier ein Stück und da ein Stück aus. Als ſie gerade ein langes Leintuch hinlegen wollte, kam ein ſchmutziger, ungeſchorener weißer Pudel bellend durch die Mauertrümmer herauf, lief mit langen Sätzen über die Wäſche und ſprang an Traudchen in die Höhe, die ihm den Kopf mit den flachen Händen rieb und ihm den Rücken klopfte. Dann nahten ſchleifende Schritte, und bald kam Thomas, ohne Stock,

nur mit den Händen taſtend, über der Mauer hervor.

Er ging mehr aufrecht als früher, trug den Kopf höher, die unbedeckten weißen Haare waren friſch geſchnitten und der Bart glatt gebürſtet. Im Arm hielt er eine Laſt von Weidenruten, die er ſich am Ufer geholt hatte. Er blieb ſtehen, legte den Kopf auf die Seite und horchte, mit ſeinem ganzen Körper. Er ſchien die Nähe Traudchens zu fühlen, denn er lachte mit breitem Mund und ſtreckte die Hand aus, um nach ihr zu taſten, während er weiter ging.

Traudchen trat ihm entgegen und nahm ſeine Hand, um ihn an der Wäſche vorbeizuführen.

Er drückte die Hand ſchnell, mit ſeiner alten, unerklärlichen Haſt und Leidenſchaft, und hielt ſie feſt. „Ming leev Kind — mir es emmer, wenn ich weg waor on zoröckkomme, als wenn du net mieh do waörſch.“

Sie leitete ihn auf ſeinen Platz in der Mauerlücke, auf den abgebrochenen Steinen, die den ganzen Tag von der Sonne gewärmt wurden und wo die geſunde, reine Luft vom Rhein herauf blies, die alle die Geräuſche ſtill gedämpft herübertrug, die in dem Blinden das glückliche Gefühl der belebten Ferne hervorriefen und nach denen er ſtundenlang hinhorchte.

Er ſetzte ſich und ſtellte die Füße in den breiten

Schuhen auf die Steine, die er ſich dafür zurechtgelegt. Er griff nach ſeinem ſtarken, langſtieligen Meſſer und fing an, die Weiden zu beſchneiden. Rings ſtanden halbe und fertige Körbe an der Mauer, die er mit ſeinen großen, zitternden Fingern geflochten hatte. Jede ſechs Wochen wurden die Körbe von den Karren abgeholt, die, bis hoch hinauf bepackt, ſie auf beiden Ufern von Städtchen zu Städtchen fuhren.

„Bes du baal fäebig met dinger Wäſch?“ fragte er.

„Baal, Ohm, wenn ich mich draan haale.“ Traudchen ſah zur Quadt hinüber.

Die ſtand da und betrachtete den Blinden mitleidig, aber auch etwas feindſelig. Sie traute ſich nicht, den Fuß zu wechſeln, nicht den Kopf zu drehen, als ob ſchon das Raſcheln der Schürze und das Reiben der Kleider am Hals zu viel Geräuſch wäre.

„Ich fraogen et dich doch,“ ſagte der Blinde, ohne in ſeiner Arbeit aufzuhören und wie in Fortſetzung eines erregten Selbſtgeſpräches. „Morje ſen dat aach Dag, dat du bei mir bes — ſaag, bes du no och jäen bei dingem Ohm?“

„Ach Ohm — do ſed Ihr ſchon widder domet! Ihr weßt dat jao.“

Er ſenkte den Kopf tiefer auf ſeine Weiden und ſprach eine ganze Zeit lang nichts mehr. Dann ſagte er, kaum hörbar: „Sag doch du zu mir.“

Traudchen ſah ihn an. „Nä, dat kann ich net.“ Dann ſchnell, indem ſie zu ihm ging: „Du, du, du! Ohm — du!“

Er ſtreckte ſeinen Arm nach ihr aus und legte beide Hände um ihren Kopf. „Bliev bei mir, Traudchen. Für emmer. Jang net mieh weg. Du häs jo keen Motter mieh. Ich well dinge Vatter ſen. Ich han dich leev, ich kann aohne dich net mieh ſen. Du ſolls et och jood bei mir han. Sonndags han mir Fleeſch, dat häs du jo jeſin, on och e neu Kleed ſolls du han. Ich han noch Jeld en der Schublad lijje. Süch Traudche, ich ben ſu alleen jewäs, on jetzt es alles widder ſu ſchön, jetz es alles ſo jlöcklich, dao, unger minger Jack!“ Der alte Mann ſprach das alles mit einfacher, plötzlich ſonderbar rauher und tiefer Stimme.

Traudchen hatte den Mund feſt geſchloſſen, die Naſenflügel geöffnet und die Stirn zuſammengezogen. Dann machte ſie den Mund auf und ſah wieder mit ihren großen Augen, die voll Tränen ſtanden, nach der Quadt hinüber.

Die ſchüttelte heftig mit dem Kopf.

„Wells du net?“ fragte Thomas.

„Doch Ohm!“ ſagte Traudchen ſchnell und brach in Weinen aus. „Ich well bei dir blieve.“

Thomas ſprach kein Wort. Er legte ihren Kopf in ſeinen Schoß, deckte ihn mit ſeiner alten Jacke zu und ſtrich ihr unter ſeiner Jacke mit

ſeinen beiden Händen nur immer über das Geſicht, tröſtend und dankbar, während ihm auf Stirn und Mund ein ſonderbares Strahlen lag, dem die leeren Augen etwas Unheimliches gaben.

Aber da ging die Quadt auf den Zehen um die Wäſche herum und legte ihm die Hand an den Arm. „Jooden Aovend — ich ben die Quadt."

Der Blinde zog erſchreckt die Schultern zuſammen. Dann machte er eine heftige Bewegung. „Wer es — wat wollt Ihr he?"

Sie griff nach ſeiner Hand, um ihn zu begütigen.

Aber er ſtand ſchnell auf, geſchickt und ſicher. „Wat wollt Ihr he?" wiederholte er, während das Meſſer aus einer Falte ſeiner Jacke zur Erde fiel, und taſtete nach der Mauer, um ſich daran zu halten. „Jaoht," ſagte er gebieteriſch, „ich han Üch net jeroſe, Ihr wollt nix Joodes he."

„Ich wollt et Traudche widder met mir nemme," ſagte die Quadt leiſe, voll Achtung.

„Nä! Wat jeht Üch et Traudche aan? Nä! Die bliev bei mir."

„Zappermoot! Ihr mööt doch dat Mädche net für Üch alleen han! Jung Blot well ustobe, will ſinge on looſe, will Minſche ſehn, will ſingesjlichen han. Sie es Üch zo onrohig en Üerem Huus."

Thomas ſchwieg. Nichts bewegte ſich in ſeinem Geſicht.

Die Quadt kam näher. „Sie es Üch jo zor Laß. Ihr hatt jo selver net ens Brut zom Esse."

Thomas faßte seinen Stock fester, mit einer ruckartigen Bewegung der Faust.

„Nä, seht, Ihr dürft doch su e jung Kind, e fruh Ding, net bei Üer wieß Haor ensperre. Bei Üer blend Auge."

Thomas öffnete den Mund und horchte noch. Dann nahm sein Gesicht, unvermittelt, wie alles bei ihm geschah, den Ausdruck des Entsetzens an. „Ich han et jewoß," sprach er vor sich hin. „Dat hät op mir jelääje Dag on Naach. Sie es net jäen bei mir. Ming Auge sen et. Weil ich blend bin, weil ich met enem Stock üvver de Straoß föhle moß —" Er faßte plötzlich mit der Hand in die Luft und flüsterte: „Traudche — woröm sprichs du net?"

Das Mädchen stand, ließ die Arme hängen und sah die Quadt flehend, hilflos an.

„Donn de Mond op! Woröm sprichs du net?" Thomas atmete hörbar, mit seiner mächtigen Brust. Er wartete mit hingehaltenem Kopf auf Antwort. Aber es kam keine. Er stöhnte, drehte sich zur Mauer und begann mit zitternden, heftig bewegten Händen wieder an dem Korb zu flechten. Aber dann ergriff er Traudchens Schürze, hielt sie fest daran und flüsterte ihr ins Gesicht,

erregt, mit plötzlichem, wildem Entſchluß: „Jood! Jetz ſagen ich dir: ich jonn en de Stadt zom Dokter. Ich well ſehn — ſehn! Wie du on ding Quadt do. Wie dinge Andrees. Ich weeß et wahl. Ich laoſſen mir de Auge ſchnigge. Jood — jood!“

„Nä, nä, Ohm,“ ſtammelte Traudchen, „net wääje mir. Ich blieven jo bei dir.“

Er ging nach dem Haus. „Ich well zom Dokter. Ich well ſehn — ſehn —“ murmelte er mit grollender, drohender Stimme, „breng mich hen, morje. Morje breng mich hen. Jood — jood.“ Er zitterte an ſeinem ganzen, langen Körper und lief mit der Stirn gegen die Tür. Er kehrte ſich noch einmal um und wandte der Quadt ſein Geſicht zu. „Ich well keen fremde Lück he han!“ ſchrie er und hob die Hand in die Luft. „Komm Traudche!“ Er ließ die Tür hinter ſich auf, um Traudchen einzulaſſen, und die beiden hörten ſeine ſchweren, aufgeregten Schritte durch das Zimmer ſchleifen und ſahen ihn, durch das Fenſter hindurch, heftig den weißen Kopf bewegen.

„Wat han ich jedonn? Wie kaom dat alles eſu ſchnell?“ Traudchen ſchüttelte den Kopf. „Ach, ſaht Ihr mir, joode Frau Quadt, ob ich Sönd donn? Ich weeß et net, waorhaftig net. Ich moß bei dem Ohm blieve, er es ſu alt on aohne Hölf — ävver jelt? ich darf doch och an de Andrees

denke on an Üch on an onſer Hüüsche? Ich han Üch all zoſamme leev.“ Sie bückte den Kopf über die Hände der alten Frau.

„Stell. Et wied alles, alles jood. Bliev nur he. Ich well ſchon ſorje, dat ihr zwei üch als hin on widder de Händ dröcke könnt on en de Auge ſehn. Jao — jao — bliev du nur he.“ Sie drückte ihren Mund auf Traudchens Stirn.

„Noch ens! Dood mich noch ens köſſe! Op de Mond. Dä es von imm — on jett im dän, jett dän dem Andrees!“

„Traudche!“ rief Thomas aus dem Haus heraus, noch immer mit ſeiner heftigen, grollenden Stimme.

„Adſchüß Traudche!“ Die Quadt nahm ihren Korb ſchnell, hob den Rock auf und ging mit ihren kurzen, leiſen Schritten. „Ich ſchecken en dir — der Andrees köt bei dich.“

Traudchen nahm die Gießkanne und ging ins Haus, mit hängendem Kopf und ſchleppenden Beinen. —

Die Vögel waren überall ſtill. Der Himmel, ſo weit er zu ſehen war, glühte in einem düſteren Rot, dem nur das Kniſtern und Praſſeln der Feuersbrünſte fehlte. Schwarz krümmten ſich die Rücken der Berge hinein.

Von dem Waſſer war unter dem Nebel nichts mehr zu ſehen. Nur das unabläſſige, endloſe und

urewige Rauſchen, hin und wieder durch irgend eine Urſache verſtärkt, war noch zu hören.

Eine geheimnisvolle Seligkeit lag über dem Tal. Die Menſchen in den Gaſſen, an den Türen und Zäunen, lärmten nicht mehr, waren alle ſchweigſam geworden, und nur die Liebespaare bewegten ſich noch, eng aneinander gedrückt, hinter den Obſtbäumen her.

III.

Im Armenhäuschen ſaß die Quadt in dem geflickten, ledergepolſterten Lehnſtuhl, eine Näharbeit im Schoß und ſchlief.

Es war ſpät nach Mitternacht. Die Lampe, die an der Wand hing, war klein geſchraubt und färbte das kleine Zimmer mit einem gelben, ungewiſſen Licht.

Draußen hatte ſich der Wind im Hof gefangen, konnte nicht mehr heraus und ſchrie gegen die Mauern. Im Dorf unten klirrten zerbrochene Fenſterſcheiben. Dann ein dumpfes Aufſchlagen von fallenden Ziegeln.

Hin und wieder das Wimmern der Kettenhunde, vermiſcht mit dem Lärm einer Schiffsglocke, die durch die Nacht jagte und nach Hilfe ſchrie.

Zu dem allen tönte unaufhörlich, mit einem rollenden Rauſchen und Planſchen als Grundbaß, das unheimliche Schlingen und Gurgeln des Rheins, der ſeine hochgehende Waſſermaſſe unten am Dorf vorbeiſchob.

Als das Geräuſch einer hingeworfenen Schiffskette trotz des Sturms ganz deutlich heraufdrang, erwachte die alte Frau, entſann ſich, ſah auf die tickende Uhr an der Wand und ſprang verwundert auf die Füße. Sie horchte auf den Wind und ſchüttelte den Kopf. Dann ging ſie ans Fenſter und ſah hinaus. Sie zündete eine Kerze an, blies die Lampe aus und nahm den Schlüſſel vom Nagel, um die Laden draußen vorzumachen, die Tür zu ſperren und zu Bett zu gehen.

Gerade als ſie den Schlüſſel in die Tür ſteckte, klopfte es.

Eine Stimme flüſterte: „Ich ſtonn he.“

Die Frau erſchrak, horchte und öffnete behutſam.

Der einſtürmende Wind fegte die Zeitung und die Brille vom Tiſch und trug ſchwere Regentropfen bis ins Zimmer. In der Ferne leuchtete der Himmel für einen Augenblick ſchwach auf.

Traudchen trat ein. Ihr Haar war verwirrt unter dem Hut. Sie hatte ein ſonderbar ſtrahlendes, rotes Geſicht, feuchte, große Augen, die wie im Traum nach etwas ausſahen, was irgendwo

weit in der Welt draußen war. Vorne an der Bruſt trug ſie ein paar Blumen, die die naſſen Blätter hängen ließen.

„Du?“ fragte die Quadt.

Das Mädchen lachte nur, merkwürdig, verloren, mit einem, den ſie nur im Traum ſah, und ging an der Frau vorüber bis in die Mitte des Zimmers, wo ſie ſtehen blieb und den regenſchweren Hut abnahm. Sie legte den Hut nicht hin, und es war kein Grund zu ſehen, weshalb ſie da ſtehen blieb und gegen die Wand ſtarrte.

Frau Quadt wollte die Tür zumachen. Aber eine Fauſt ſtieß dagegen und Andrees ſchob ſich ſchnell hinein. Er ging mit zwei langen Schritten zu Traudchen hin, ſtellte ſich vor ſie und faßte ſie an beide Schultern.

Sie ſah zu ihm hinauf und lachte mit ihrem ſtillen, märchenhaften, glücklichen Lachen.

„Do ſen mer,“ ſagte er, ohne die Hände von ihren Schultern zu nehmen. „Mir ſen op dem Rhing jewäs, em Naache, m'em Segel, do kaom dat Wetter, on do ſen mer, lebendig on zoſamme.“

Die Frau war erſchrocken. „Kinder, wie leechſinnig — zo diſer Naachzick — Jeſſes, on ſag Traudche — jetz bes du jo net zu Huus?“

„Die bliev bei Üch — dieſe Naach nur, jelt du?“

„Nä, ſaht — hück küt jo der Ohm zoröck —

denkt ihr do net draan? Traudche — nä — brengt ſie naoh Huus — ſchnell — ich bedden Üch —"

„Bliev bei mir," ſagte Traudchen leiſe.

Er legte den Arm um ihre Hüfte.

„Kinder — ich will jo nur üer Joodes — ihr waort jo alle Dag zoſamme — nur hück net, nur jetz net. Traudche, jang naoh Huus — denk doch, wenn der Ohm dat Huus offe ſendt on du net do bes —"

„Seht," ſagte Andrees, ohne auf ſie zu hören, „eſu leev han mir ons. Morje moß ich jonn, morje es der Urloob zo Engk — laot ons doch noch jet zoſamme." Er küßte Traudchen, und ſie nahm den Kuß mit geſchloſſenen Augen und halboffenen Lippen.

„Jeſſes — denk doch, Traudche — wenn der dich ſööch — der ärme Mann met ſingen Augen — alleen op der Straoß — bei dem Wetter —"

Die beiden hatten ihre Stirnen eine feſt an die andere gelegt und ſahen und hörten nicht.

Die Frau überlegte einen Augenblick. „Weßt ihr jet? Dann jonn ich den Ohm ſööche. Der küt heeher, der küt ſecher heeher." Sie nahm ihr Tuch vom Stuhl, trat an die beiden heran und betrachtete ſie, gerührt, wollte ſprechen, aber: „ihr zwei!" ſagte ſie nur. Dann warf ſie das Tuch um und ging ſchnell. Der Sturm ſchlug die Tür hinter ihr zu. —

Jetzt war alles still.

Andrees drückte das Mädchen mit ihren Hüften gegen die seinen.

Sie schmiegte sich, in seinem Arm liegend, an ihm in die Höhe und berührte seinen Mund von unten, geschickt, in jeder Bewegung schnell und sicher.

Er küßte sie, verlegen, ungeschickt, derb, indem er ihren Kopf zwischen seine großen Hände nahm.

Dabei sprachen sie kein Wort.

In der Ferne donnerte es. Hin und wieder schoß ein schwacher Blitzschein durch die Fenster und warf ein flackerndes Licht durch das von der Kerze halbdunkel gelassene Zimmer.

Andrees zog sie auf das Sofa hin, ohne sie aus seinen Armen zu lassen. Ihre Füße verwirrten sich dabei ineinander.

Sie saßen Kopf an Kopf, ihre vier Arme ineinander vergraben.

Traudchen sang ganz leise:

Minge Vatter wollt en die Eh mich jevve,
An ene riche Mann, an ene aale Mann.
Met enem aale Mann mag ich net levve,
Ming Motter saoh mich weinend an.
Mingen Vatter han ich usjelaach,
Minger Mutter ben ich dovonjesprunge,
Die is jestorve dieselve Naach,
Han e Flötche jemaht,
Han e Leedche jesunge.

Dann ben ich jeloofe zo mingem Schatz,
Der dheet mich an ſingem Hals ophänge:
Du häs ming Motter dud jemaht,
Doraan wolle mer net mieh denke.
Kein Siel es rings mieh waach,
On ſu ſtell es die Naach.

Es blitzte und donnerte, ſchon aus größerer Nähe, in das Lied hinein. Von der andern Rheinſeite tönte ſchwach der Schrei eines Feuerhorns durch die Finſternis und den Regen.

Die beiden krochen tiefer eins in das andere, als ob ſie ſo Schutz fänden vor dem zornigen Himmel.

Sie nahm ihren Kamm ab und ſchüttelte mit dem Kopf, daß ihr Haar herunterfiel. Dann faßte ſie ſchnell mit den Armen um ſeine Uniform herum, ſo daß ihr Geſicht dicht an ſeine Bruſt gedrückt war.

„Eiſemann — ſu breet — ſu ſtark —“

Er packte mit ſeinen zwei täppiſchen Händen in ihr Haar und warf es über ſich, bis ſein blonder Kopf ganz in dem Schwarz verſteckt war, und küßte ihren Hals mit ſchnellen, lautloſen Küſſen.

In einem ſonderbaren Stillſchweigen geſchah das alles.

Es blitzte. Darauf langſam rollender Donner.

Ihre beiden Herzen ſchlugen jagend, hörbar gegeneinander. Ihre zwei Körper fröſtelten und ſchüttelten mit den Schultern.

Er hielt plötzlich den Atem an, daß ihm die Adern am Hals dick wurden.

Ihr ganzer Körper zuckte, hob und ſenkte ſich.

Er gab rauhe und heiſere Laute von ſich, abgebrochene, während ſie bewußtlos und ſchwer an ihm hing und nur: „Nä, nä!“ ſtammelte.

Ein Blitz!

Und da — in den ausrollenden Donner hinein, eine Fortſetzung davon, ertönte ein hilflos ſchwacher Ruf, von Menſchenmund, ein Wimmern, klagend, flehend, drohend.

Andrees ſtand, als ob der Blitz vorher ihn getroffen hätte.

Von neuem kroch der Ruf, langgezogen, durch die Nacht heran, deutlich und unheimlich: „Traud — che — — Traud — che —“

Sie ſchlug langſam, verſtändnislos die Augen auf.

Andrees horchte ohne Bewegung, mit vorgeſtrecktem Kopf.

Jetzt ein Treten und Schlagen gegen die Tür — ſie faßte ſeinen Arm, er ſtieß ſie mit merkwürdiger Wut von ſich. Er drückte die Innenſeiten der Fäuſte gegen die Schläfen, ging ſchnell zur Tür und riß die Tür auf.

Traudchen ſchrie und ſtierte mit angſterfüllten Zügen hin. In die ſchwarze Nacht hinein ſahen ſie Thomas hingefallen an dem Holz der Schwelle

liegen, größere leidenſchaftliche Bewegung als je im Geſicht, ohne Hut, das weiße Haar naß und der Bart glatt und triefend vom Regen. Über den Augen hatte er ein breites, weißes Tuch, in der Hand hielt er krampfhaft Andrees Mütze.

Der Sturm warf ein Fenſter auf. Der Regen goß und praſſelte in Strömen gegen die Mauern. Im Blitzſchein tauchte der über die Ufer getretene Rhein mit ſeinen ſchmutzig-gelben, ſich ſchiebenden Wellen auf und am abſchüſſigen Ufer hinten die Weiden, die entblättert im Waſſer ſtanden und ſich im Wind geſpenſtiſch beugten und ſtreckten.

Thomas hob eine Hand hoch. „Wo bes du?“

Andrees wollte ihn rauh anfaſſen, aber Traudchen, in Angſt für ihn, lief herbei, ſchob ſeinen Arm weg und hob den ſchweren Mann auf.

„Bes du do?“ Thomas griff haſtig nach ihrem Rock.

„Jooden Aovend, Ohm,“ ſagte ſie.

„Wao es der? Es der bei dir?“

„Nä.“

Er richtete ſich auf, knetete die Mütze in ſeiner Fauſt und atmete tief, erlöſt. „Et hätt e Onjlöck jejovve — ſetz mich — minge Kopp — mir driht ſich alles.“

Sie rückte ihm den Seſſel herbei. Andrees ſchloß kräftig das Fenſter und ſtellte ſich hin, die Arme trotzig und ſtreitluſtig über die Bruſt gelegt.

Heftig fuhr Thomas auf. „Wer es am Finſter?“

„Der Wind, Ohm.“

Der Alte ſchüttelte drohend den Arm. „Wenn er et jewäs waör —“ Er ſetzte ſich und ſagte ruhiger: „Jetz ben ich bei dir. Setz dich her zu mir. Du ming Traudche! Jetz well ich net mieh weg von dir.“ Er ſtreichelte ihre Hand. „Süch, dat hät alles en mir opjeräch. Ich hatt eſu en Freud jehatt op dat Widderſehn. Ich hatt mir dat alles eſu ſchön usjemaolt — wie du vür der Dür ſtaönds on mir entjäjekaömſt. Süch, wie der Wagen heelt, ben ich zom Huus jeſchleche, op de Zihe, han janz leis de Dür opjemaht — on do — keene Laut — wie ich Traudche! reef, janz leis — keene Laut. Wie ich durch die Zemmer tappe on Traudche! Traudche! on wie ich do die Mötz — ſag, was häs du met däm? Mit däm wollſt du net beienander ſen?“

Traudchen zog trotzig die Hand halb weg. „Nix.“

Thomas zog die Hand wieder an ſich. „Jao. Jao. Ich well rohig ſen. Ich well nix fraoge. Äwer weeßt de, der es ſchläääch, der well nix Joodes von dir.“

Andrees ſtand in finſterem, erregtem Schweigen da und hing ſeine Augen drohend an jede Bewegung des alten Mannes.

„Süch," fuhr Thomas fort, „wie leev ich dich han, jetz en dene aach Dag han ich dat irsch esu rääch jeföhlt. Ich moß ene Minsch han op de Welt. Ich han keen Frau jehatt on keen Kinder. Jetz bes du ming Kind. On doröm, süch, als ich dich net finge konnt doheem, hät et mich jepack. Do hätt ich schreie maöje, wih em Enjeweid he, on Haß on Bei=dich=wollen. Met de Häng han ich de Wänd avjekratz em Zemmer. Dann op de Straoß — Traudche! Net do. Dohen jetapp — Traudche! Net do. Dohen jekroche op Häng on Föß. On wigger, links, räächs, henjeschlage on dojeläge — op! Traudche! Emmer wilder. Met dem Stock an de Steen jeföhlt zor Sick der Straoß, emmer wigger, durch de Sturm, en et Jeseech eren, emmer wigger, Hot weg, durch de Räje, en Hals on Schohn, emmer wigger, bes ich an üerem Berg waor, bes ich de Bronne en de Häng hatt, vür üerer Dür. On jetz bin ich do." Er warf die Mütze zur Erde und steckte die nassen Hände unter die Jacke, um sie zu wärmen. „Weeß du, ich han dich für schlääch jehaale — met däm do. Vür der Dür he han ich noch jedaach, als die net opjing: der Andrees es bei der. Avver du bes jood, du bes besser als ich." Er legte eine Hand auf ihren Schoß, nahm eine von ihren Händen und deckte die über die seine. „Saag," sprach er dann weiter, leise, schüchtern, ohne den Kopf nach ihr

hinzudrehen: „On dat Mihtſte weeß de noch net ens. Süch dat Toch hee, üvver ming Auge. Dat darf morje av. On dann darf ich ſehn. On du — du jlöövs et net — du laachs mich us —“

Es blitzte und donnerte ganz in der Nähe, Schein und Schlag folgten ſchnell aufeinander.

„Do — do!“ rief Thomas, „do es et widder! Vür dem Donner jedesmaol. Dat müſſen Blitze ſen.“ Dann ganz ſchnell, zitternd: „Do han ich et blitzen jeſin! Jelt? Do han ich et blitzen jeſin?“

Traudchen trat etwas von ihm zurück.

„Sehn! Sehn!“ rief er. „Sag jelt? Dat Sehn es ſchön?“

Wieder Blitz und Donner.

Er klammerte die Finger um ihre Hand, beugte den Kopf vor und hielt ihn ſteif: „Do! Do! Do es et ſchon widder! Häs du et jeſin?“ Er ſtreckte die Hand aus und taſtete in komiſcher Weiſe darnach. „Jetz es et weg, jetz es et widder ſchwarz vür mir.“

„Ich well ding Bett maache,“ ſagte Traudchen und entzog ſich ihm.

Wieder Blitz und Donner.

„Do widder! Hell, janz hell! Eſu — eſu — ich weeß net, wie ich et dir beſchrieve ſoll. Traudche — bliev bei mir.“ Er richtete ſich ſtarr auf. Er ſtand und hielt ſich am Seſſel und atmete ſchwer, während das Waſſer immer noch von ſeiner

Jacke herablief. „Es et denn waohr? Soll ich ſehn? Met mingen Augen? Wie alle Minſche? Traudchen, ſoll ich dich ſehn?"

„Ohm, komm ſchlaofe," ſagte Traudchen.

Andrees ſtand da, drückte ſeine Erregung unter, ſtets auf dem Punkt, aus ſeinem Schweigen herauszutreten.

Thomas packte Traudchen plötzlich beim Ärmel ihres Kleides. „Sag — ſag — röck dat Toch e bische —"

„Nä, nä, nä," ſagte ſie haſtig. „Komm doch." Sie zog an ſeinem Arm.

„Wenn ich jeblendt werde, es dat Sehn vürbei für emmer — nä, net — komm Traudche!" Er nahm ihren Arm und ließ ſich zum andern Zimmer führen.

An der Tür aber blieb er wieder ſtehn. „Dat ſagen ich dir: wenn ich ſehn darf — alle Dag ſehn ich, den janzen Dag ſehn ich, Dag on Naach durch ſehn ich. O, wie ſchön es dat Sehn!" Er faltete die großen Hände und hob die Stirn, die halb von dem Tuch bedeckt war, zur Zimmerdecke, mit einem merkwürdigen leuchtenden Ausdruck der Dankbarkeit und Frömmigkeit. Dann, plötzlich, kam ihm ein Gedanke. Er runzelte die Stirn, hob die Hand, bog die Finger, als wenn er etwas faſſen wolle. „Sag, häs du ding rud Kleed aan? Wo du ſu ſchön ſen ſolls? Ich maöch ming Kind

beim irſchte Maol ſu jäen ſchön ſehn. Steck dir ding Haor op. Nur ene Augebleck well ich dich ſehn.“

„Nä, nä,“ rief Traudchen, „du ſolls jetz ſchlaofe jonn.“

Thomas faßte ſein Tuch an. „Soll ich?“ Er lachte in der Freude der Erwartung.

Eine plötzliche, unheimliche Pauſe im Gewitter. Dann Blitz und Donner auf einen Schlag.

Mit einem jubelnden Keuchen, ſchneller als der Blitz, riß der Alte das Tuch fort.

Traudchen und Andrees liefen mit kurzen, komiſch trippelnden Schritten auf einander zu. Er legte ſeinen ſtarken Arm um ſie herum, ſie klammerte ſich an ihn, mit ihrem ganzen Körper und verſteckte ihren Kopf zwiſchen ſeinem Arm und ſeiner Bruſt, um nicht ſehen zu müſſen.

Thomas ſtarrte mit weitaufgeriſſenen Augen nach ihnen hin. Er ſtand da, lautlos, die Arme von ſich gehalten, Falten des Schmerzes um Stirn und Augen. Der Schein war weg.

Alles war ſtill.

Er verharrte ohne eine Regung in ſeiner Stellung. Dann ging ein ſtoßendes Zittern durch ſeinen Rücken, ſeine Schenkel wankten, er ließ die Arme ſinken und zu beiden Seiten des Körpers herabhängen, während er den Kopf noch vorgeſtreckt hielt.

Er taſtete nach dem Seſſel zurück, er ließ

ſich hineinfallen, ſaß da, auf dem Rand, mit hängenden Knieen, mit immer vorgeſtrecktem Kopf und offenem Mund, ohne Atemzug, ohne Bewegung, als ob ein ſchwerer Schlag auf ſein weißes Haar heruntergefallen wäre.

Andrees zog Traudchen nach der Tür. Er hielt ſie immer in ſeinem Arm. Und ſie ließ ſich ihm ganz, ſie hatte keinen Willen mehr. Er öffnete die Tür und trug ſie hinaus, und die Tür ſchlug hinter ihm zu.

Der Blinde ſaß lange da. Nichts bewegte ſich an ihm als die Augenbrauen, die hin und wieder zuckten und ſich hoben. Plötzlich fingen ſeine Hände, die auf den Armlehnen lagen, an zu zittern. Er hob ſie, er lachte mit einigen ſonderbaren Lauten, er drehte den Kopf aufwärts, als ob er nach der Decke hin horchen wolle, er krümmte den Rücken, er bückte ſich, er griff auf der Erde umher, er faßte ſeinen Stock an, er verharrte eine Weile an der Erde, wie eine Katze zum Sprung gebückt, und plötzlich richtete er ſich auf, ſeine ſchweren Schuhe ſchlugen an das Holz des Bodens, er hob beide Arme mit dem Stock hoch über ſich in die Luft und ließ den Stock niederſchmettern, auf die Stelle hin, wo die zwei geſtanden hatten.

Aber der Stock traf auf die Erde. Er hob ihn wieder hoch, ging einen Schritt weiter, ſchlug wieder, traf wieder die Erde, ging wieder einen

Schritt, kehrte ſich um, dahin und dorthin, ſchlug wieder und wieder, und traf wieder die hölzerne, nackte Erde, den Tiſch, die Stühle, den Schrank. Einmal traf er etwas Weiches, packte ſchnell mit den Fäuſten hin — aber es waren nur Röcke der Quadt, die an der Wand hingen.

Er knirſchte mit den Zähnen, der Schweiß ſtand ihm auf der Stirn, er lallte unverſtändliche Worte, er lachte laut auf, er ſchrie. Bilder, Taſſen und Geſchirr lagen an der Erde, Tiſch und Stühle ſtanden von ihren Plätzen gerückt — da ging die Tür auf, von einer Hand gehalten.

Thomas Hund, naß vom Regen, ſtellte ſich, winſelnd vor Freude, an ihm auf, zerkratzte mit den Vorderpfoten ſeine Bruſt, ſuchte mit der hochgeſtreckten Schnauze ſein Geſicht zu erreichen, wurde von dem ſchweren, genagelten Schuh ſeines Herrn ins Zimmer zurückgeworfen und von dem letzten, gewaltigen Schlag des Stockes getroffen.

In der Tür ſtand die Quadt, ſtreckte den Kopf vor, ſah entſetzt den Wütenden an, kam ins Zimmer, warf ihr Tuch ab und hob den Arm, um den Mann an den Rock zu faſſen.

Aber der Blinde hatte ausgetobt. Er fiel erſchöpft auf den Holzkoffer hin, der zwiſchen den Fenſtern ſtand, ſteckte das Geſicht an die Wand und legte die Arme darüber. So lag er da, wie tot.

Digitized by Google

Die alte Frau ſtand eine Weile und ſah ihm zu. Dann ging ſie auf den Zehen, holte ein Tuch und wiſchte ihm das naſſe Haar ab. Sie trocknete ihm Hals und Hände. Sie zog ihm die Schuhe aus und ſtellte ſie an den Ofen. Sie zog ihm die naſſen roten Strümpfe aus und trocknete ihm die Füße. Dann ging ſie ins Nebenzimmer, holte Leintuch und Kiſſen und machte ein Bett, an die Erde, vor den Ofen. Sie zündete Spiritus an und ſetzte Waſſer auf. Die Uhr war ſtehen geblieben. Sie zog die Gewichte an den Ketten nach oben und ſtieß den Pendel an.

Der Hund kroch mit gebrochenem Rückgrat und hängender Zunge über den Erdboden hin, leckte ſeinem Herrn ein paar Mal über die Füße und legte ſich über die Füße hin.

Die Quadt ſetzte ſich neben den Blinden auf den Koffer. „Ihr mööt jetz ſchlaofe jonn," ſagte ſie.

Er regte ſich nicht.

„Ihr mööt us Üerem naſſe Züg do, ſed doch vernönftig. Ihr hollt Üch den Tod, wenn Ihr noch lang eſu do ſetzt."

Er regte ſich nicht.

Sie rührte an ſeine Hände und zog ſie ihm vom Geſicht. Aber er lag mit dem Geſicht ganz an der Wand, ſodaß ſein Geſicht weiß war vom Kalkbewurf der Mauer, und ſie konnte ihm nicht hin-

einſehen. „Morje könnt Ihr der jo naohlooſe on ſie ſchlage. Dat es e ſchläääch Mädche, dat Traudche.“ Ihre Züge drückten eine Liſt aus.

Und wirklich hob der Alte den Kopf und ſchüttelte ihn, ſtill und traurig. Er richtete ſich auf, legte die Hände auf die Kniee und ſaß ſo.

Sie zog ihm ſeine Jacke aus, die ſchwer von der Näſſe war, ſtreifte ihm die Ärmel ſeines blauen, wollenen Hemdes hoch, trocknete ihm die Arme ab und breitete ihm einen dicken, roten Unterrock um die Schultern.

Er ließ alles geſchehen wie ein Kind. Er atmete nur ſchwer und bewegte die Lippen im Selbſtgeſpräch. Seine Erregung war ihm nicht mehr anzuſehn. Nur um den Mund trug er einen Zug von Schmerz, wie ihn Kinder haben, ehe ſie zu weinen anfangen.

Die Quadt brachte ihm in einer großen, bemalten Taſſe, der der Henkel fehlte, warmen Kaffee, hielt ihm die Taſſe an den Mund, und er trank in kleinen Zügen. Dann nahm er die Taſſe ſelber in beide Hände und trank lang und ſchlürfend.

Sie ſah ihm mit warmen Augen zu. „Su,“ ſagte ſie, „on jetz läht Ihr üch en dat Bett do on deckt üch jood zo on ſchlaoſt. On morje es üer Traudche ſchon widder do.“

Da löſte er eine Hand von der Taſſe, hob ſie abwehrend und tat den Mund auf. „Nä,“ ſagte

er leiſe, „ſie ſoll nur.“ Sein Geſicht ſah auf einmal traurig und gebrochen aus.

Sie faßte ihn am Arm, legte eine Hand auf ſein Knie und ſagte: „Seht, dat es ſu. Et drieven eſu vil Hölzer met dem Rhing herav, on de ärm Lück ſtonn am Ofer on wollen Holz feſche on naoh Huus drage. Ävver mänche, die ſtonn de janzen Dag on ſehn keen Holz. On wenn ſe e Holz ſehn on met de Häng donaoh lange, dann driev dat Holz vorüvver — et es zo wick för ſie. Nä, dat moß me nemme, wie 't küt. Däm eene es 't jejovve on däm andere net.“

Thomas nickte langſam mit dem Kopf.

Die Quadt ſtreichelte ſein Knie. „Laot die jlöcklich ſen. Die wied widderkumme, zo Üch, wenn ſe Üch nüdig hät; wenn dat Glöck do vorbei es.“

Ein Lachen leuchtete, wie von ferne, über ſein Geſicht. Große Tränen traten aus ſeinen blinden Augenhöhlen heraus und liefen ihm über die Backen in den Bart hinein.

„On mir zwei?“ ſprach die Frau weiter, „ben ich jetz net och alleen wie Ihr? Blievt bei mir, on ich blieven bei Üch. So wolle mer zoſamme op et Traudche waede. Dat es för ons aal Lück Jlöck jenog.“

Der Alte taſtete nach ihrer Hand, während ihm die Tränen immerzu herabliefen, und nickte mit dem Kopf, und ſeine Lippen, die ſprechen

wollten, zitterten und brachten nur ein kindliches, verlorenes Lachen zuſtande, das aber faſt wie ein glückliches ausſah.

Sie ſtand auf und warf das Kiſſen von ſeinem Bett auf, damit er ſich hineinlegen konnte. Sie rührte den Hund an, der auf ſeinen Füßen lag. Der Hund war tot.

Sturm und Gewitter hatten ſich verzogen.

Die erſten Vögel pfiffen ſchon in den Brombeeren. Und durch die Scheiben ſah ſchon der weiße Himmel herein.

Eisgang.

Nachdem der Dezember ſo mild und regneriſch geweſen, daß ſchon der Frühling einzuziehen ſchien, kam mit dem neuen Jahr der Froſt. Die endlos langen Ackerfurchen, auf denen noch kein Schnee lag, wurden hart wie Stein und zeigten unter der niedrig ſtehenden, kraftloſen Sonne eine bleiche, gelbe Farbe. Die kahlen Bäume, die ſich dem warmen Regen breit geöffnet hatten, zogen die Äſte zuſammen und ſahen mit einem Male ſchmäler aus als ſonſt. Die alten Pumpen in den Straßen und Höfen wurden mit Stroh umwickelt. Die Pferde, die, an ihre Droſchken geſpannt, in langer Reihe auf dem Marktplatz ſtanden, wurden mit wollenen Decken behangen, und von ihren Nüſtern gingen trichterförmige Dunſtwolken nach beiden Seiten aus. Die Bäuerinnen, die mit ihren Gemüſekörben dahinter ſaßen, ſchoben kleine, brennende Öfen unter ihre Röcke.

Die Menſchen in den Straßen gingen ſchneller, ihre Schritte auf den Steinen klangen lauter. Sie trugen die Hände in den Manteltaſchen und nahmen, mit weit abſtehenden Ellenbogen, nicht gewohnt, ohne Unterſtützung der hin- und herſchaukelnden Arme zu gehen, einen komiſchen, drehenden Gang an.

Am Ufer ſtanden ſchon die Bürger, die auf ihrem Morgenſpaziergang waren, und die Studenten, denen die ſcharfe Rheinluft die Köpfe friſch machte, um auf das Eis von oben zu warten. An den Landungsbrücken hielten ſich Gruppen von Männern auf, Arbeitsloſe, die das Suchen nach Arbeit endlich aufgegeben und das Leben von kleinen Rentnern angenommen hatten. Ohne Mäntel, die grünlichen Jacken zugeknöpft, die Kragen hochgeſchlagen, lehnten ſie ſtundenlang mit aufgeſtützten Armen an dem Eiſengeländer der Werftmauer und ſahen auf den Strom hinaus, mit hellen blauen Augen, die durch die lange Zeit der Entbehrungen alle ſonderbar tief in den eckig gewordenen Backen ſteckten.

Aber das Eis kam noch nicht. Keine Scholle trieb auf dem weiten, tonloſen Waſſer, die Schiffe ſchnitten ſich noch voll Mut und Zuverſicht einen Weg in die unabläſſig ankommenden Wellen hinein, um ihre höher am Strom gelegenen Ziele zu erreichen.

Digitized by Google

Am zweiten und dritten Tag begann ſich am Ufer entlang das Saumeis zu bilden, ein meterbreiter Streifen, der an der Mauer des Ufers feſthing und ſchräg zu dem über Nacht niedriger gewordenen Waſſer hinabführte. Hier und da verſuchten ſchreiende Kinder darauf zu treten oder warfen den Hunden kleine Steine hinunter.

Am vierten Tag kamen die erſten Schollen, oft nur handgroß, hin und wieder ſo groß wie ein Tiſch, ſelten ſo groß wie ein Wagen. Manchmal ſtiegen ſie plötzlich aus dem Waſſer auf, wie vom Grund hinaufgeſtoßen, und ſchwammen dann ſchnell und ſich drehend weiter. Es waren aber noch ſo wenige, daß jede ihren eigenen Weg nahm, daß überall weite Zwiſchenräume waren und nie eine an die andere ſtieß.

Am fünften und ſechſten Tag wurde die Kälte ſo ſtreng, daß die breite Uferſtraße wie leer geblaſen war. Das Gelb und Blau der Landſchaft nahm eine matte, glanzloſe Farbe an, die Sonne drang nur noch ſchwach durch die erſtarrte Luft, und auf den Eiſenſtangen des Geländers ſtanden aufrechte, winzige Eisſtäbchen, wie Eiſenfeilſpäne auf einem Magneten. Wenn jemand ſchnell am Rhein vorbeiging, ſo ſahen ſein Bart und ſeine Augenbrauen bald wie beſchneit aus.

Am Nachmittag des ſechſten Tages endlich wurde der Himmel dick und gelb und legte ſich wie

eine ungeheure Maſſe auf die ſchwarzen Giebel der Dächer. Der Qualm der Fabriken konnte nicht mehr aufſteigen und zog, das Atmen ſchwer machend, durch die Straßen. Und eine Stunde ſpäter fing es zu ſchneien an.

Ganze Reihen der kurzen, zweiräderigen Karren fuhren am Ufer eine neben die andere auf, ſo, daß die Pferde die Köpfe den Häuſern zu hatten, und ganze Berge von Schnee wurden aus den umgeſtülpten Fahrzeugen in den ſchwarz und ſchwer gewordenen Strom hinuntergeworfen.

Damit aber hatte der Froſt auch ſein Ende erreicht. Über Nacht kam der warme Wind vom Meere her, und von allen Dächern fing das Tauwaſſer lärmend durch die blechernen Kallen zu laufen an.

An der Rathausmauer wurden kleine Zettel angeklebt mit den Waſſernachrichten vom obern Rhein. Neugierige kamen von allen Seiten, lachten, ſchüttelten beſorgt die Köpfe, ſprachen von früheren Jahren.

Das Waſſer ſtieg, das Eis kam.

Alle paar Stunden wurden neue Zettel befeſtigt, das Waſſer wuchs immer mehr. Man beſtimmte ſchon die Stunde, wo das Eis an dem äußerſten Punkt der Ufermauer anlangen würde.

Mittags wanderten am Rhein entlang dichte Menſchenſcharen, dem Waſſer entgegen, alle die

Köpfe nach dem Strom hingedreht, alle mit den Fingern und Stöcken zeigend.

Ein letzter Nachen strebte noch, von kurzen Ruderschlägen gejagt, nach dem andern Ufer. Auch dort sah man Menschen, klein wie Zwerge und schwarz, zusammenstehen und die Arme ausstrecken.

Die Geländer waren losgeschraubt und an den Boden hingelegt worden, hier und da war die Uferstraße mit Eisenschienen und mächtigen Holzbalken, alle mit fauststarken Stricken aneinander gebunden, versperrt, um die Alleen und Anlagen des Ufers gegen die Wucht des langsam anziehenden Eises, falls der Strom über den höchsten Rand der Werftmauer treten sollte, zu schützen.

Das Moseleis kam zuerst. Genau zur Minute rückte es an, pünktlich wie ein von Menschenhand geordnetes Schauspiel, fast ohne Vorboten, in gerader, abgegrenzter Linie, die sich über den ganzen Strom bis zum andern Ufer hinzog. Die Schollen waren klein, kreisrund, schwarz und durchsichtig wie Glas. Eine stieß die andere voran. Hier schoben sich zwei mit den Rändern, wie zwei Zahnräder, aneinander vorbei, indem sie sich um sich selber drehten; da strebte eine von ihren Nachbarn weg und schoß, mitten durch eine Schar hindurch, auf eine ganz bestimmte andere hin, an die sie sich festhing und die sie nicht mehr losließ. Jedes-

mal, wenn zwei zuſammenſtießen, gab es das ſcharfe, klare Klingen, an dem die Schiffer auch bei Nacht das Moſeleis erkennen, ein Klingen, wie wenn an Glas geſchlagen wird. Und das Klingen all der tauſenden und tauſenden Schollen vereinte ſich in einen endloſen, ſingenden Ton, fein und leiſe, der die feuchte, ſchwere Luft, wie aus irgend einer Ferne kommend, durchſchnitt. Leicht und flink, ſchaukelnd und ſich drehend, in unaufhaltſamem Vorwärtsſchieben ſchwamm die Maſſe dahin, kein Ende nehmend. Es war wie ein Tanz, auf den man von oben hinunterſah und der ein ſchwindelndes Gefühl vor den Augen hervorrief.

Mit der kommenden Dämmerung rückten die Schollen plötzlich enger aneinandergeſchloſſen heran. Kaum noch eine Lücke war ſichtbar. Es war, als ob eine ungeheure Herde Schafe ſich in Angſt vor den hineinfahrenden Hunden zuſammendränge. Der klare, ſingende Ton begann zu zittern, zu brechen, dumpfe Schläge dröhnten dazwiſchen, deren Urſache nicht zu erkennen war. Ein merkwürdiges Pfeifen, Ziſchen, Rollen und Schleifen, dann wieder ein Gurgeln und kurzes Aufbrauſen kam immer näher.

Einzelne Schollen zeigten ſich, weiß, mit wäſſerigem Schnee bedeckt, lang und eckig, wie mit Meſſern abgeſchnitten, in den ſonderbarſten

Umriſſen, groß wie kleine Stadtplätze. Sie trugen ganze Berge von kleinen Schollen auf ſich und trieben majeſtätiſch in dem Wirrwarr der tauſenden kleinen dahin. Immer neue Schollen, die vor ihnen daherflüchteten, nahmen ſie, wie ein Teller ſich darunter ſchiebend, auf ſich, oder drückten ſie mit ihrem mächtigen Gewicht unter ſich ins Waſſer und ließen ſie hinter ſich wieder aufſteigen. Wie ſchleppentragende Dienerinnen hingen die Kleinen ſich dann an den Saum der Königin an.

Das Rheineis kam!

Der kleinen, ſchwarzen Schollen wurden immer weniger, der rieſigen, weißen immer mehr. Das helle Klingen war von dem dumpfen, rieſenhaften Hallen längſt verſchluckt worden. Der ganze Strom geriet in Aufregung — ein unabläſſiges, ungeheures Treiben, keine Sekunde ein Stillſtand, ein immer und immer ſich Verändern, ein einziger haſtender, verzweifelter, knirſchender, ſchreiender Kampf. Ein Drauflosſtürmen und Sichwehren, ein Aufbäumen, ein Berſten und Zertrümmern überall, ein wütendes Kämpfen einzelner und ganzer Maſſen. Das waren keine Stücke erſtarrten Waſſers mehr, das waren beſeelte Weſen, die von einem übermächtigen Schickſal dahingetrieben wurden, die miteinander rangen um einen Platz an der Oberfläche, die ſich nachjagten, ſich erſehnend und ſich haſſend, die ſich packten, feſtbiſſen und

würgten, die ſangen und jauchzten, die müde wurden, verzweifelten und ſtarben.

Und den Menſchen am Ufer teilte ſich die Aufregung dieſes Lebens zu ihren Füßen mit. Sie ſahen auf den wandernden Strom hinaus, wie in ihr eigenes Leben. Schweigend, atemlos, in einem unerklärlichen Grauen ſtanden ſie da, dicke, ſchwarze Scharen, von dem gelben, immer tiefer ſich auf ihre Schultern herabſenkenden Abend eingehüllt. Nur ſelten flog ein Scherzwort auf, das keinen Widerhall fand.

Die Nacht kam ſchnell. Der Strom ging mit ſeinem Weiß in den Schnee des flachen, endlos anſteigenden andern Ufers über, ohne daß noch eine Grenze zu ſehen war. Wie die Rieſenfinger im Schnee Begrabener ſtarrten noch die einſamen Fabrikſchlote drüben ſchwarz aus dem Weiß heraus. Die ſieben Berge oben hatten ſich ſchon in den dicken, dunklen Himmel aufgelöſt.

Plötzlich hörten die Leute, die noch immer in unüberſehbarer Reihe am Ufer ſtanden und der Nacht nicht weichen wollten, trappelnde Schritte hinter ſich. Man ſchrie. Männer in Arbeitskleidern liefen vorbei, ohne daß zu erkennen war, weshalb und wohin. Kinder und andere Männer ſchloſſen ſich an und liefen mit, überzeugt, daß ein Grund und Ziel des Laufens da ſein müßte.

Mit einem Male ſah alles auf den Strom

hinaus. Und da kam ein ſchreiender, entſetzter Laut aus der Reihe heraus, der ſich nicht fortpflanzte, ſondern überall zu gleicher Zeit entſtand, wie aus einem einzigen, rieſigen Mund. Und dann eine Stille, eine Leere, ein einziger verhaltener Atemzug.

Draußen, mitten im Weiß des Eiſes, trieben zwei ſchwarze Geſtalten heran, durch die Entfernung klein. Und doch war auf dem weißen, ſchimmernden Hintergrund jeder ſchwarze Strich zu erkennen: zwei auseinandergeſtellte Beine, in die Luft gehobene Arme — zwei Männer auf einer Scholle!

Der eine ſaß, den Kopf nach dem Ufer hingedreht, zuſammengekauert, mit hochgezogenen Beinen, die Arme neben ſich auf das Eis geſtützt. Er machte keine Bewegung, veränderte nicht die Lage ſeiner Beine, hob die Arme nicht, drehte den Kopf nicht hin und her. Ohne daß ſein Geſicht zu erkennen war, ging ein Gefühl der Ergebung, des Geſchehenlaſſens von dem ſchwarzen Bündel aus.

Der andere ſtand, breit, hielt den Hut in der Hand und ſtach mit ihm in die Luft über ſich, mit einer komiſchen Bewegung. „He — he — Naache — Ruder — Hölp — Hölp!“ kam es zum Ufer her.

Aber da löſte ſich die endloſe ſchwarze Linie nur langſam auf und ließ die roten Steine der

Gartenmauern durchſchimmern. Rufe, Jammern, immer lauteres Rufen — aber keiner wollte ſeinen guten Platz am Uferrand verlieren. Mit vorgeſtreckten Köpfen ſtand alles und ſah nach den zwei Männern hin.

„He — he — Hölp — Hölp!“

Aber wie ſollte auch da zu helfen ſein? Man konnte unmöglich mit einem Nachen durchs Eis, ſo ſtark war kein Nachen, ſo ſtark auch keine Männer — man konnte auch nicht über das Eis zu ihnen hinſpringen — ſonſt könnten die ja umgekehrt auch zum Ufer herſpringen — nein, das wären ſtatt zwei Verlorener ſo viel mehr — vielleicht waren ſie auch nicht verloren — es war doch möglich, daß ſie irgendwo ans Land kamen — wenn ein Schiff da wäre, aber die lagen ja alle ohne Dampf in den Häfen!

„He — he — Hölp — Hölp!“

Schon ſchwächer klangen die breitgezogenen Laute. Man merkte erſt jetzt, an dem ſchnellen Dahintreiben der beiden, wie reißend der Strom ging.

Und immer weiter trieben ſie, immer ſchwächer klangen die Rufe. Und immer tiefer und ſchwärzer legte ſich der Himmel auf das Eis.

Die zwei ſahen nur noch wie zwei Krähen aus. Schließlich war es nicht mehr möglich, ſie zu erkennen. Man ſtritt — der eine wollte ſie

hier, der andere da noch ſehen — dann war alles leer.

Niemand ging nach Haus. Alles ſtand, hielt den Kopf vorgeſtreckt und ſah in die Nacht hinaus. —

„Setz dich," ſagte der ältere der Männer, der, der ſaß, „et nötz nix, ſie komme net."

Der junge, mit den dünnen Beinen und dem mächtigen Bruſtkaſten des Ackerbauern, mit friſchem Geſicht, das noch vom Sommer her verbrannt war und von dem Rufen rot und erregt geworden war, hörte auf zu rufen, hielt aber den Hut noch in der Luft. Dann ſetzte er auch den Hut auf, drehte den Häuſern der Stadt den Rücken und lachte, indem er den andern anſah und ſeinen blonden Schnurrbart mit dem Handrücken nach oben bürſtete. „Mir möſſe die Naach he ſchlaofe — der Düvel ſoll et holle."

„Wat mäht dat?" ſagte der andere und ſtopfte ſeine kurze Pfeife. Sein mit grauen Stoppeln beſetztes Geſicht war weiß wie das Eis umher. Er hielt die Augen eigentümlich zuſammengekniffen, ſah nicht nach dem Gefährten hin, und zog mit kurzen Zügen an ſeiner Pfeife.

Der junge ſtand und ſah mit ſeinen ſcharfen, blauen Augen prüfend die Schollen an, die neben der ihren ſchwammen. Er verſuchte mit ſeinen breiten Schuhen, die noch den Kot vom Land an

ſich trugen, auf die eine und andere zu treten. Aber wo er hintrat, ſenkte es ſich und ließ das Waſſer über ſeinen Schuh treten.

Es war wie ein Feld nach allen Seiten um ſie her, ein beſchneites Feld, über das man anſcheinend nur die Füße hinzuſetzen brauchte, um ans Ufer zu gelangen, und doch war kein Schritt über ihr zimmergroßes, dreieckiges Stück Eis hinaus möglich.

Sie ſahen auch ſchon nicht mehr, wohin ſie trieben. Die Ufer waren nicht mehr zu erkennen, hier nicht und da nicht, kein Licht leuchtete herüber, es war nur noch ein einziges Weiß, das matt durch das immer dicker werdende Schwarz hindurchglänzte. Nirgendwoher der Pfiff eines Vogels, das Bellen eines Hundes, die Stimme eines Menſchen. Unverändert war das unheimliche Rauſchen, Krachen und Poltern nach allen Seiten um ſie her, unverändert das Fortgeſchobenwerden, das Anſtoßen, das ſich im Kreiſe Drehen, das durch die dreieckige Geſtalt des Eisſtückes ruckweiſe geſchah.

„Nä," ſagte der junge, „mir möſſe op däm Jis he blieve. Et es zwar alt kleener jewaode, ävver et es emmer noch feſter als all die andere." Er fühlte mit der Hand zwiſchen die Schollen in das Waſſer hinunter. „Dat es ſu deck wie zwei Füüß."

Der andere brummte nur und legte ſich ſein rot und weiß gewürfeltes Taſchentuch, wie es die Landleute tragen, unter.

„Ich ſetzen mich och," ſagte der junge und hockte ſich nieder, die Kniee an den Körper gezogen und die langen eckigen Arme darum gelegt.

„Et es ſonderbar: et es mir jar net kalt. Dat mäht wahl de Opräjung." Aber er war nicht einmal aufgeregt. Er war nicht anders als wie ſonſt, wenn er ſich abends auf ſeinen blauüberzogenen Strohſack legte. Ein wenig unruhig, geſpannt, aber nicht furchtſam — weiß der Teufel, irgendwie mußten ſie doch aus dieſer Geſchichte herauskommen.

„Mir hätte dinge Naache ruhig drieve loſſe ſolle — ne neue Naache koß net vil. Dann waöre mer noch am Land. Jetz drieve mer alle drei."

„Wat mäht dat?" brummte der andere.

„Nä, et mäht nix. Ich wäeden mir bei där Jeläjenheet ens Köllen aanſehn — dann koß die Reiſ' och keen Fahrjeld." Der junge mußte auf ſeinem Sitz hin- und herrücken, bis die Scholle im Gleichgewicht war. Bei jeder Bewegung ſpülte das Waſſer an ſeine Schuhſpitzen.

Es gab einen Ruck, und jeder der zwei machte eine fallende Bewegung nach vorne, ſo daß ſie die Hände vorſtrecken mußten. Und mit einem Male ſpürte der junge hinten eiſiges Naß an ſeiner

Hoſe. Das Eis war hinter ihm abgebrochen, ihre Inſel war nur noch halb ſo groß.

Beide rückten vorſichtig der neuen Mitte zu. Der ältere zog an ſeiner Pfeife, als ob nichts geweſen wäre, hielt immer die Augen zugekniffen und ſaß wieder bewegungslos da. Wenn er an der Pfeife zog, leuchtete der brennende Tabak auf und zeigte ſeine grauen Stoppeln und den unteren Teil ſeines faltigen Geſichtes mit der herabhängenden Naſe.

Die Scholle, die gegen die ihre geſtoßen war, ſaß daran feſt und fraß mit ihrem zackigen Rand ein Stück nach dem andern davon herunter. Es kniſterte unaufhörlich hinter ihnen.

Der junge verſuchte, den Feind mit den beiden Fäuſten wegzuſtoßen. Aber der Strom und die Maſſe des dahinter anrückenden Eiſes waren ſtärker als er. Er fluchte. „Su ſihr jemötlich es dat jetz net mieh — dat Aos es zo ſchmal jewaode. Wenn mer onſer drei waöre, dann mööte mer eene von ons en et Waſſer ſchmieße.“ Und er ſchlug mit ſeinem Abſatz gegen das Eis, wie um auszudrücken, daß ſeine anfängliche Bewunderung der Scholle in Verachtung übergegangen war. Er mußte wieder und wieder rücken, um nicht im Waſſer zu ſitzen.

„Zom Donnerkiil — ſetz ruhig!“ ſchrie der andere auf einmal ganz unvermittelt auf und trat ihm mit dem Abſatz ſeines Stiefels gegen das

Knie. Auch ihm ſpülte das Waſſer jetzt an die Hoſe, und auch er mußte immer wieder rücken. „Ich ben zoirſch he jewäs — du bes naoh mir jekomme — woröm bes du net op dingem Stöck Jis jeblivve?“

Der junge erwiderte nichts, ganz erſchrocken über den plötzlichen Zornesausbruch. Aber dann wurde er ärgerlich über den Tritt gegen ſein Knie, das ihn ſchmerzte. Er wollte aber ſeinen Ärger nicht aufkommen laſſen. Sie mußten ſich vertragen, ſie beide, es mußte einer zum andern halten — was ſollte ſonſt aus ihnen werden? Er zog alſo gleichfalls ſein Taſchentuch heraus, lachte und gab es dem andern. „Dä — nemm! Du bes älder als ich — ich maachen mir us der Käld nix.“

Der andere nahm das Tuch, ohne zu ſprechen, mit einer heftigen Bewegung, und legte es ſich unter.

„Jang op e ander Jis,“ fuhr er dann wieder auf, „du bes zo vil he — ich ben zoirſch he jewäs.“

„Jood,“ ſagte der junge. „Wenn du et wells.“ Er ſtellte ſich auf die Füße, indem er die Arme von ſich hielt, um das Gleichgewicht zu wahren. Er ſah wieder die nächſten Schollen prüfend an. „Nä — ich riskieren et net. Ich mööt ſpringe — on do weeß der Düvel, wohin ich do tredde.“

„Dann bliev ſtonn — et es keene Plaatz für

zwei zom Setze.“ Der Ältere kroch frierend noch tiefer in ſich hinein, immer knurrend, wie ein wütender Hund, immer etwas zwiſchen den Zähnen herausziſchend.

Ein eiſiger Wind ſchüttelte die Zipfel ihrer Jacken, und ſie mußten die Kappen tiefer in den Kopf ziehen, um ſie nicht zu verlieren.

Der junge blieb ſtehen, ſtellte die Beine wieder breit auseinander und hielt die Arme, mit den zwei Fäuſten unten, immer breit neben ſich. Er ſchluckte fortwährend hinunter — der Zorn ſaß ihm in der Kehle. Das Blut klopfte ihm in den Schläfen. Es war eine Gemeinheit, ihn anzuſchreien, weil er zuletzt auf das Eis getreten war, während ſie doch beide in einer gemeinſamen Not waren. Herrgott, das iſt ſchon das größte Unglück bei der ganzen Sache, daß er mit ſo einem alten Kerl da zuſammen auf dem Eis ſein muß. Warum hat er ihn da ans Knie getreten? Iſt er denn noch ein dummer Bengel von der Straße?

Er mußte mit den Armen hin und her rudern — unrecht hatte der andere nicht, wie lange würde er noch ſo daſtehen können? Aber zum Teufel! es gehörte Mut dazu, auf ein anderes Stück Eis zu gehen, deſſen Dicke man nicht kannte.

Sie ſprachen nicht mehr zuſammen. Dabei drehten ſie ſich unaufhörlich mit der Scholle im Kreiſe herum, einer immer um den andern. Es

wäre komiſch geweſen, wenn nicht der Haß zwiſchen ihnen, wie ein anfangendes Feuer, gebrannt hätte.

Der junge pfiff laut, gegen den Wind. Es erregte ihn immer mehr, daß gerade er ſtehen mußte, und daß der andere ſitzen ſollte. Und wie er ſich noch mit Abſicht ſo recht breit ſetzte! „Zom Teufel!“ ſchrie auch er jetzt, „du drängs mich jo janz en et Waſſer!“

„Ich ben zoirſch he jewäs,“ kam es eigenſinnig und drohend von unten zu ihm herauf. „Et es nur für eene Plaatz he.“

Es war in der Tat kein Zweifel mehr — zwei hatten nicht länger Platz auf dem Eis da. Und da kam dem jungen endlich der Gedanke, den er ſchon längſt in ſich aufſteigen gefühlt hatte: warum nicht mit den Armen nach unten greifen, warum nicht mit den langen, ſehnigen Armen den ſchwachen, kleinen Mann da unter die Schultern packen und auf ein andres Eis werfen? Er will es ja nicht anders — ich wäre nicht ſo, wenn er nicht ſo wäre. Warum hat er mich an das Knie getreten?

Er pfiff lauter, um dieſe Gedanken in ſein Inneres hinunterzudrücken. Aber ſie drängten ſich wieder nach oben, wie die kleinen Eisſchollen. Wenn er ihn warf, und er, der andere, fiel ins Waſſer? Nun, ſo konnte er ſchwimmen, konnte

ſich am andern Eis halten — es war ſo viel Eis da, daß niemand untergehen konnte.

Der junge brauchte gar nicht mehr denken zu wollen, die Gedanken arbeiteten ohne ihn, gegen ſeinen Willen, und führten ihn zum Entſchluß. Gut, er wollte den Wurf tun. Nur den richtigen Augenblick galt es zu ergreifen, wo ein breites Eis nahe genug war, dem zu trauen war; denn ſo ganz ins Ungewiſſe konnte er den Alten doch nicht werfen.

Eine plötzliche Angſt und Verwirrung kamen über ihn. Der Schweiß prickelte ihm unter der Kappe auf der Stirn, das Herz ſchlug ihm hörbar unter der zugeknöpften Jacke. Herrgott, nur keine Todſünde! Nur zu Haus der alten, guten Mutter in die blauen Augen ſehen können, nur die Iriet, wenn ſie in ihrem roten Rock kommt, um nach ihm zu fragen, anlachen können!

Er ſprach ein ſchnelles Gebet: „Hellige Modder Jottes — hilf mir — loß mich jood blieve — nä, et es Onrääch — loß mich et net donn —" Aber ſeine Augen ſchoſſen dabei unter halb herabgezogenen Lidern durch die Nacht, ſpähten, ſuchten — da kam ein Eis — groß war es nicht — aber es ſchien feſt —

Er griff ſchnell mit den Armen unter ſich, nach dem kleinen Mann — und wurde im ſelben Augenblick an die Beine gepackt, mit eiſernen Fin-

gern in die Kniekehlen hinein. Er griff mit den Händen in die Luft, um ſich an etwas zu halten — in einer merkwürdigen Gedankenverbindung ſah er plötzlich die grobe, blaue, von der Sonne beleuchtete Schürze ſeiner Mutter vor ſich, an der er ſich als Kind gehalten — er machte den Mund auf, um zu ſchreien — da hielt ihm was den Mund zu — Waſſer — —

Ein Schlagen, ein Brechen von Eis, dann nur noch das große, unabläſſige dumpfe Hallen, Murren und Stöhnen, das ſich ſchwer und langſam durch die ſchwarze Nacht ſchob, und mitten darin, ein ſchwarzer Haufen auf einem rieſigen weißen Teller, der eine, der Sieger, bewegungslos, den Kopf noch tiefer in die Schultern geſteckt und unaufhörlich ſich im Kreiſe drehend.

Die Hand.

Mitten im Wald treffen die drei Wege zuſammen und bilden einen kreisrunden, weißen Fleck. Und auf dem Fleck ſtand ein Mann und drehte unſchlüſſig den Kopf von einem Weg zum andern. Ein Mann von der Art, wie ſie immer hier oben im Wald ſtecken: die Hoſe an den Knieen zerriſſen, der Hut von lächerlich unbeſtimmter Form und Farbe, und in der Fauſt ein Stock, friſch aus dem Buſch gebrochen, von der Dicke eines Kinderarmes.

Endlich hörte der Mann ein Singen aus der Ferne und hatte nun ſeinen Weg. Mit vorſichtig hingeſetzten Schuhen, den Kopf ſpähend aus der Jacke heraus und nach vorne gereckt, den Stock unterm Arm, die Hände in den weitabſtehenden Taſchen, ſchritt er in den Schacht hinein, der hell in den ſchwarzen Wald geſchnitten war. Er war faſt zu groß und zu breit für den Weg und ſtieß mit der Spitze des Hutes oben und mit den Ellen-

Digitized by Google

bogen rechts und links an die Blätter an. Und ſeine rieſigen Schuhe, deren jeder Platz für zwei gewöhnliche Füße gehabt hätte, machten ſo weite Schritte, daß er, trotzdem er nur langſam die Beine hob, bald das Singen dicht vor ſich hörte.

Er blieb ſtehen, griff mit den geſpreizten fünf Fingern in ſeinen kurzen, grauen Bart, deſſen Haare ſtarr wie aus Draht waren, und richtete ſeine Augen auf einen blauen Fleck im Grün der Blätter: von da her kam das Singen. Seine Augen lagen, rundherum von Falten und Furchen umgeben, wie in einem tief eingeſunkenen Kiſſen und ſahen aus dieſer Tiefe mit einem durchdringenden, ſtarren, gelben Glanz heraus. Nur durch dieſen Glanz ſtachen ſie von dem Geſicht ab, das gelb und hart wie Bronze war und ſo von Furchen zerſchnitten, als ob der Pflug darüber gegangen wäre.

Der Mann grub ſich ſeitwärts in den Wald hinein, drückte die ſchweren Schultern herunter, kroch ſchließlich auf Händen und Knieen. Als der blaue Fleck ſich zu einem Stück Himmel vergrößert hatte, legte er ſich lang hin, auf den Bauch, mit ausgeſtreckten Beinen, aufgeſtützten Händen und hochgehobenem Kopf. Auf einem freien Platz vor ihm, mitten aus dem Gras, zwiſchen den Wurzeln einer Eiche, die mit ihrem Stamm ein kleines Zimmer gefüllt hätte, ſprang eine Quelle heraus.

Sie bildete gleich einen kleinen Fall und lief dann in einem handbreiten, braunen Bett den Hang hinunter, brummend und wieder silberhell lachend, wie mit zwei Stimmen, von denen eine die andere übertönen wollte.

An dem Wasser saß wie ein kleines, vom Himmel gefallenes Wunder die junge, feine Frau unten aus dem Schloß. In ihrem weißen Kleid, mit zerbrechlichen Schultern und blondem Haarknoten hinten, mit Backen und Augen, die rot und blau waren, als wären sie angefärbt, sah sie noch wie ein Mädchen aus. Sie hatte Schuhe und Strümpfe neben sich hingelegt und hielt die nackten Füße unter den Fall. Dabei sang sie laut und unbesorgt, schmetternd wie ein Vogel, froh über ihr eigenes Lied. Und mit den Händen riß sie Gras neben sich aus und warf es ins Wasser.

Mit einem Male drehte sich die Frau um, in einem unbestimmten Gefühl, und sah in zwei Augen, die gelb und glänzend, unbeweglich, aus den Blättern heraus nach ihr hinsahen. Sofort hörte sie zu singen auf, zog die Füße aus dem Wasser und öffnete den Mund, um erschreckt aufzuschreien. Aber sie war so erschreckt, daß sie nicht einmal einen Schrei herausbrachte.

Der Mann streckte seinen Kopf ganz aus den Blättern hervor, lachte sie an, nicht mit dem Mund, nur mit den Falten und Rissen um die Augen, und

ſagte: „Blievt nur ſetze, ich donn Üch nix.“ Er zog den Hut langſam von ſeinem Kopf, ſodaß das kurze, ſchwarze Haar ſichtbar wurde, und bohrte ſeine ſtarren Augen eigentümlich feſt in ihre blauen, die ungetrübt wie Kinderaugen ſtrahlten.

Die Frau wagte auch nicht einmal aufzuſtehen, ſie fürchtete ſich ſogar, die Hand nach ihren Strümpfen auszuſtrecken, und vergaß ſelbſt, die nackten Füße unter den Röcken zu verbergen. Sie ſah nur immer mit ihren erſchreckten Augen in die andern hinein, wie angezogen und feſtgebannt.

Der Mann zog nun auch die Enden ſeines Mundes zum Lachen hoch. „Han ich Üch ſu erſchreck? Jao — ich verſtonn et, leis an jet eraan zo komme. Dat moß och jelihrt wäede. Ich waör och jrad eſu leis eran jekomme, wenn Ihr et Jeſeech naoh mir zo jehatt hätt.“

Endlich griff die Frau nach einem Strumpf, ohne aber den Mund zumachen zu können.

„Nä,“ ſagte der Mann, „Ihr brucht keen Angſt vür mir zo han, ich blieven he lijje, ich kommen net naöher.“ Dabei lachte er, leiſe, mit weit offenem Munde, ſodaß ſie ſeine lückenloſen, breiten und weißen Zahnreihen ſehen konnte. Und immer hingen ſeine Augen, groß und mit einem ſonderbaren, fragenden Ausdruck an den ihren.

Und mit einem Male lachte auch ſie. Nein, das war kein Mann, vor dem ſie Furcht zu haben

brauchte. „Dumm, ſo zu erſchrecken," ſagte ſie und zog, ohne zu eilen, ihre Strümpfe an.

Er ſtreckte einen ſeiner rieſigen Arme aus und ſchob ihre Schuhe näher an ſie heran. Er hielt die Schuhe einen Augenblick in ſeiner Hand, ſo ſorgſam, als ob ſie zerbrechlich wären, und betrachtete ſie neugierig und mit einer Art Verwunderung. Er ſah ihr zu, wie ſie die Riemen durch die Löcher zog und mit den Füßen an die Erde ſtieß, um tiefer in die Schuhe hineinzukommen.

„Ich han Üch jekannt," fing er an, etwas verlegen, ſodaß ſich das harte Leder ſeines Geſichtes rötlich färbte, „do waort Ihr noch ſu huh wie minge Stivvel. On ſu ſchön, dat et net zo jlööve waor. Wie Schnie on Pingsruſe. On dat ſchöne Haor. Ich han ming Auge net von Üch weg rieße könne — et ſen jetz wahl zwanzig Jaohr her."

Sie ſtach ihre Hutnadel tiefer ins Haar, als ob ſie ſich zum Gehen bereiten wolle, und lachte erfreut, zutraulich, wie ſie mit irgend einem Mann aus dem Dorf unten gelacht hätte. „Dann könnt Ihr mich doch nicht mehr kennen."

Er ſah ſie immer an, feſt, bohrend, ohne erſt zu ſprechen. Dann: „Doch — ich kennen Üch noch — ich han Üch net verjeſſe — ich han Üch nie verjeſſe —"

Sie war ein wenig geſchmeichelt durch den ſanften, verehrenden Ton, ſah ihn aber nicht an.

Er tat die Augen nicht von ihrem Geſicht weg. „Nä — ich weeß et noch wie hück. Ich ſaoß ingen en Ülerem jruße Jaede op enem Plummeboom. Do han ich Üch em Jras ſetze ſehn. Ihr waort wahrhaftig net jrüßer als minge Stivvel, däät met enem Hond ſpille — ſu enem wieße, langhaorige —“

„Tello,“ ſagte ſie und nickte ernſthaft, „der iſt längſt ſchon tot.“

„Jao. On dann — dann han ich Üch noch ens jeſin. Do ſtond ich am Jitter ungen on ſaoch en Üleren Jaeden eren. Die Sonn ſchien eſu ſchön. Et waor eſu ne ſchöne Dag. Ihr waort ſchon eſu jruß wie ming Been. On et Haor, dat hing Üch hingen erav, trotzdäm Ihr ſchon halvlange Röck hatt. On Ihr waort eſu ſchön on fruh, on alles ſo reen on jewäſchen an Üch — Ihr hatt e wies Kleed jrad wie jetz, on Brud on Zocker en der Hand on däät e Päed domet fodere, ne ſtaatſe Schimmel — ich kann et net ſu verzälle. Ich waor domols ſu — ſu — ich hatt nix zo eſſe ſeit drei Däg, der Buch däät mer wieh vür Hunger, die Schohn feelen mer von de Föß — krank und ſchwach zom Omfalle — on hatt doch nix, wao hinlääje on ſchlaoſe. On do kaomt Ihr, jaovt mir e Stöck Brut, net ſu enem Laache. Et es jo nix dobei, et hät mer jo ſu mänchér alt Brut jejevve — ävver dat ſehn ich emmer noch vür mir, dat wieße Kleed, dat Haor

on dat Laache. On die Hand — ich heelt ming Hand esu, dat ich dran föhle konnt — die Hand — die Hand — die han ich net mieh verjesse könne."

Sie sah nachdenklich vor sich hin, froh und glücklich gemacht durch die Erinnerung an die längst vergangenen Tage, durch das Gefühl, jemanden gehabt zu haben, der an sie dachte, ohne daß sie davon wußte. Es kam ihr vor, als ob sie die ganzen Jahre über behütet gewesen sei. „Ach, es gibt doch mehr Mädchen am Rhein — weshalb bin ich es denn grade? Ich bin nicht schöner als die andern." Sie sagte es, aber sie hoffte, von ihm das Gegenteil zu hören.

Und er: „Nä — nä — die andern — jeweß, et jitt ere su vil on su mänche, die schöner es. Avver nä — keen dovon — keen dovon — nur Ihr — nur Ihr. Wer kann dovür, dat er jrad die een jäen hät? Dat küt von selver, et es su, et setz en eenem on me moß et jewähre laosse."

„Aber jetzt bin ich so groß wie Ihr selber," sagte sie nach einer Weile und sah ihn schnell von der Seite an. Ihre kindliche, unbesorgte Fröhlichkeit kam wieder über sie.

„Su? Meent Ihr?" lachte er laut und mit ihr froh, stützte sich auf die Hände und stand da — ein Riese, ein Ungetüm, ein Berg.

Sie lachte erschrocken und sah zu ihm in die

Höhe, indem ſie den Kopf zurücklegte. „Herrgott, ſo groß möcht' ich wahrhaftig nicht ſein."

Sein Geſicht glänzte vor Befriedigung, als er das Kinn auf die Bruſt legte und zu ihr hinunterſah. Seine Schuhe ſtanden wie zwei kleine Ungeheuer, Abbilder ihres Herrn, ſchwer von Kot und Staub, neben ihr.

Es war ſchon ſelbſtverſtändlich, daß er nicht mehr in ſeine Blätter zurückging, ſondern ſich neben ſie auf die Erde niederließ. Er bat mit einem ehrerbietigen, gutmütigen Aufblicken ſeiner Augen um Erlaubnis hierzu, und ſie ſchien nicht einmal mehr etwas Verwunderliches darin zu finden. Sie rückte auch keinen Fuß breit weg von ihm und ließ ſogar ihre Hände aufgeſtützt neben ſich, ſodaß ihre eine Hand, weiß und nur wenig breiter wie ihr Arm, dicht neben ſeiner braunen, rieſenhaften Fauſt im Graſe lag.

Sie ſaßen eine Zeitlang und ſprachen nicht. Ein jedes ging ſeinen eigenen Gedanken nach.

„Wie ſchön dat es!" ſagte er mit einem Male und ſenkte den Kopf. Dabei war ſeine Stimme brüchig, klang ganz anders, tiefer und rauher wie vorher. „Dat hätt ich nie jedaach, dat ich noch ens he nevven Ück ſetze dörf." Er ſagte das ganz leiſe.

„Seid Ihr weit von hier zu Haus?" fragte

ſie, indem auch ſie unwillkürlich das Flüſtern ſeiner Stimme annahm.

„Ich ben überall zo Huus. He on do. Ich jonn de Rhing erav on de Rhing erop. Jonn och alt ſeitwärts en et Land eren.“

„Habt Ihr keine Frau? Habt Ihr keine Kinder?“ Sie machte kleine, neugierige Augen.

„Nä. Nä. Ich han nix. Wat ſoll ich domet? Ich ſchlaofen em Struh, een Naach he, die ander Naach dao. Emmer em Land eröm. Emmer ander Dörfer, ander Jeſeechter.“

„Was eßt Ihr da? Ihr müßt doch auch eſſen? Arbeitet Ihr nicht?“

„Arbeede? Nä. Ich ſööche mir jet zo eſſe, he jet on do jet.“

Sie ſah ihn erſt erſchrocken an, dann mitleidig, dann, als ob ihr einfiele, was ſie ihrer Stellung unter den Leuten ſchuldig ſei, ernſthaft und unwillig. „Das iſt nicht recht — ſo ſtark und betteln!“

„Ob et rääch es oder onrääch — dat weeß ich net. Dorüvver han ich noch net naohjedaach. Ich maag net — woröm ſoll ich donn, wozo ich keen Loß han? Arbeede? Nä! Soll ich en de Fabrik jonn, me'm Eßkömpche en der Hand, on en der ſchwazzen Kollenluft ſchwindſöchtig wäede? Oder ſoll ich ene Knääch ſen on dem Buer jehorche wie e Päed, jeſchännt wäede on jetrodde on, wenn

ich alt ben, op et Struh jeſchmeſſe? Nä, wer e Stöck Land vom Vatter jeerv hät, der ſoll zo Huus blieve — ävver mir andere — nä, ich well jet han vom Levve, well jet ſehn von der Welt, will mingen eijenen Häär ſen.“ Er machte plötzlich zwei Fäuſte, in einer komiſchen Erregung. „Woröm löß mer ons net wie mer wolle? Woröm ſen ſe hinger ons her mit Schandarme on Poliziſte? Es dat ſu ſchlemm, wenn mer ſich ene Appel oder e Hohn ens nimmb? Han die Buere net jenog übrig? Jehürt die Welt net allen Minſchen? Dat ſteht en der Bibel — ich han et ſelver jeleſe — Chriſtus hät et jeſaht: Die Riche ſollen dä Arme metjevve —“ Er hielt ein, lachte und ſah ſie an, die ihm ganz erſtaunt ins Geſicht ſah. „Dat es alles dommes Züg“, ſagte er dann, wieder ruhig und über ſich ſelber ſpottend, „et küt nix dobei erus, wenn mer üver dat alles naohdenke well — nä, et beſte bliev, mer nimmb ſich ſing Deel, wenn et eenem keener jitt — mer nimmb et ſich einfach — wat mer ſtehlen nennt —“

Die Frau hielt den Kopf wie zum Lauſchen vorgeſtreckt, ſah mit ſtarren Augen in die Luft. Sie hatte das Gefühl, daß es eigentlich ihre Pflicht ſei, zu gehen, nicht ſolche Reden anzuhören — was ſaß ſie, die feine, junge Frau überhaupt noch neben dem Landſtreicher da? Aber es war etwas, was ſie auf die Schultern drückte und an ihrem Platz ſitzen

bleiben ließ. Die ganze Welt, unten im Tal, die Menſchen in guten Anzügen, in Uniformen, mit all dieſen Sitten und Forderungen des Anſtandes — das alles verſchwand vor ihren Augen. Sie ſaß allein mit dem ſonnenverbrannten Mann da im Gras, ſaß in einer andern, beſſern, einer Märchenwelt. „Ihr armer Kerl," ſagte ſie deshalb nach einer Weile, gerade vor ſich hin, und machte weite, mitleidige Augen. „Ihr habt auch kein Glück."

Er lachte, tief, rollend, mit einer Bärenſtimme, brach dann kurz ab. „Nä — nä," ſagte er, wie erſchrocken über ſein lautes Lachen, „ich ben jlöcklich jenog — ich ben jlöcklich."

„Nein. Ihr ſeid es nicht. Ich höre das ja — wie Ihr ſo ſprecht —"

Der Mann antwortete nicht, zog ein Stück Brot aus der Taſche, trocken und hart, und aß es langſam. Er ſaß da und ſchien überhaupt nicht mehr ſprechen zu wollen. Als er mit ſeinem Brot fertig war, bewegte er keinen Arm und keinen Fuß mehr. Nur ſeinen Kopf ſenkte er noch tiefer auf die alte, verſchliſſene, dünn gewordene Jacke herab. Einmal raſchelten die Röcke der Frau, als ob ſie aufſtehen und gehn wolle, und da hob er erſchreckt den Kopf. Als er ſie aber ruhig daſitzen ſah, ließ er den Kopf wieder hängen. Dabei zog er die langen, ſtarken Brauen über den Augen zuſammen, ſo daß ſein Geſicht finſter und drohend ausſah.

Als er aber dann zu ſprechen anfing, kam etwas ganz anderes, etwas unerwartet Mildes heraus. „Nur jet noch — nur jet noch maöch ich han — dann waör ich jlöcklich, wie Ihr ſaht. Dat andere — dat es net mieh zo ändere — ävver dat eene noch — dat fellt mir — emmer —“

Sie ſah ihn an, bereit, es ihm zu geben, wenn ſie es hatte. „Was?“

„Nä,“ ſagte er und drehte den Kopf ſo, daß ſie ihm nicht mehr ins Geſicht ſehen konnte. Aber die Haltung ſeines Kopfes, der krumme, hängende Rücken, die Hände, deren Finger geſpreizt waren und mit ihren Bewegungen ins Gras griffen, die kotbedeckten Schuhe, aus deren einem die Zehen ſahen — dem ganzen, ſchweigenden Mann da war anzuſehen, daß er mit einem Male traurig geworden war.

„Ach!“ ſagte ſie in einem bittenden Ton, als ob ſie zu einem Gleichgeſtellten ſpräche, zu einem, der ihr lieb wäre, und ſo, als ob ſie ſelber um einen Gefallen bäte, den er ihr tun ſolle, „fangt doch ein neues Leben an! Kommt zu uns herunter! Arbeitet! Ich will meinem Mann von Euch erzählen.“

Der Mann bewegte ſich immer noch nicht. „Nä,“ ſagte er endlich, ohne den Kopf zu ihr hinzudrehen, leiſe, mit einem merkwürdigen Zittern in der Stimme, und dann noch einmal, indem er

die Fäuſte gegen die Erde ſtemmte, um aufzuſtehen: „Nä.“

Da legte ſie ſchnell eine ihrer Hände auf ſein Knie. Eine ihrer fleckenloſen und weichen Hände auf die zerriſſenen, ſchmutzigen Lappen, die ſein nacktes, haariges Knie nicht einmal bedeckten. „Doch,“ rief ſie mit einer klaren, befehleriſchen Stimme, ſo nahe an ſeinem Geſicht, daß ihr Atem die Haare ſeines Bartes bewegte, „Ihr müßt ein andres Leben anfangen! Kommt mit mir herunter!“

Der Mann ſaß noch einen Augenblick da, als habe er einen Schlag erhalten, dann ſenkte er den Kopf ganz tief, immer tiefer, bis auf die Hand herunter, nahm dann ſeine Hände aus dem Gras, eine nach der anderen, legte ſie auf die weiße Frauenhand, ſodaß jede einen Teil davon berührte und noch ein Teil in der Mitte frei blieb. Und auf dieſe freie Stelle hinunter ſchob er langſam ſeinen Mund. Aus dem grauen, borſtigen Bart heraus ſtreckten ſich ſeine vollen, geſunden Lippen und berührten das Fleiſch der Hand, blieben daran haften, gingen nicht mehr weg davon.

Und die junge Frau fühlte zu ihrer Verwunderung, wie dicke, ſchwere Tränen aus ſeinen Augen auf ihre Hand fielen. Aber ſie zog die Hand nicht weg. Mit einem erſtaunten Kindergeſicht ließ ſie ſie auf dem Knie liegen und ſah zu, wie ſich

die mächtigen Schultern des Mannes hoben und ſenkten, wie durch einen inneren Schmerz aufgeworfen, wie der ganze ungeheure Körper zuckte und geſchüttelt wurde. Sie hörte zu, wie der rieſenhafte Bruſtkaſten ſeltſame, blökende Töne wie mit Schmerzen ausſchüttete. Sie verſtand nicht, was da vor ſich ging. Sie war verwundert, betroffen. Aber ſie fühlte, daß ſie ſtill halten mußte, daß ſie etwas Gutes tat, wenn ſie ihre Hand dem Mann da, dem Bettler, dem Vagabunden, eine Weile hinhielt. Was war denn Großes an ihrer Hand?

Und der Mann hörte auch von ſelber auf. Langſam löſte er die Lippen, hob den Kopf, nahm eine Hand nach der andern weg, wie um den Abſchied recht lange zu machen, ließ die Hand noch eine Weile auf ſeinem Knie liegen, mit einem letzten, langen Blick darauf, und erhob ſich dann, ſchnell, ohne zu zögern.

„Dat waor dat Eine," ſagte er. „Jetz han ich et, mieh well ich net. Dat waor dat Schönſte en mingem Levven. Dat bliev bei mir, jetz ben ich net mieh alleen — jetz han ich e Jlöck bei mir." Er hob ſeinen Stock aus den Blättern auf, drehte ſich noch einmal um, mit weiten, ſtrahlenden Augen, mit einem Geſicht, das unter dem zerfetzten Hut heraus leuchtete, ſchwenkte den Hut in der Luft und ging in den Wald zurück, aus dem er gekommen.

Bald war ſein mächtiger Rücken hinter dem Grün der Blätter und dem Braun der Stämme verſchwunden. Und da ihm die Notwendigkeit ſeines harten Lebens die Kunſt beigebracht hatte, mit bleiſchweren Schuhen unhörbar aufzutreten, ſo vermochte die Frau, die mit hingedrehtem Körper noch da ſaß, nicht einmal einen ſeiner Schritte zu vernehmen.

Princeton University Library
32101 069154589